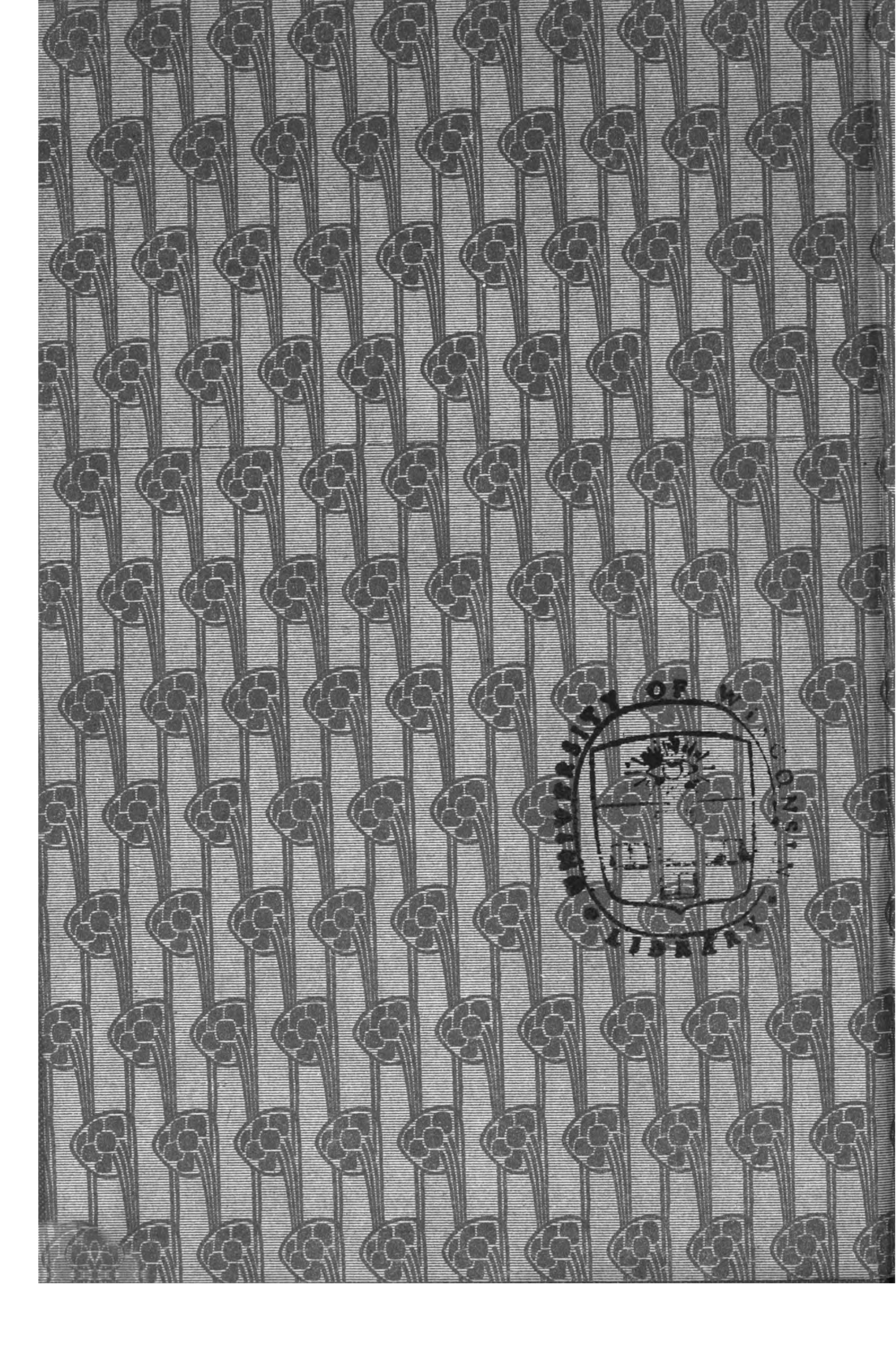
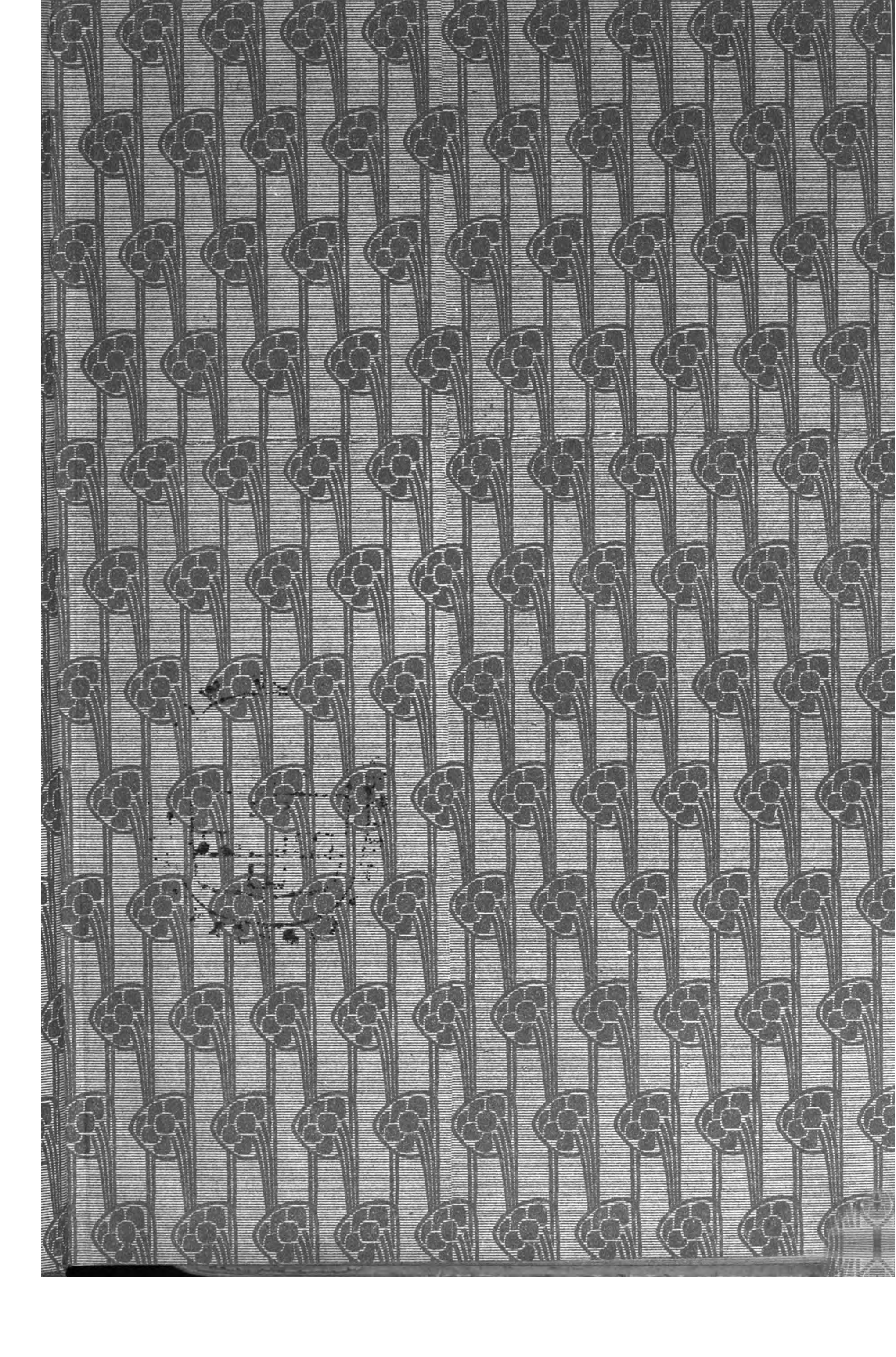
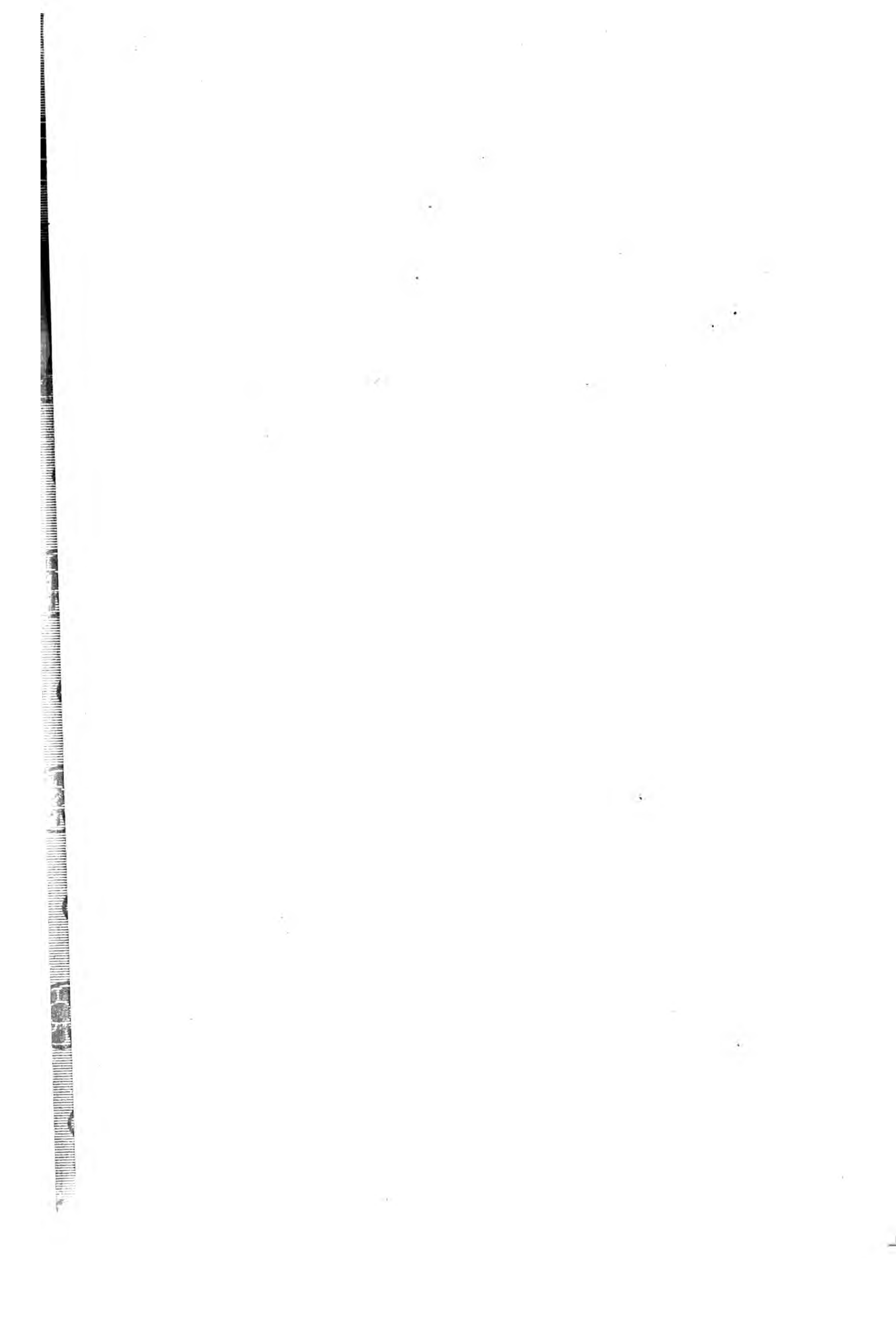
HEIDEHEXE

von NATALY von ESCHSTRUTH


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY





Heidehexe

Novellen

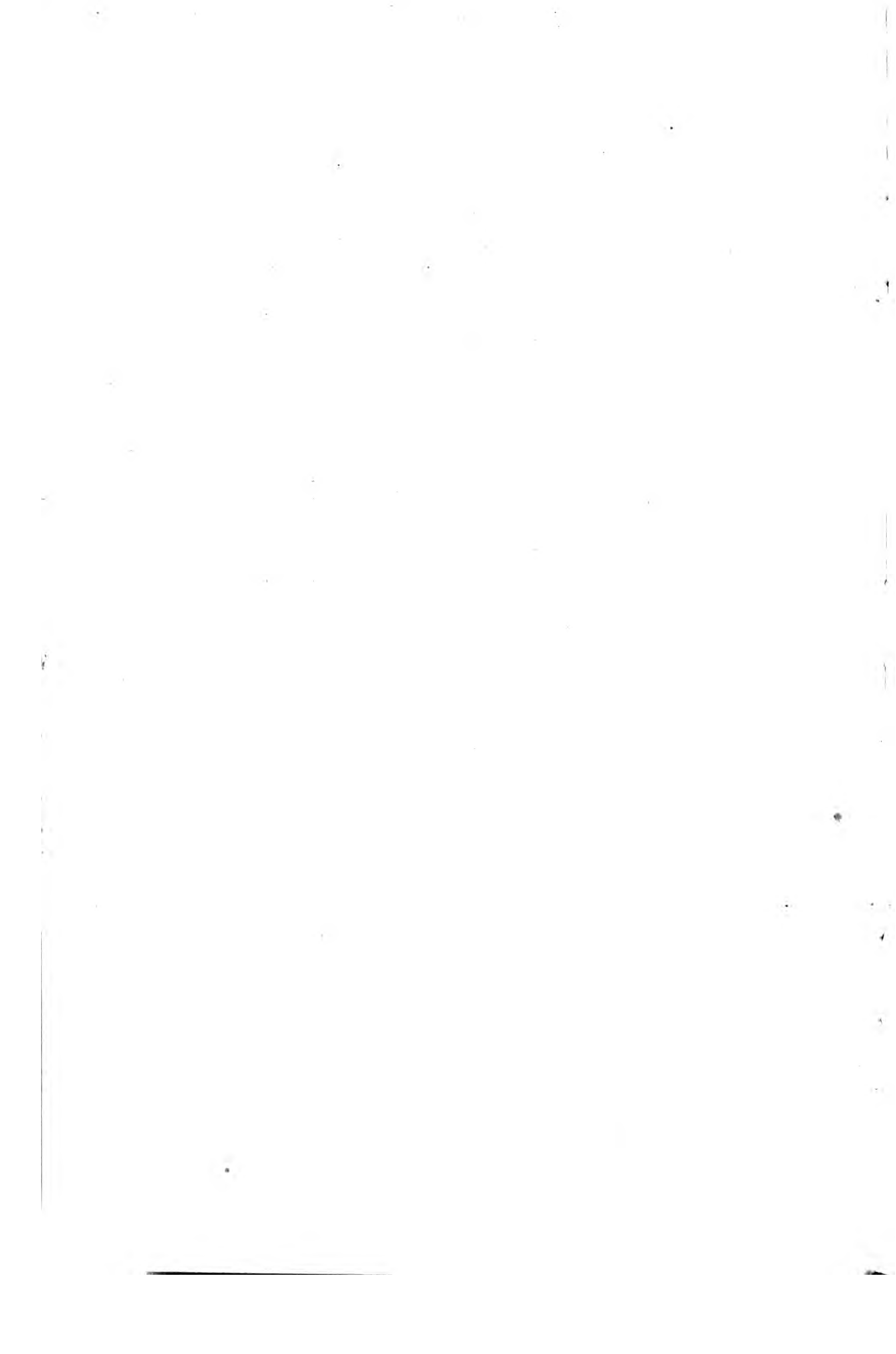
von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von W. Flashar und A. Mandlick



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.



Meiner lieben

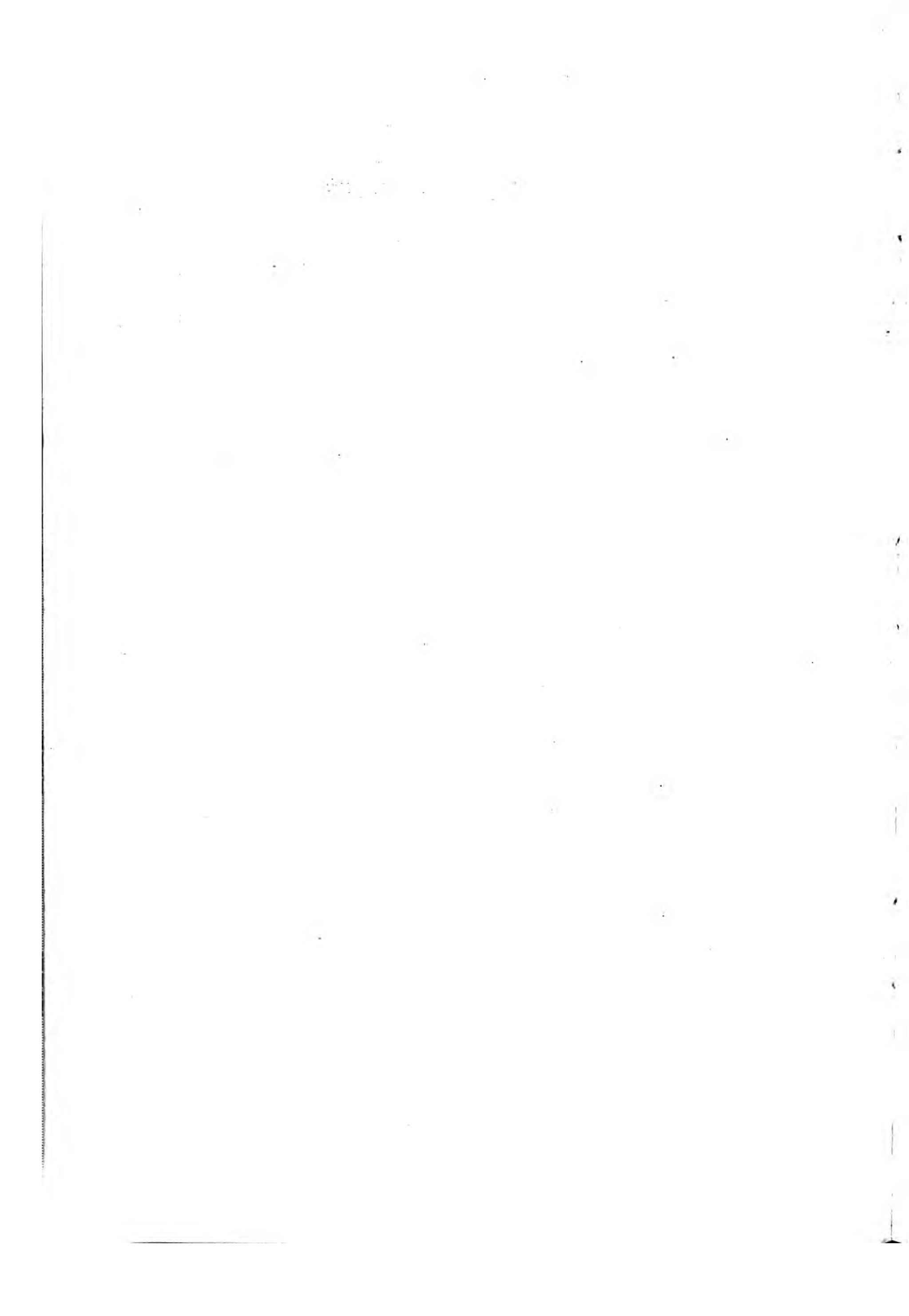
Tante und hochverehrten Schwester in Apoll

Fräulein Mathilde von Eschstruth

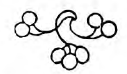
(M. von Eschen)

in herzlichster Zuneigung gewidmet.





Inhalt.

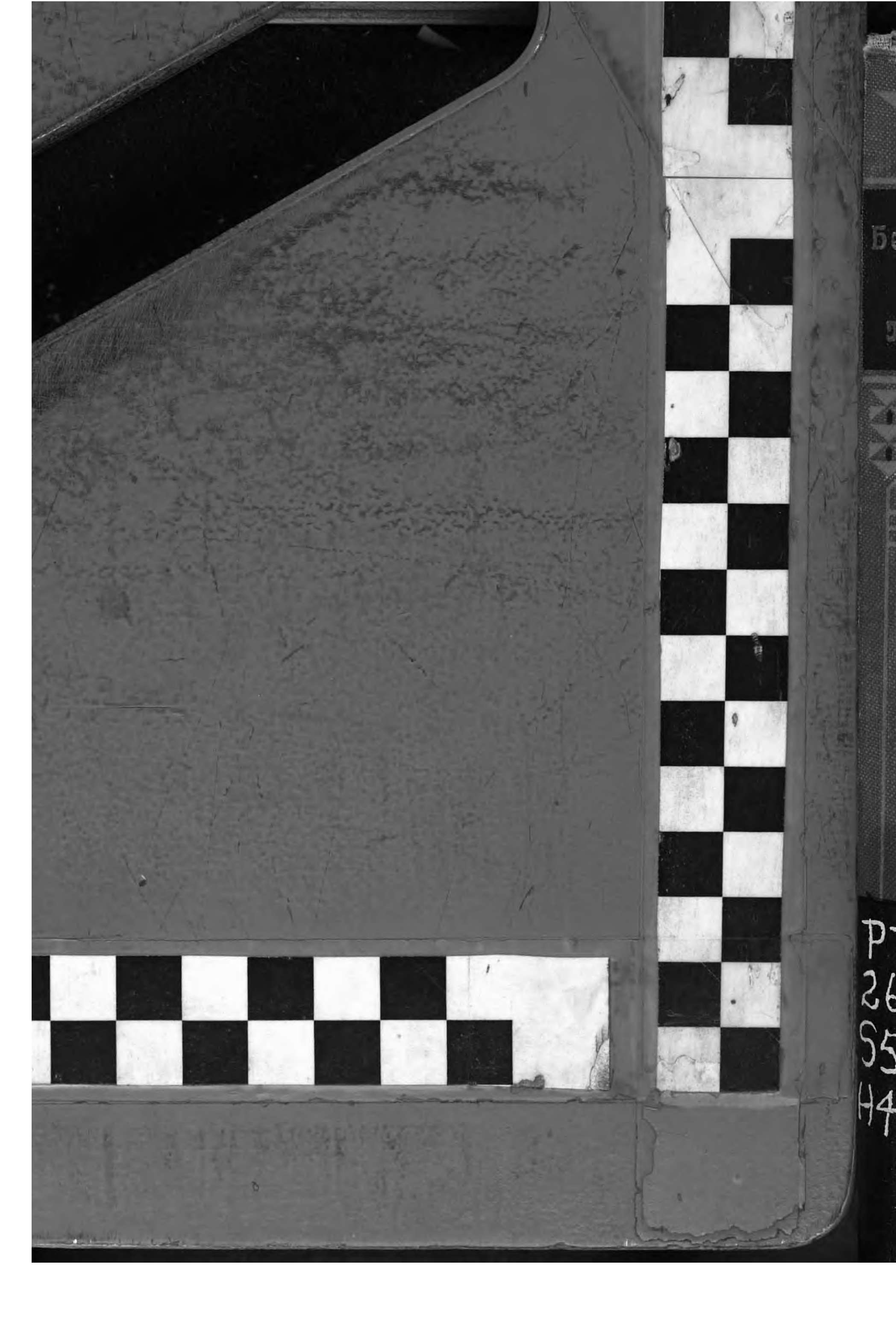


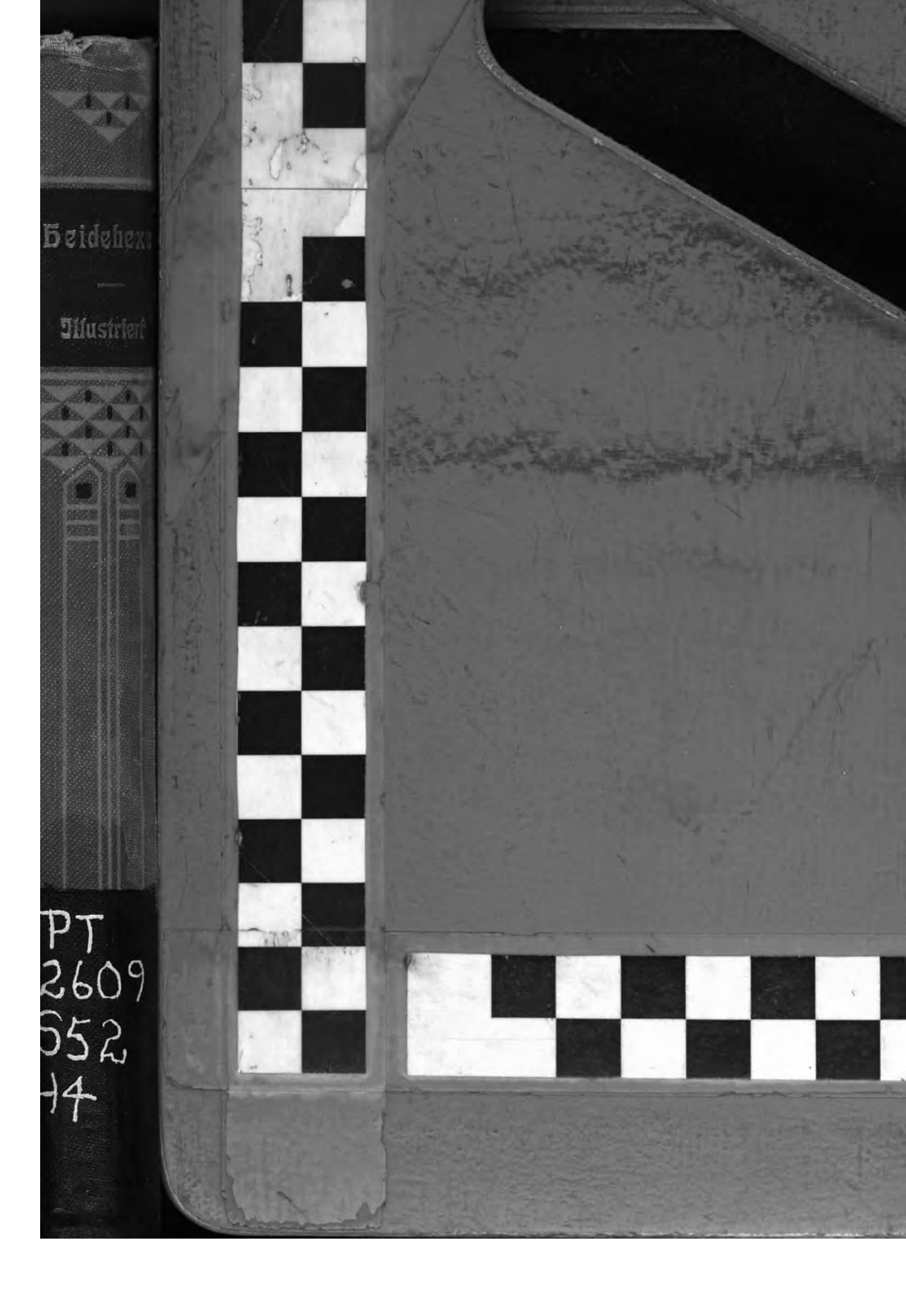


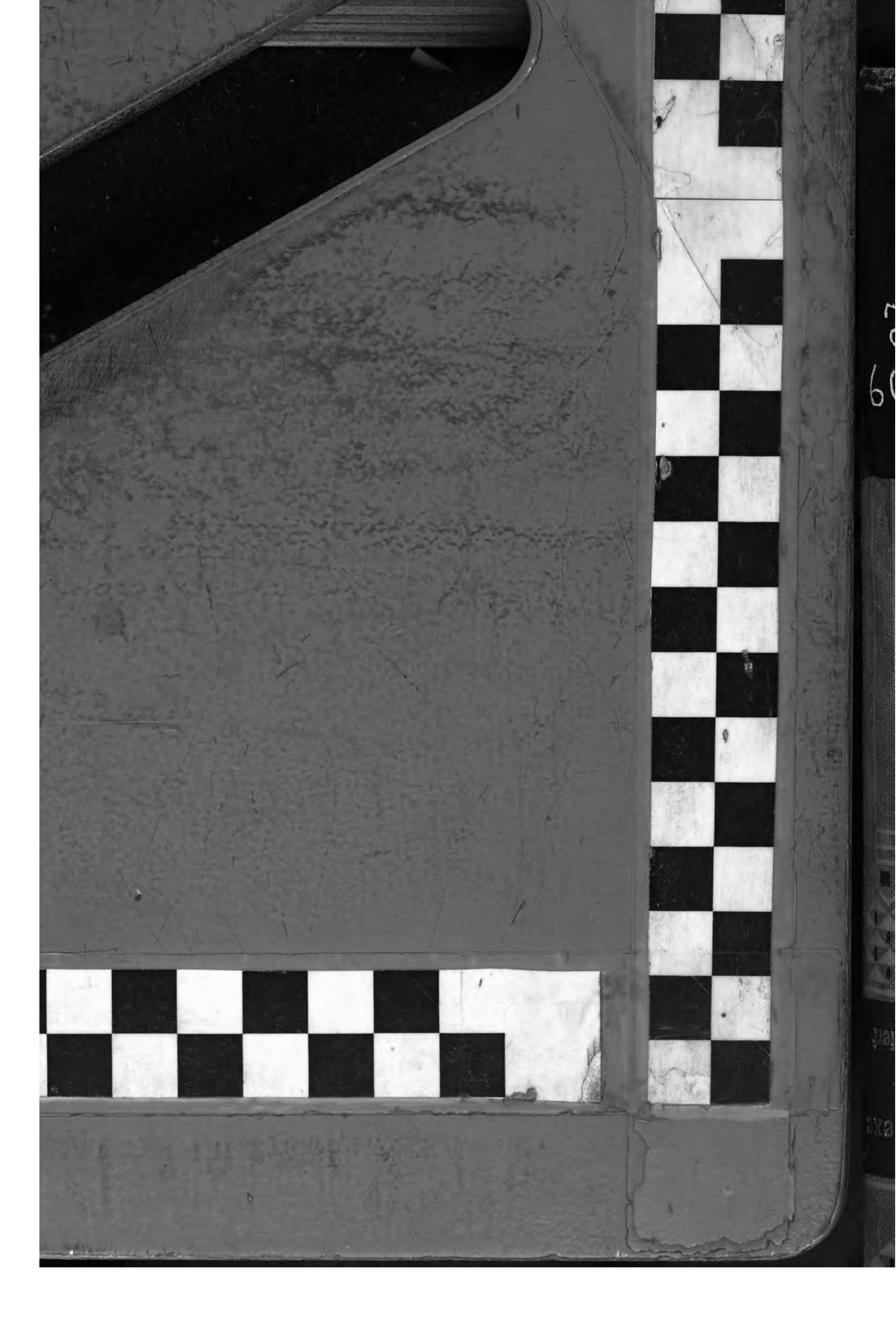
Wär' ich geblieben doch auf
 meiner Heiden,
Da hätt' ich nichts verspürt von
 all dem Leiden!
Wär' ich daheim doch nur, wär'
 ich geblieben,
Da hätt' ich nichts gewußt von
 all' dem Lieben!
Bleiben, ach, darf ich nicht, und
 kann nicht scheiden;
Wär' ich geblieben doch auf
 meiner Heiden!
(Schröer.)

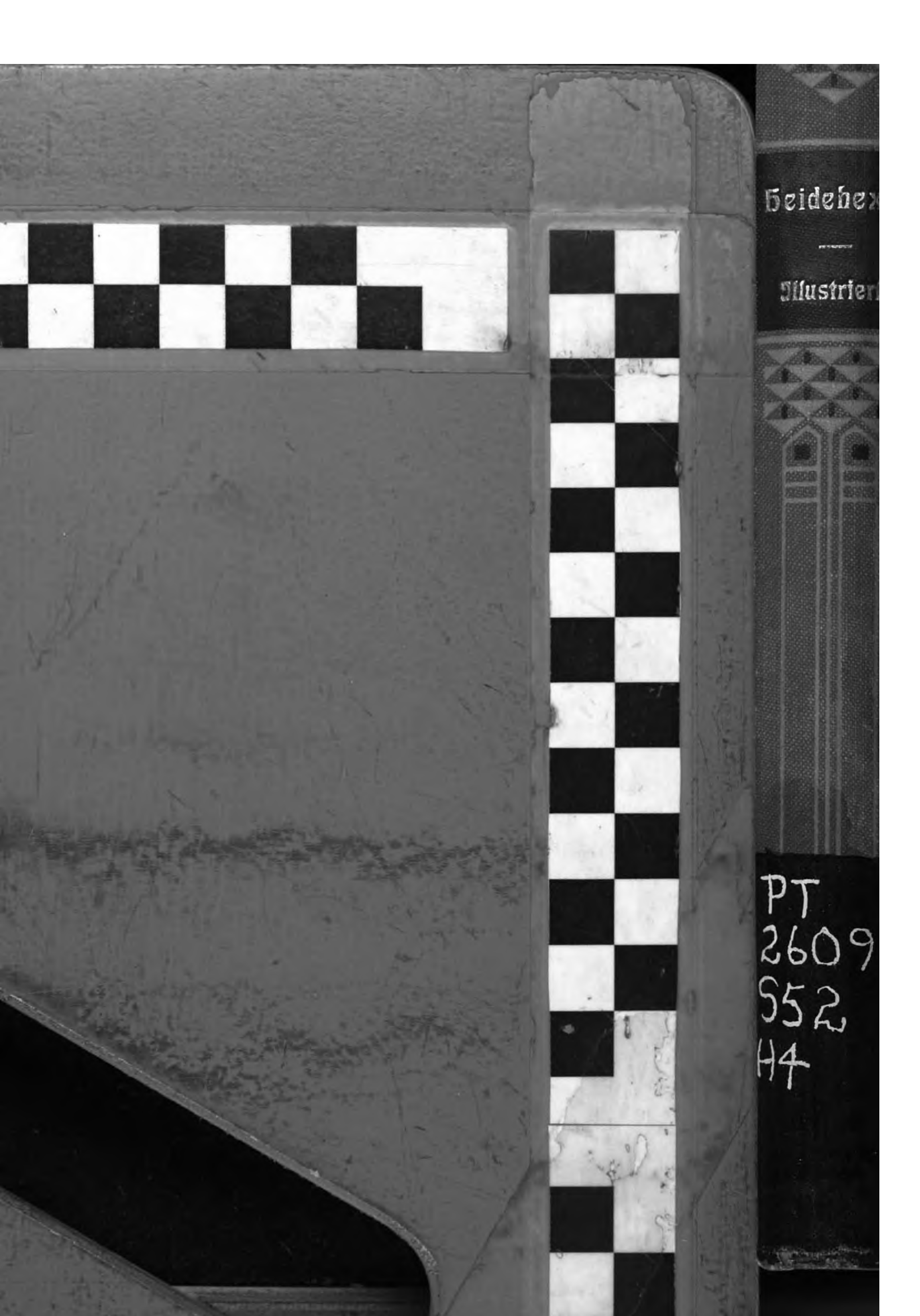
So hatte sie's gern — just so. — Grau in grau, — stürmisch, wild und kalt, ganz das Spiegelbild ihres Herzens. —

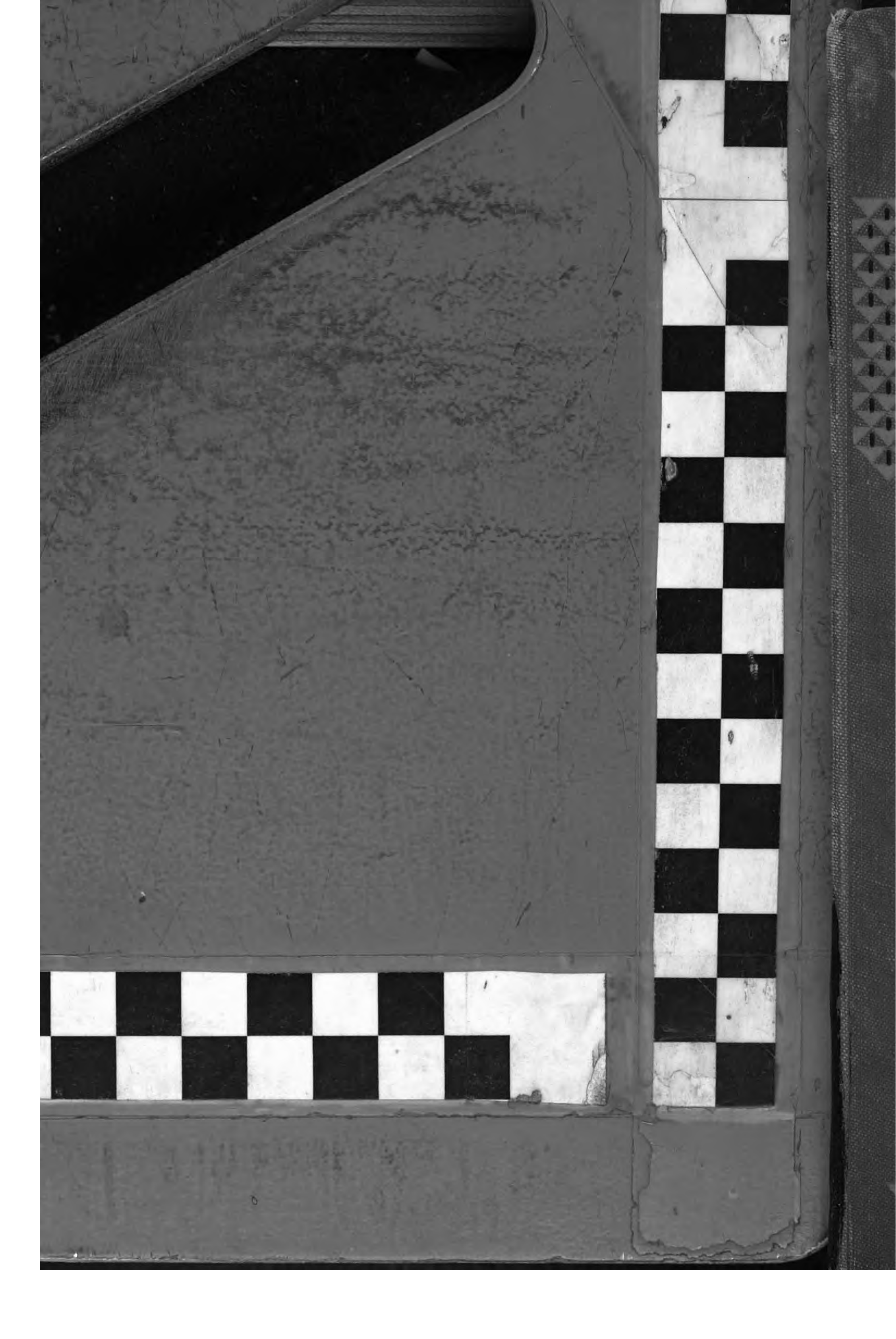
Sie saß auf dem eingefallenen Hügel, unter welchem der junge Bursch lag, den sie vor langen Jahren als Deserteur hier erschossen hatten, und sie kauerte sich tief zusammen, zog die Knie empor, daß sich das braune Kinn darauf stützen konnte, und faltete die Hände um die Beine. — So saß sie stets, ob in der Sonnenglut oder




Heidehexe
Illustriert
PT
2609
552
H4



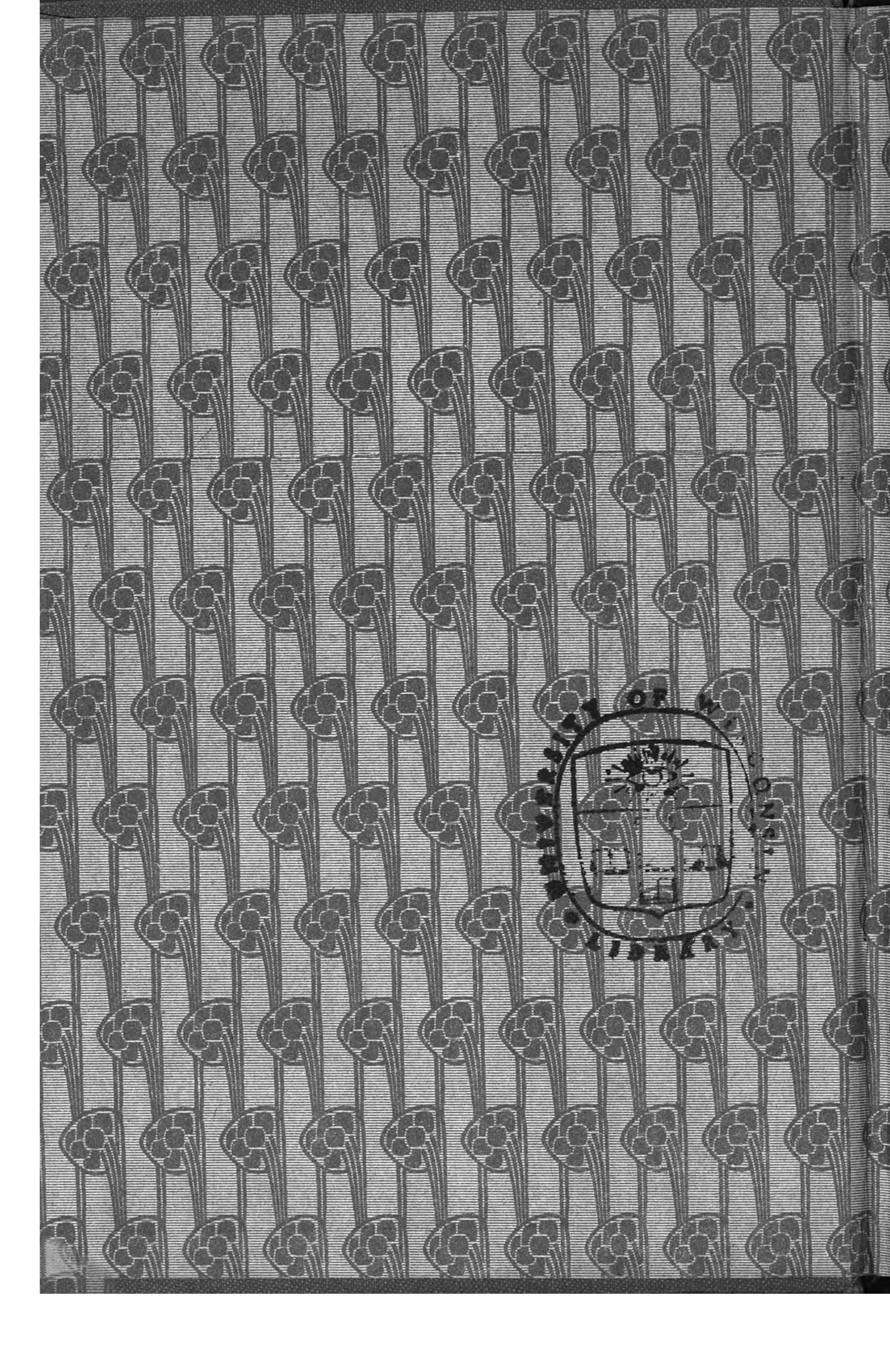

Heidehex
Illustrier
PT
2609
S52
H4

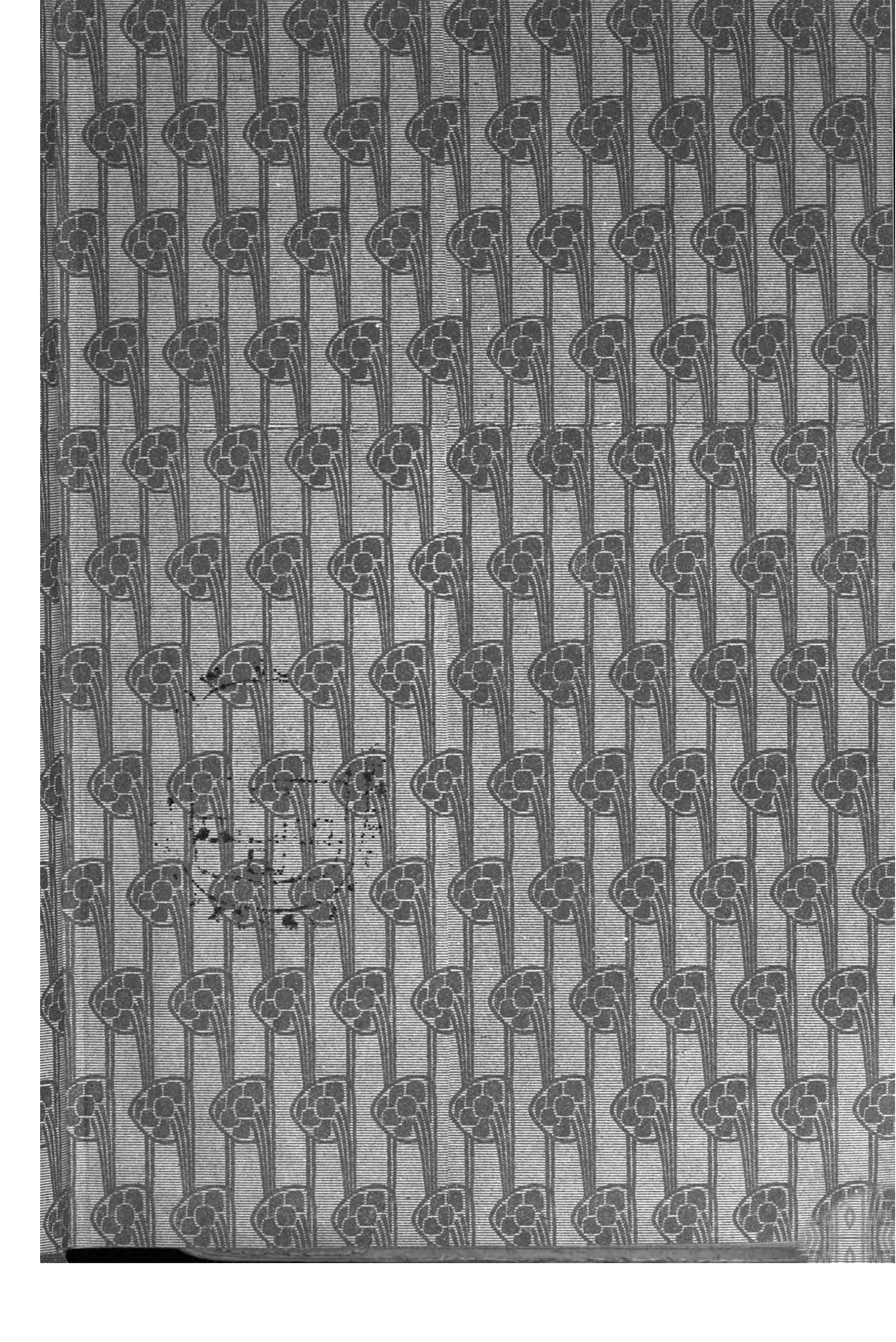


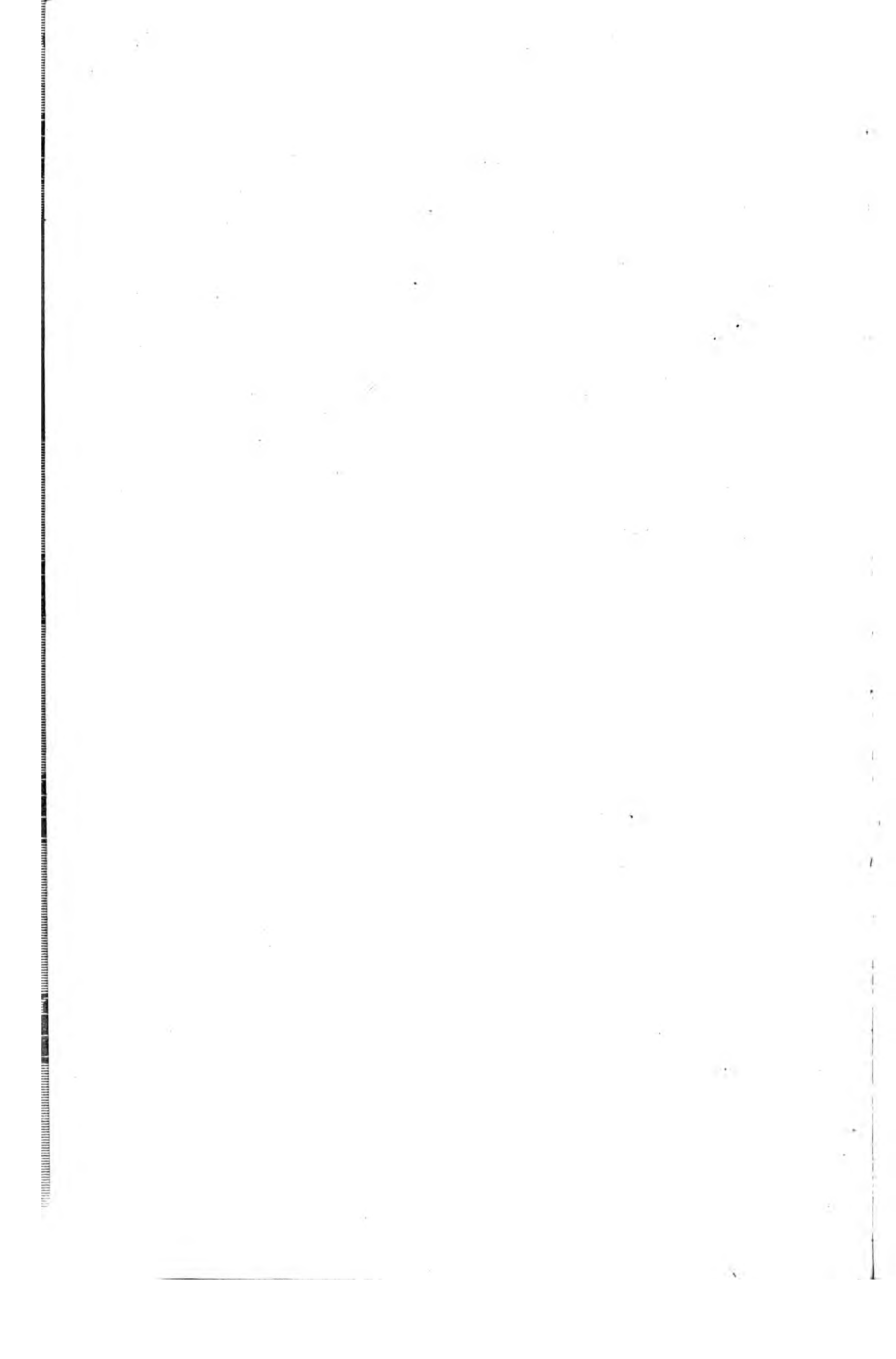
HEIDEHEXE

von NATALY von ESCHSTRUTH

[illegible]
von A. MANDLICK
G. FRANZ.







Heidehexe

Novellen

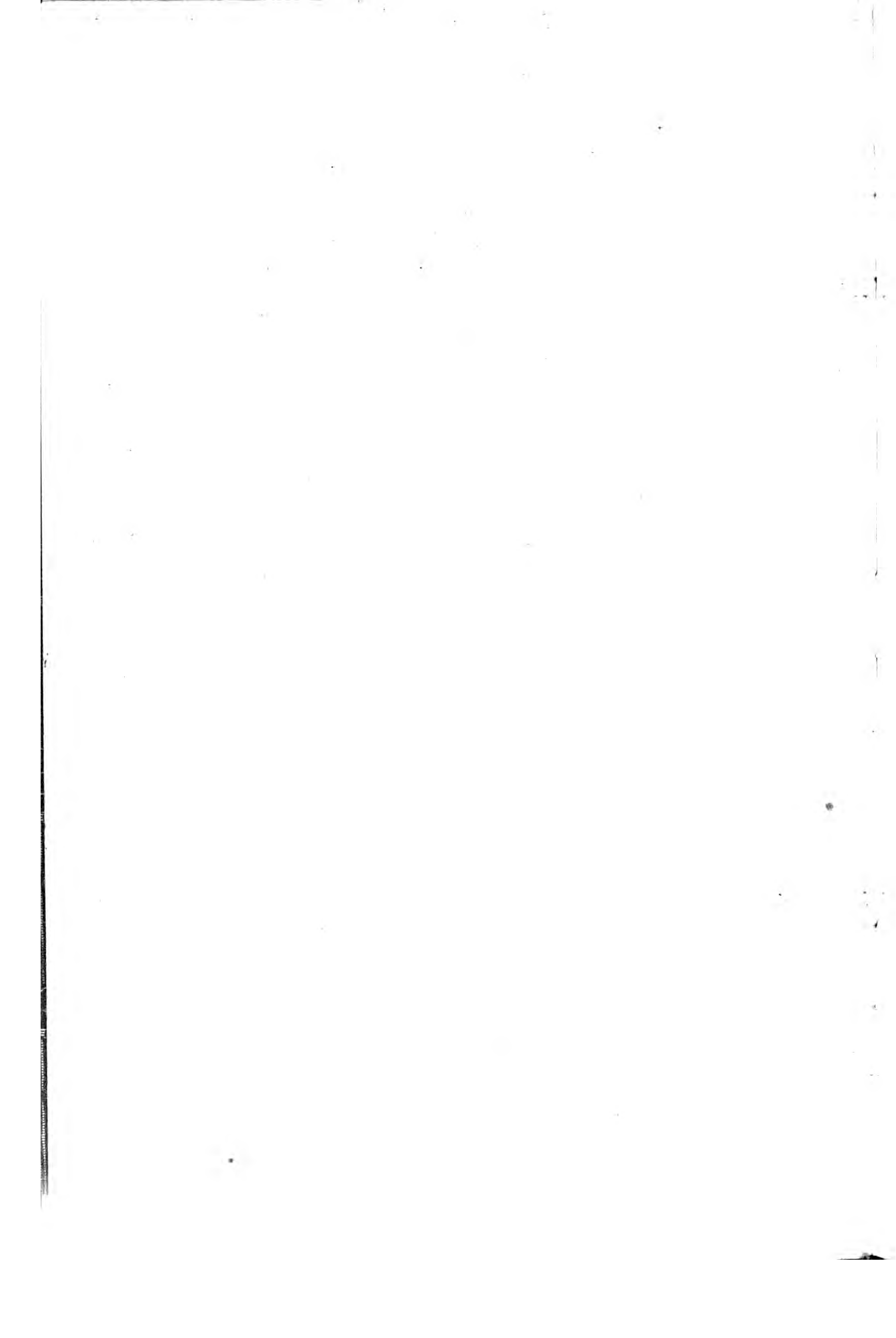
von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von W. Flashar und A. Mandlick



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.



Meiner lieben

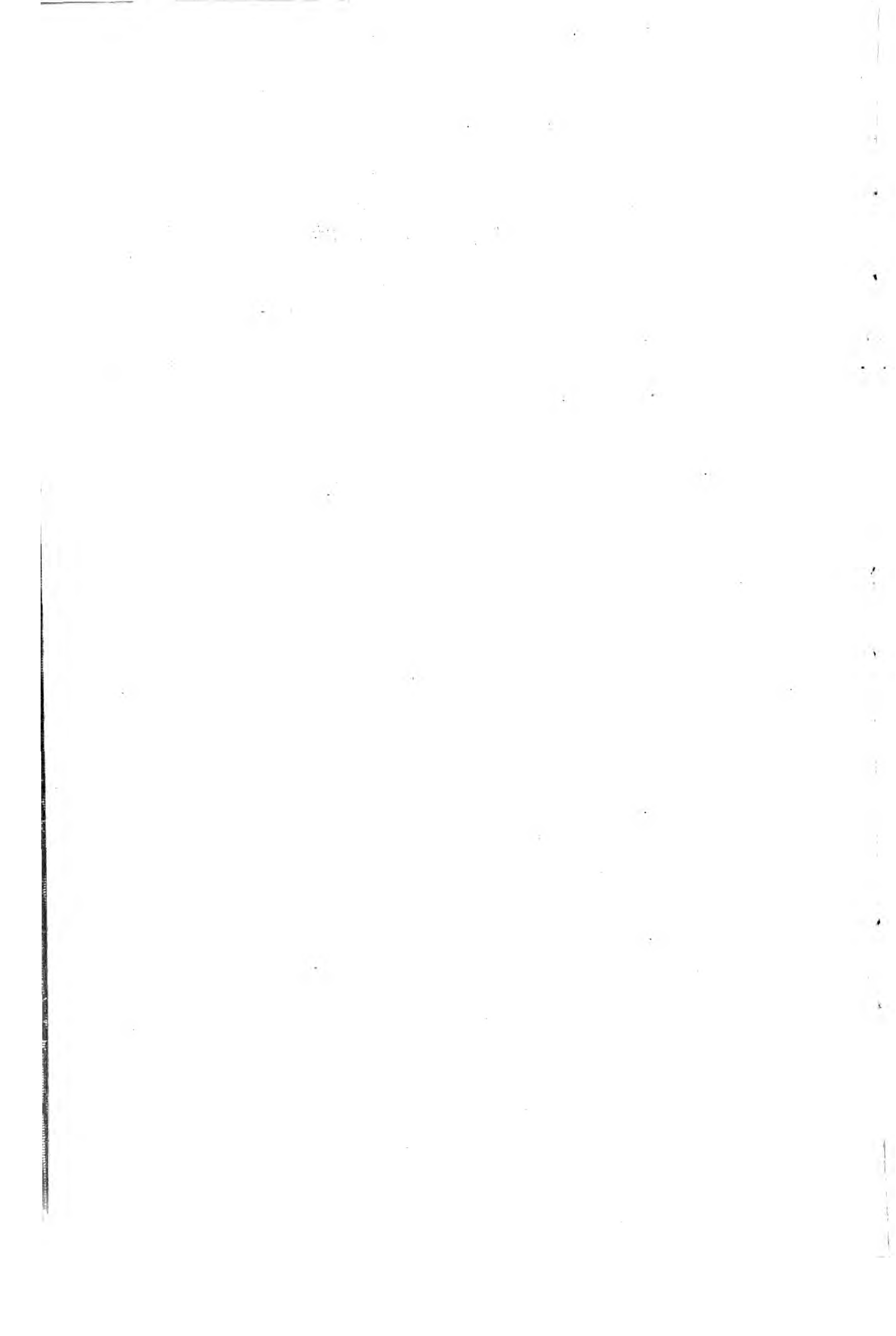
Tante und hochverehrten Schwester in Apoll

Fräulein Mathilde von Eschstruth

(M. von Eschen)

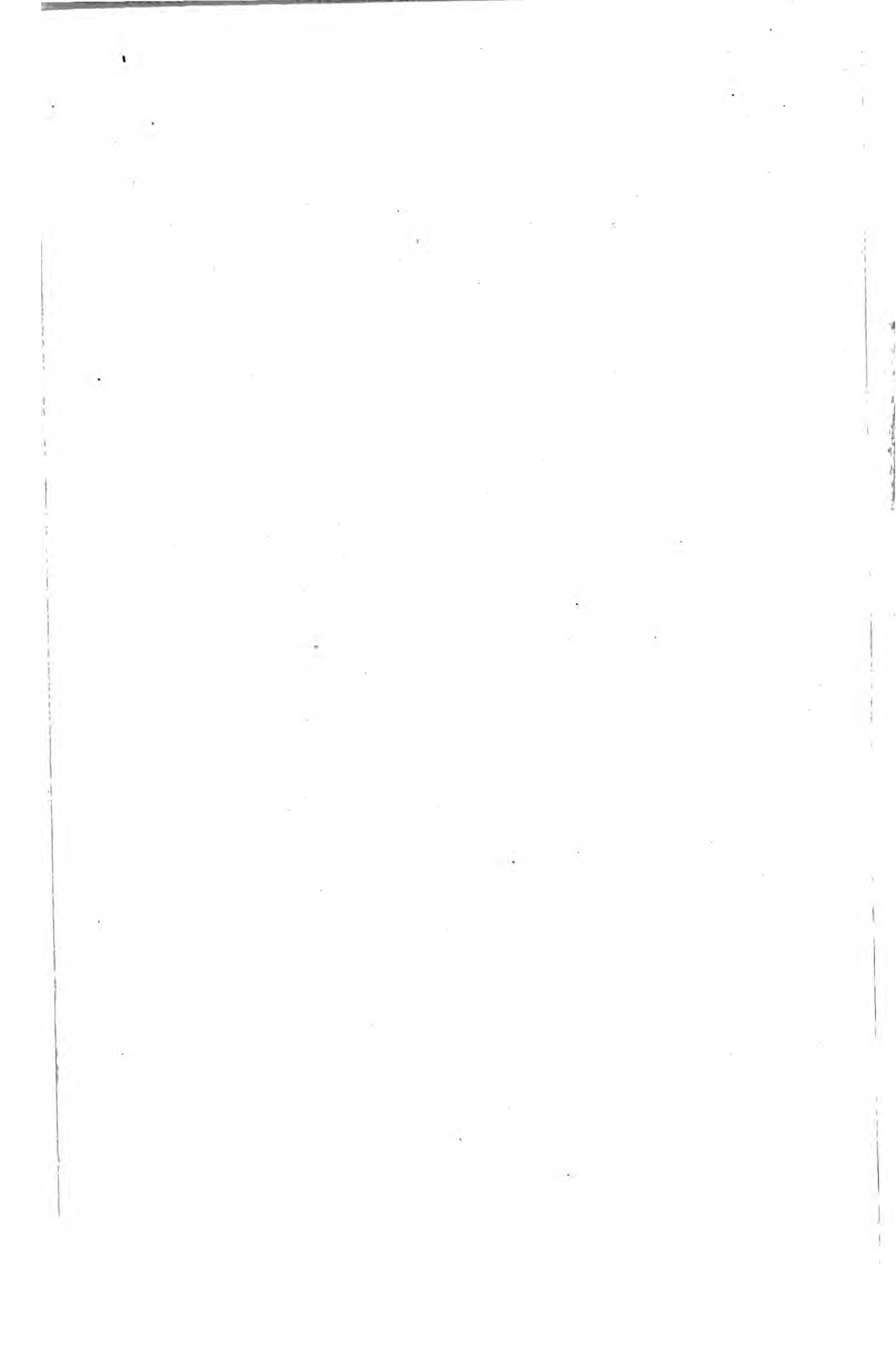
in herzlichster Zuneigung gewidmet.





Inhalt.

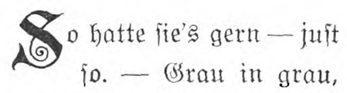






Wär' ich geblieben doch auf
meiner Heiden,
Da hätt' ich nichts verspürt von
all dem Leiden!
Wär' ich daheim doch nur, wär'
ich geblieben,
Da hätt' ich nichts gewußt von
all' dem Lieben!
Bleiben, ach, darf ich nicht, und
kann nicht scheiden;
Wär' ich geblieben doch auf
meiner Heiden!

(Schröer.)



So hatte sie's gern — just so. — Grau in grau, — stürmisch, wild und kalt, ganz das Spiegelbild ihres Herzens. —

Sie saß auf dem eingefallenen Hügel, unter welchem der junge Bursch lag, den sie vor langen Jahren als Deserteur hier erschossen hatten, und sie kauerte sich tief zusammen, zog die Knie empor, daß sich das braune Kinn darauf stützen konnte, und faltete die Hände um die Beine. — So saß sie stets, ob in der Sonnenglut oder

den kalten Regenschauern — träge, einsam, fern ab von der Welt. — Aber die Sonne liebte sie nicht, die stand so siegesfreudig am Himmel und strahlte und lachte — und die schwarze Marian war doch allem, was da lacht und glückselig ist, spinnefeind. — So wie heut, so sollte es immer sein! —

Hui, wie die Wolkengespenster am Himmel jagten, so schwarz und drohend, als wollten sie jeden Augenblick herniederbrechen, um die ganze Welt zu zermalmen! Der Sturmwind packte sie in wüstem Kampf und fetzte sie auseinander, gerade wie die Hexen-Marian so brennend gern einmal die bunten Staatskleider der Dorfweiber gekrallt hätte, sie mit Zähnen und Nägeln in Lumpen zu zerreißen, in ebensolche Lumpen, wie sie ihr selber um den jungen, schmiegsamen Leib hingen! —

Weit gedehnt — endlos sich gen Nord und Westen streckend, lag die Heide wie unter grauen Dunstschleiern. Nach Süd und Osten begrenzte sie der Wald, und der stand jetzt auch finster und schwarz, als seien seine sturmgezausten Föhren feindliche Heermassen, die sich raubend, plündernd und sengend drüben aufs Heidedorf stürzen wollen. — Hei, sie sollten nur kommen! Die schwarze Marian, die verfluchte Heidehex', die wollte ihnen schon den Weg zeigen, daß ihnen auch keine Schindel auf dem Dach entgehen sollte! — Sonst lacht sie nie — höchstens in bitterem Hohn und in grausigem Spott mit verzerrten Lippen — wenn aber im Dorf drüben die Sturm-

glocke läuten würde, wenn sie alle schrien und heulten vor Todesangst, die reichen, stolzen Bauern — ja, dann wollte sie lachen — so recht aus vollem Halse, so recht aus tiefstem Herzen heraus! — Und sie würde die Narben an ihrem Körper streicheln — die langen, schrunstigen Narben, die ihr die Steinwürfe jener Dörfler gerissen, und würde sagen: „Anitzt ist die Vergeltung gekommen — nun mögt ihr verharschen!"

Wie der Sturm in den Lüften aufgellt! — Die rote Heideblüte neigt sich zitternd, Schmetterlinge und Käfer haben sich scheu ins Moos geduckt, und nur die Krähen streichen mit heiserem Schrei zu ihren Häuptern hin. Regentropfen klatschen groß und einzeln hernieder, und wo sie auffallen, pfeift der Sturm drüber hin und trocknet sie, noch ehe sie nässen können.

Es ist kalt. Marians nackte, braune Füße bohren sich mechanisch in den Sand, und das zerrissene Zwilchröckchen flattert drüber hin. Sie friert nicht; sie ist's weit schlimmer gewohnt. — Sie schauert nicht einmal zusammen. Im Gegenteil — ein gewisses grausiges Behagen kriecht ihr wie eine Schlange durch die Glieder. Sie ist eine Hexe — sie ist eine „Totenkiekern", sie steht mit dem Satan im Bund. Wär's noch wie vor hundert Jahren, so hätte man sie längst gerichtet und verbrannt, ebenso wie ihre Großmutter, die Teufelskatrein, der sie als letzte Hexe in der Stadt drüben den Prozeß gemacht. Von der ist schon viel schwarze Kunst auf die Tochter über-

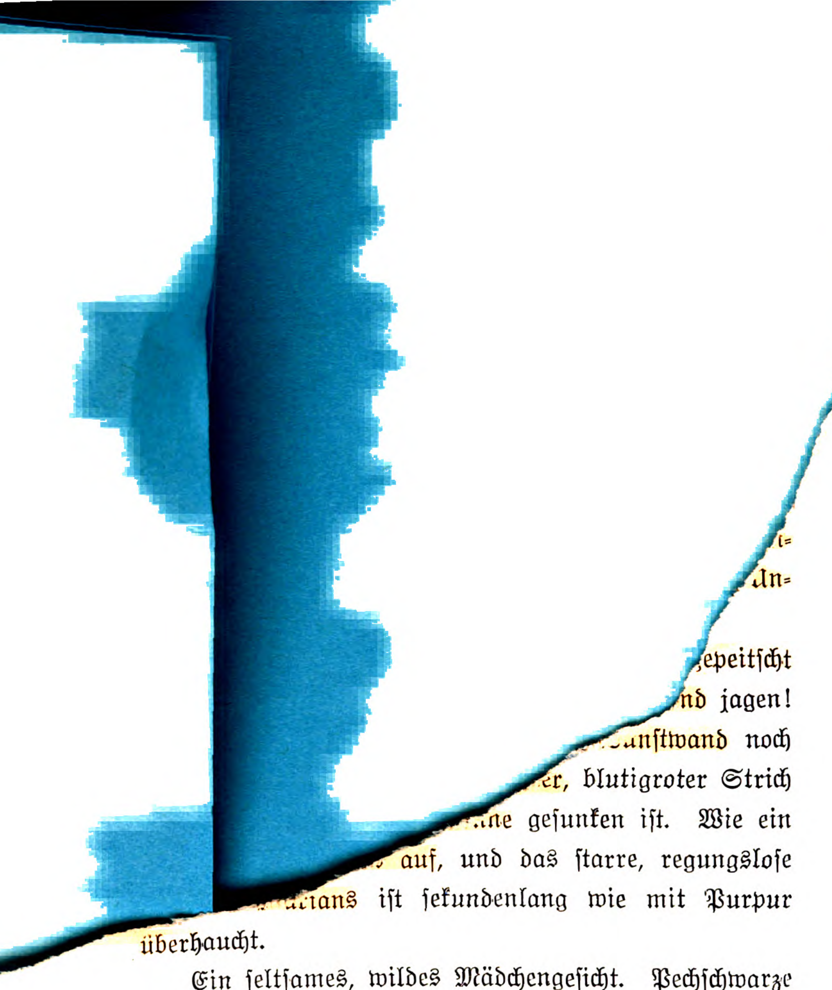
gegangen, und von der Mutter hat's die Marian geerbt. — Aber die Marian ist die schlimmste; die ist gottverflucht und sieht's vier Wochen vorher, wenn im Dorfe eins stirbt. An den Kreuzweg stellt sie sich zur Nacht, und dann kommt der Leichenzug, und sie sieht's mit wachen Augen und entsetzt sich nicht einmal vor dem Höllenspuk. —

Landein bekannt ist sie dafür. — Mancherlei gelehrte Herren mit Brille und Regenschirm sind gekommen und haben mit der schwarzen Dirne ein eifrig Verhör angestellt und sie beschworen, um der Wissenschaft willen die lautere Wahrheit zu sagen, wie ihr solch ein Sterben im Dorf angezeigt werde. Manche sind gut, manche bitter schlecht bei ihr angekommen. Alle aber haben in der Dorfschenke erzählt, daß die schwarze Marian keine Hexe und Zauberin sei, sondern nur eine wunderbare Geistesgabe, das „zweite Gesicht", besitze, so wie es in Schottland öfter anzutreffen sei.

Die Bauern aber schüttelten die Köpfe und fluchten und wetterten nach wie vor gegen die Heidehex', die vermaledeite, der es ein teuflisch Vergnügen sei, jählings vor einen Menschen hinzutreten und mit schriller Stimme zu schreien: „Holla! Mach dich bereit, zwischen heut und vier Wochen zimmern sie deinen Sarg!" — Totschlagen haben sie den schwarzen Satan wollen — aber die gelehrten Leute aus der Stadt haben ein Augenmerk auf sie — und wegen der Teufelin mag's keiner mit den

ih
und
war, d
Brand g
davon!"
eigenen Händen d
seit der Zeit ist der S
den! Im Dorf hat's von St
den Bauern ein Entsetzen angekom
Marian wieder mal zur Stadt war und kam
hat sie ihre Hütte fein säuberlich hergerichtet gefunden,
sogar ein paar Hühner und ein Ferkel dabei. — Obwohl
die letzteren anderen Tags tot beim Großbauer Sören
auf dem Miste wiedergefunden wurden, und die Leute
in der Nacht ein schauerlich Gelächter in der Straße gehört haben, hat's doch aufgehört mit der Feuersnot. —

Die Heide aber ist noch verlassener gewesen wie eh und vollends, seit des Sören Pferde vor der Marian



…t=

…An=

…gepeitscht
…nd jagen!
…anstwand noch
…er, blutigroter Strich
…ne gesunken ist. Wie ein
…auf, und das starre, regungslose
…tians ist sekundenlang wie mit Purpur
überhaucht.

Ein seltsames, wildes Mädchengesicht. Pechschwarze Augen lohen darin wie ein Höllenbrand — unstät und flackernd, oder in beinah stierem Schauen wie geistesabwesend ins Leere gerichtet. Braun, frisch, wie eine rot durchleuchtete Aurikelblüte runden sich die sammetnen Wangen, und doch sind es seltsam scharf und fein gezeichnete Züge, welche dem kleinen Gesicht mit den großen Augen

Gerichten zu tun bekommen. Aber nicht Pestilenz und Galgen sind scheuer gemieden, wie die Marian! Da geht niemand mehr über die Heide, der es nicht absolut nötig hat — und wenn sie die zerfallene Hütte sehen, wo ehemals der alte Imker Claasen Sommers über seine Bienen bewachte, dann schlagen sie ein Kreuz und geben eilends Fersengeld. — Der Claasen war der Marian Großvater, und als er starb, blieben ihr die Bienen und die Lehmhütte als einzig Erbteil. Da lebt sie nun, trotz ihrer jungen Jahre, mutterseelen verlassen in der Heide und hütet ihre Bienen. Einmal, als sie nach der Stadt war, den Honig zu verkaufen, haben sie ihr die Hütte in Brand gesteckt und gedacht: „Nun zieht sie ihres Wegs davon!" Aber sie irrten sich. Die Marian hat mit ihren eigenen Händen den Schutthaufen wieder aufgebaut, und seit der Zeit ist der Satan in ihr völlig lebendig geworden! Im Dorf hat's von Stund an so oft gebrannt, daß den Bauern ein Entsetzen angekommen ist, und als die Marian wieder mal zur Stadt war und kam heim, da hat sie ihre Hütte fein säuberlich hergerichtet gefunden, sogar ein paar Hühner und ein Ferkel dabei. — Obwohl die letzteren anderen Tags tot beim Großbauer Sören auf dem Miste wiedergefunden wurden, und die Leute in der Nacht ein schauerlich Gelächter in der Straße gehört haben, hat's doch aufgehört mit der Feuersnot. —

Die Heide aber ist noch verlassener gewesen wie eh und vollends, seit des Sören Pferde vor der Marian

Hütte gescheut und geradeswegs in das Moor gerast sind, daß sie darin umkamen, und der Sören nur mit knapper Not sein Leben rettete, seit jener Zeit ist für die Bauern von Hollecamp die Welt da zu Ende, wo der roten Erika Reich beginnt.

Dunkler — und immer dunkler ward's. Rot und gelb gefärbtes Herbstlaub wirbelte von dem Bäumchen herüber, welches als Warnungszeichen für nahes Moorland einsam aus dem Ginsterkraute empor strebte. Es bog sich und knarrte im Winde, und die braunen Brombeerranken klammerten sich im Kampf gegen das Unwetter an sein schwankes Stämmlein an.

Hoha wie das struppige Riedgras zu Boden gepeitscht wird, wie die Wolkenschatten über das Heideland jagen! Fern am Horizont birst die schwarze Dunstwand noch einmal auseinander, und ein greller, blutigroter Strich kündet an, daß dort die Sonne gesunken ist. Wie ein Flammenblitz glüht's auf, und das starre, regungslose Angesicht Marians ist sekundenlang wie mit Purpur überhaucht.

Ein seltsames, wildes Mädchengesicht. Pechschwarze Augen lohen darin wie ein Höllenbrand — unstät und flackernd, oder in beinah stierem Schauen wie geistesabwesend ins Leere gerichtet. Braun, frisch, wie eine rot durchleuchtete Aurikelblüte runden sich die sammetnen Wangen, und doch sind es seltsam scharf und fein gezeichnete Züge, welche dem kleinen Gesicht mit den großen Augen

etwas vogelartiges, beinah übernatürlich kluges geben. Das Haar ist schwarz glänzend, als habe es seine Farbe von der Tollkirsche geliehen, wirr und wild, in langen, windzerzausten Strähnen flattert es um Hals und Schultern.

Lumpen decken den schlanken Körper, und an einem Bindfaden hängt ein geheimnisvolles Ledersäckchen auf der Brust —: „Darin trägt sie die Teufelsklaue und die Hexensalbe, welche ihr von der gerichteten Großmutter überkommen ist!“ raunte man sich im Dorfe in die Ohren.

Sie kennt solches Gerede und nickt dazu und lächelt, daß einem vor Grauen das Blut erstarrt. Dem Hütejungen, mit dem sie eine Zeitlang gut Freund gewesen, weil der alte Schelm den Bluthusten hatte — und froh war, wenn er eine Seele fand, die ihm die Schafe bewachte, dieweil er bei Sturm und Wetter in des Claasen Hütte unterkroch — dem Hütejungen Hinrik hat sie es ja selber erzählt, daß sie allerlei Zauber verstände.

Als er einstmals jählings seinen Zufall bekommen, so daß das Blut kaum zu stillen war, hat sich die Marian neben ihn gekauert und hat ihm zwei Kreuzdornzweiglein kreuzweis über die Lippen gehalten und also gesprochen:

„Unser Herr Jesus ging über das Land,
Da begegnet ihm das wilde Feuer, das Blut und der Brand. —
Sprach er zum wilden Feuer: „geh“ — sprach er zum fließenden Blute: „steh“
Und es stand.“ —

Da hat des Hinrik Elend auch wirklich nachgelassen, und er ist eine Zeitlang wieder zu Kräften gekommen. Abends aber hat die schwarze Marian plötzlich auf der Türschwelle bei des Jungen Mutter gestanden und hat mit hohler Stimme gesprochen: „Holet den Bub ein — seine Wangen sind zwar wieder rot, aber binnen drei Nächten holt ihn der Tod." —

Und als der Hinrik gestorben war, da gab es niemand mehr auf Gottes weiter Welt, der eine Guttat von der Marian gemacht oder solche empfangen hätte.

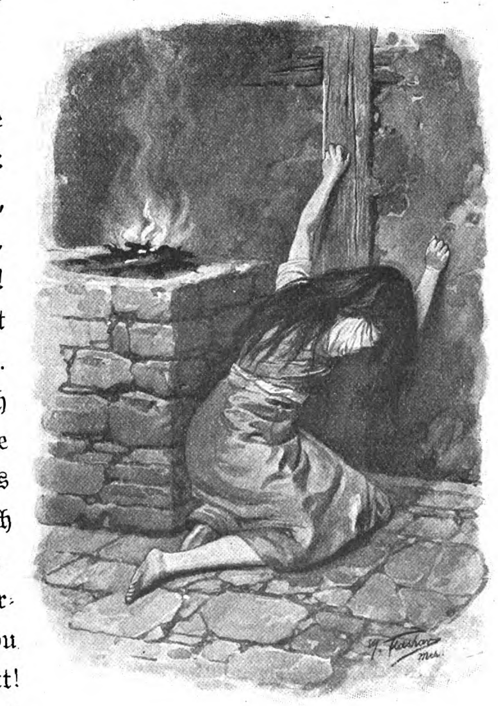
Das Feuerzeichen am Himmel erlosch, und es ward frühe, schwarze Herbstnacht. Wieder heulte der Sturm über die Heide, und der Regen fiel kalt, als wolle er auf des Mädchens nacktem Hals und Arm zu Eis erstarren.

Da erhob sich die Einsame, reckte und streckte die Glieder, wie ein Mensch, der nicht aus dem Schlaf kommen kann, und schlich mit vorgestrecktem Kopf, wie eine Mondsüchtige zur Hütte.

Sie wollte Feuer aufreiben, aber sie hielt den Zunder träge in der Hand und starrte wie geistesabwesend darauf nieder. Gewaltsam riß sie sich empor, ein-, zweimal — endlich prasselte das Reisig auf. Wie Blei legte es sich in ihre Glieder — nur nach den Augen und dem Hirn stieg's wie heiße, fiebrische Glut empor. Ja, sie fühlte es — es kam . . . es kam!! . . .

Ein Aufstöhnen rang sich, wie voll wilder Verzweif-

lung, von ihren erbleichenden Lippen. Sie warf sich nieder an der Wand und krallte sich mit den Händen an dem morschen Balken fest. — Ihre Brust hob sich unter keuchenden Atemzügen; leise, überhastig murmelte sie vor sich hin: „Nein — nein, ich will's nicht, ich will's nicht! Ich mag's nicht mehr sehen ... ich graue mich ... ich bleibe hier! ... Was nützt es, ob ich die bleichen Totenschädel erblicke ... O du lieber Herrgott! ... laß mich



daheim!" Und sie preßte die kalten Hände gegen die Stirn und ward ruhiger. — Horch, wie der Wind tobt — ja, es kommt, es kommt! Und da ist keine Rettung, sie hat sich schon so oft hier festgeklammert, und doch ist's über sie gekommen wie eine furchtbare, dämonische Ge-

walt, die hat sie emporgerissen und hinausgetrieben an den Kreuzweg.

Und so kommt's auch jetzt. Immer dunkler, immer unheimlicher wird die Nacht, und Marian hebt das Haupt und lauscht. Ihr Antlitz ist leichenfarben, unnatürlich groß und gläsern werden ihre Augen. Langsam, mit den scheuen, sich schmiegenden und windenden Bewegungen eines Raubtieres richtete sie sich auf, höher und höher. Die Nasenflügel beben und blähen sich schnaufend auf, ihre Hände bekommen etwas Starres und Gekrampftes. — Es ist kein wacher, bewußter Zustand mehr, in welchem sie sich befindet, sie steht mit Leib und Seele unter dem Einfluß einer fremden, unheimlichen Gewalt.

Sie tastet nach der Türe, stößt sie auf und tappt wie eine Trunkene in die Nacht hinaus.

Sie will nicht — sie muß. Weiter, weiter durch Regen und Sturm.

Hui, wie es in den Lüften gellt und tobt! Mit Hussa und Trara zieht ein Geisterheer über ihr hin, sie hört das Klatschen der triefenden Mäntel, hört das Heulen und Schrillen, hört das wilde Aufschnaufen der Rosse! Fürchtet sie sich? — Nein; da ist kein Tropfen lebenswarmes Blut mehr, welches in ihren Adern kreist. Eiskalt, selber wie ein ruheloser Geist, ohne Grauen und Schaudern, jagt sie mit den bleichen Gespenstern um die Wette über die brausende Heide. — Nur in ihrem Hirn,

da glüht's und fiebert's, aber sie hat kein klares Gefühl davon, sie hat nur einen Gedanken, den des unwiderstehlichen wilden Dranges, vorwärts zu stürmen bis zu jenem Kreuzweg, dem schauerlichen, wo es abermals wie Leichengeruch durch die Luft zieht — wo sie stehen muß — wie gebannt stehen und schauen, wen die hohläugigen Spukgestalten zu Grabe tragen! —

Wenn's nur daher kommen wollte als Leichenzug; das ist ein friedliches, frohes Schauen; die Leute haben verklärte, glückstrahlende Gesichter, und derjenige, welcher im Sarg liegt, wird nicht sterben, sondern im künftigen Jahre Hochzeit machen. Aber die Hochzeitszüge! — Wehe — die sind grauenvoll!

Wenn Marian am hellen Tageslicht einsam in der blühenden Erika sitzt und solches Hochzeitszuges, den sie in der Nacht geschaut, gedenkt, dann erstarrt ihr wohl das Blut vor Entsetzen, in der Nacht aber, wenn ihr Wahnsinn sie faßt, dann kennt sie kein Grauen, dann ist sie selber ein fleischloser Schatten, welcher ruhelos über das Land rast!

Huh — wie es zischt und pfeift, wie die Nacht so rabenschwarz und unheimlich ist! — Die Wolken knäulen sich und steigen empor wie wilde Schreckgestalten, der Mond kämpft an gegen sie — manchmal bricht ein falber Strahl gespenstisch durch sie hin. Dort ist der Kreuzweg.

Ein Wegweiser schimmert wie eine winkende Erscheinung vom Rain herab. Da teilt sich die Fahrstraße. Gradaus geht's zum Dorf, links führt der schmale Pfad ab, welcher durch Moor und andere Sumpflachen führt, und der manchem ahnungslosen Wanderer zum letzten Gang geworden. Rechts winkt die Chaussee zur Stadt.

Marian steht keuchend und preßt die eisigen Hände gegen die Brust. Das Brombeergestrüpp zerfetzt ihren Rock und reißt ihr die nackten Füße blutig, sie wirft sich neben dem Wegweiser nieder, und die Nässe trieft von den Heckenrosenranken über sie herab. Feucht, wie glänzende Schlangen ringelt sich das Haar um ihren Nacken und klebt auf der Stirn — sie hebt mit lauten, fast stöhnenden Atemzügen das Haupt und starrt in die Dunkelheit. Kommt's?! — Hört . . . sieht sie noch nichts? . . . Horch . . . da . . . vom Dorf her . . . allbarmherziger Gott, ja, das sind wieder Hochzeitsklänge!! —

Leise — undeutlich . . . sturmzerrissen tönt's ihr entgegen. Heia eine lustige Fiedel!

Marian krallt die Finger in die schlammige Erde; ihr Körper zuckt und windet sich, als erdulde sie physische Qual — aber ihr Auge flimmert, und es glüht mehr und mehr auf in unheimlicher Freude — Hochzeitsjubel — juchhe!!

Die Wolkenwand zerreißt — im bleichen Mondenlicht liegt der einsame, sandige Heideweg. Durch die

Blumen und Gräser geht's wie ein Zittern und Frösteln — zwei Käuzchen fliegen mit schrillem „Kiwitt! Kiwitt!" als Hochzeitsbitter voraus.

Da naht's ... da schlängelt sich der Zug heran! Vorauf schreiten zwei Gerippe, die streichen die Fiedeln mit Menschengebein, und tanzen und hüpfen zur lustigen Melodie! Und dann kommen die Kranzelburschen mit den Jungfern, die sind gar festlich gekleidet und tanzen und hüpfen auch — aber sie tragen sämtlichst die Köpfe unterm Arm! — Huh — grauenvoll ist's anzusehen!

Nun aber das Brautpaar — — wo ist's?!

Marian streckt in stierem Schauen den Kopf vor. Die Braut wandelt auch ohne Haupt, aber der Bräutigam ... der ist der einzige im ganzen Zug, der es lachend auf den Schultern trägt — und darum schreitet hinter ihm der Tod.

Wer ist's? — Marian blickt starr dem Nahenden entgegen. Ein Fremder! Sie kennt ihn nicht! — Hoch und schlank ist seine Gestalt, sein Antlitz so schön und so glückstrahlend, wie die Heidehexe noch keines je zuvor gesehen. Ihr ist's, als schreie ihr Herz auf voll brennenden Weh's. Da wendet er das Haupt und sieht sie an. Durch Mark und Bein geht ihr dieser wundersam strahlende, gütige. sanfte Blick!

Allbarmherziger Gott — erbarme dich seiner! — So jung, so schön — so glücklich und doch schon sterben!! —

In langem, schattenhaftem Zug folgen die Hochzeitsgäste ohne Fleisch und Bein — Marian aber steht und sieht nur einen — ihn, den dem Tod geweihten Bräutigam. Wehe! Der Zug biegt in den Pfad ein, welcher zum Moor führt — also dort — dort wird ihn sein Schicksal ereilen — dort lauert sein Verderben, er wird im Moore untergehn!

Mit einem Schrei will Marian vorwärts stürzen, den Unglücklichen von jenem Weg zurück zu reißen, umsonst — ihre Füße stehen wie angewurzelt, ihre Stimme versagt den Dienst. — Aber seltsam — der Bräutigam wendet jählings das Haupt und sieht noch einmal nach ihr zurück — und diesmal ist sein Blick wie ein Hilfeschrei voller Todesangst.

Mit dumpfem Aufröcheln bricht Marian zusammen, ihr Antlitz sinkt auf das nasse Heidekraut — vor ihren Ohren klingen die Hochzeitsfiedeln wie gelle Schreckensrufe . . . dann wird's still. Nur der Sturm jagt heulend über sie hinweg.

Regungslos liegt sie. Sie weiß nichts von sich. Dann fühlte sie es wieder warm zum Herzen strömen, und mit der lebensfrischen Wärme kommt ein Frösteln über sie. Mit wirrem Blick schaut sie auf und reibt sich die Stirn. Ist's Regen oder Angstschweiß, welcher in dicken Tropfen auf ihrer Stirn perlt?

Sie richtet sich auf. Eine Erschlaffung und Mattig-

keit lähmt ihre Glieder, als habe sie eine schwere Krankheit überstanden. Wo ist sie?

Vor ihr liegt einsam und grabesstill die weite, nächtige Heide; leer und öde glänzt der Weg im Mondlicht. Der grauenvolle Spuk ist verschwunden.

Laut aufstöhnend schlägt die schwarze Marian die Hände vor das Antlitz. Sie hat abermals ein Opfer des Todes geschaut — aber so wild aufgeschrien vor Weh, wie dieses Mal, hat ihr Herz noch nie zuvor. Wer ist jener wundersam schöne Mann mit den Augen, den einzigen, welche sich jemals voll Güte und Liebe auf sie gerichtet? — Dort hin — dort im Moor muß sie ihn suchen!

Sie richtet sich voll wilder Entschlossenheit empor und starrt nach dem Weg, welchen der Geisterzug soeben genommen. Schrillen noch immer die Geigenklänge? . . . Nein . . . horch . . . was ist das? . . .

Marian reißt sich gewaltsam von den Knien auf und klammert sich an den Wegweiser. — Da . . . da wieder . . . „Hilfe! — Hilfe!“ klingt’s fern her zu ihr herüber — und das war eine Menschenstimme, welche rief — das war er!

Die schwarze Heidehex’ kennt jeden Schritt dort in den unheimlichen Sümpfen, sie geht sicher am Rande des Verderbens hin und findet ihre Furten durch das Moor, ob’s auch stockdunkle Nacht ist! — Dort ringt der Todgeweihte mit dem Verderben! Aber . . . d a r f sie ihn

retten? — Wehe! Wehe und Untergang über den Leichenseher, welcher dem Tod seine Beute entreißt!

Marian weiß es; sie hat schon so viele hier am Kreuzweg vorüber wandeln sehen, die nach wenig Tagen die Erde deckte, und wenn sie auch hätte warnen und retten können — sie tat es nicht — denn wer im Zug des Todes geschritten, gehört dem Grab, und die Hand, welche sich nach solchem Opfer ausstreckt, es zurückzuhalten, muß selber verdorren und faulen. — Auch jenen Fremden darf sie nicht retten, sie darf's nicht! —

„Hilfe! Hilfe!" — hallt's abermals im Wind zu ihr herüber.

Ein Zittern durchläuft die junge Dirne vom Scheitel bis zur Sohle. — Sie schließt die Augen — und sieht dennoch sein schönes, lächelndes Angesicht!

„Hilfe!" —

Sie ringt verzweifelt die Hände, „Herrgott — laß mich taub werden!" schluchzt sie auf — aber sie hört es dennoch. — „Hilfe!" —

Seine Augen! Seine flehenden, verzweifelt blickenden Augen!!

Ein dumpfer Schrei bricht über ihre Lippen. Die Arme weit öffnend, in alles vergessender Leidenschaft stürzt sie haltlos vorwärts. —

„Hier! . . . Ich komme! . . ." gellt's durch den Sturm. — Der Heidehexe sind Flügel gewachsen — wie die Windsbraut selber rast sie über das Flachland. Das Sumpf-

wasser zischt auf und spritzt um ihre Füße . . . hoha! — Sie kennt jeden Schritt — sie fliegt sicher dahin durch das kurze knisternde Röhricht. Er ist's, der dort mit dem Verderben ringt, und sie fragt nicht mehr, ob sie's darf, sie rettet ihn, wenn sie noch retten kann! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Wolken jagen vor dem Mond vorüber, nur wie flackernder Lichtschein fallen die einzelnen Strahlen bleich und unsicher über das Moorland. Das kurzstruppige Schilf rauscht und knistert, in dem Röhricht schrillt der Schrei aufgeschreckter Vögel, und die schwarze Marian stürmt atemlos dahin und antwortet noch einmal mit der vollen Kraft ihrer Lunge: „Hier! Hier bin ich! Wer ruft um Hilfe?"

Und dann steht sie mit vorgestrecktem Haupt, zitternd in banger Ahnung und lauscht in die Nacht hinaus.

„Hilfe! — Hilfe!" —

Sie zuckt frohlockend empor. Dort — gottlob! Dort ist die Gefahr nicht so groß wie auf jener Seite! Und sie wendet sich und rast abermals, ohne rechts und links zu blicken, dem Klang der Stimme nach. Endlich steht sie. Ein heller Jubelschrei schallt durch den Sturm. Im Mondlicht zeichnet sich scharf die hohe, dunkle Gestalt eines Mannes gegen den heller werdenden Himmel ab. Er wendet sich ihr zu und hebt die Arme: „Vorsicht! Ich stehe mitten in Sumpflachen, der Boden schwankt

unter meinen Füßen!" — Wie klar und frisch seine Stimme klingt — ein alter Mann ist's nicht.

„Wartet, bis ich komme, rührt Euch nicht!" antwortet die Marian hastig, und sie setzt behutsam Fuß um Fuß und nähert sich ihm.

Wieder leuchtet der Mond. „Barmherziger Gott, eine junge Dirne?" ruft er entsetzt. „Zurück, Kind! — Ich beschwöre dich, es ist dein Verderben! Du kennst die Gefahr nicht!"

Sie lacht laut auf und springt furchtlos näher. „Tretet beileibe nicht zur rechten Seite hin, da bricht's unter Euch zusammen — aber hierher . . . grad' wo ich die Hand hinhalte, da springt mit einem großen Satz herüber." Er zaudert und starrt sie an. „Unmöglich, Kind — die Erde trägt mich nicht — ich werde zu schwer im Sprung, und die Erschütterung ist zu groß!" —

Sie wirft ungeduldig die nassen Haare zurück. „Ich sag' Euch — springt! — Fühlt Ihr nicht, daß Eure Füße immer tiefer sinken? Noch ein paar Minuten, und es ist zu spät!"

Er krampft die Hände zusammen und preßt sie gegen die Brust. „Gott im Himmel" — stöhnt er — „du hast recht — ich sinke!" —

Da schreitet sie prüfend noch um zwei Schritte näher, beugt sich jäh vor und umklammert mit eiskalten, bebenden Fingern seine Hand, die sich ihr wehrend entgegenstreckt.

„Herüber zu mir!" kreischt sie auf und reißt ihn mit der Kraft der Verzweiflung näher. Da ringt sich ein



abgebrochener dumpfer Laut von seinen Lippen, er packt ihre Hand mit eisernem Griff und springt. Bis an die Knie bricht er in das spritzende Sumpfwasser ein, und abermals gellt sein Schreckensschrei durch Nacht und Sturm. Marian aber greift zu, faßt ihn an dem Ober-

körper, welcher nach ihr hingesunken und reißt ihn mit übermenschlichen Kräften zu sich heran. — Er arbeitet sich heraus und schiebt sich auf den Knien noch einen Schritt vorwärts, dann bricht er, halb bewußtlos vor Ermattung und Todesangst, neben der sturmzerzausten Gestalt seiner Retterin zusammen.

„Ho, ho! Noch ist's keine Zeit zum ruhen!" schüttelt ihn die Heidehexe ungestüm an beiden Schultern. — „Ihr seid ein großer, schwerer Mann, und der Boden ist für uns beide auch hier noch unsicher! — Rafft Euch zusammen — dort — zehn Schritte weit — und wir sind völlig in Sicherheit!" — Sie schüttelt ihn mit kraftvollen Händen, und schaudernd schrickt er empor.

„Stützt Euch auf mich! Ich kenne jeden Schritt hier!" und Marian strebt ihm hastig voran. — „Legt Eure Arme um meinen Hals — ich schleppe Euch! Denkt Ihr, ich sei eine Binse, die keinen Tautropfen tragen kann? ... Haha, ich habe schon ein größeres Kreuz auf dem Nacken gehabt, denn Eure paar Pfund Knochen!"

Sie lacht — aber er hört doch ihre Herzensangst durch dieses Lachen beben, das macht ihn wieder stark.

„Reich mir nur deine Hand, du braves Kind! Ich bin wieder bei Kräften — so ... und nun leite mich, du lieber Schutzengel, den mir Gott gesandt!"

Er fühlt nicht, wie sie zusammenzuckt. — Beide schreiten behutsam und dennoch voll fiebrischer Aufregung durch das rauschende Riedgras. Oft erzittert der Boden

unter ihnen und wird schwammig weich — es schwankt, als gehe man auf einem Bund Gras, das auf Wasser schwimmt — aber Marian tröstet lachend: „Unbesorgt, hier ist's nicht mehr schlimm, zur Not sinken wir bis an die Hüften ein — aber grundlos ist's nicht mehr! — Seht Ihr . . . jetzt wird's schon fest, und ich fühle Heidekraut unter den Füßen . . . nun sei Gott gelobt — hier ist fest Land —! Nun sind wir geborgen!"

Der Fremde tritt fest auf, bleibt stehen und preßt einen Augenblick die Hände gegen die Schläfen, dann reißt er den Hut vom Haupt, kniet nieder und faltet die Hände.

Marian steht stumm und regungslos zur Seite.

Der Sturm braust über sie hin, und das Mondlicht fällt voll und klar auf die Züge des Betenden. Die Heidehexe wagt kaum zu atmen, sie neigt sich vor und starrt ihn an.

Er ist es! — Er! —

Wie ein leises Aufschluchzen schüttert's durch ihren Körper, sie fühlt ihr Herz hoch im Halse schlagen, sie blickt auf ihn nieder mit dem einzigen zitternden Verlangen: „Ach, wollt' er mich nur einmal ansehn!" — Und wie sie's denkt, wendet er das Haupt und blickt ihr in die Augen. Beide Hände reicht er ihr dar und murmelt mit halb erstickter Stimme: „Gott segne dich, du braves, mutiges Kind!"

Wie ein Aufschrei unaussprechlichen Entzückens geht's

durch ihre Seele — ja, das sind die Augen des Todgeweihten, welche ihr hier entgegenstrahlen, die Augen jenes Mannes, welchen sie eigenwillig dem Grabe entrissen und welcher darum ihr selber zum todbringenden Verhängnis geworden ist!

Sie lächelt und hebt triumphierend das Haupt — und dann zuckt sie plötzlich zusammen, wie unter tiefem Weh und fragt leise: „Wo soll ich Euch nun unterbringen?“ Er richtet sich auf und hält ihre rauhen, wetterharten Finger noch immer in seiner Rechten.

„Zum nächsten Obdach, Kind. Ich bin müde und matt zum Umsinken. Ich habe eine Stunde lang Brust an Brust mit dem Tode gerungen, und das hat mich schwach gemacht wie einen Kranken.“

„Das Dorf ist aber eine Stunde weit von hier — und die Ziegelbrennerei hinter dem Wald drüben hat drei Typhuskranke in der Kammer.“

„Und wo wohnst du?“

„Ich?“ — Das klang beinahe wie ein Schrei des Schreckens.

„Ja du, mein braves Kind! Wenn ein Mädchen um Mitternacht mutterseelenallein in Heide und Moorland zu finden ist, so kann ihre Heimat wohl nicht allzufern von hier sein!“ —

Sie steht einen Augenblick schweigend, ihre Zähne schlagen zusammen — sie reißt ihre Hände los und knäuelt ihr langes, schwarzes Haar darum her.

„Seid Ihr ein Fremder hier?“

„Nein — ich bin seit drei Wochen drunten in der Dorfpfarre.“ —

Sie lacht scharf auf: „Und habt noch nichts von der Heidehex’, der schwarzen Marian, gehört — der ‚Zauberin und der ‚Totenkiekern‘, vor der die Bauern sich bekreuzigen?“

Er tritt ihr hastig einen Schritt näher und starrt ihr in das Antlitz; bitterer, herber Spott und Trotz verzerrt es.

„Marian! — Wahrlich die Marian! Daß mir der Gedanke nicht längst gekommen! Gewiß habe ich von dir gehört, du wildes, armes Kind, und darum weiß ich auch, daß du in des Imker Claasen Hütte wohnst! Sie ist doch gewiß nicht weit von hier, Marian, und darum sei barmherzig und nimm den Mann, dem du das Leben rettetest, nun auch zur Herberge unter dein Dach!“ —

Da geschah ein Seltsames. Einen Augenblick stand die braune Dirne und zitterte an allen Gliedern wie Espenlaub, dann kam’s über sie wie die Wildheit einer Wildkatze. Sie sprang auf ihn zu, packte mit beiden Fäusten seine Schultern so leidenschaftlich und hitzig, als wolle sie die Nägel in sein Fleisch graben. Ihre Augen funkelten dicht vor den seinen, glühender Atem streifte sein Antlitz.

„Du . . . du hast’s gewußt, daß ich die Heidehex’ bin — du weißt’s, daß du jetzt vor der schwarzen Marian

stehst — und doch — doch willst du über meine Schwelle treten?"

Sie schrie die Worte laut wie eine Trunkene und schüttelte ihn dabei, als wolle sie seine hohe Gestalt hernieder brechen.

Langsam und sanft löste er ihre eiskalten, umklammernden Finger: „Ei, Marian, was ficht dich an" — schüttelte er den Kopf, „glaubst du in Wahrheit, ich sei ein so törichter, abergläubischer Mensch, daß ich mich von blödem Bauerngeschwätz ängstigen ließe? — Ja, man hat mir gar manch grausig Ding von der Heidehex' erzählt, und dennoch lege ich mein Haupt furchtlos zum Schlaf in deinen Schoß! Weiß ich's denn nicht besser, daß meine Lebensretterin viel eher ein guter Engel, denn eine Teufelin ist?" —

Sie wich zurück von ihm, krampfte die Hände zusammen und preßte sie gegen die Brust. — Ein Schüttern und Schluchzen ging durch ihre schlanke Gestalt, als ob der Sturmwind sein Spiel mit einer Weide treibt — sie wankte und brach vorn über auf die Knie: — „Herrgott . . . lieber Herrgott!" schrie sie auf — und in diesen drei Worten sprach sie das längste Gebet ihres Lebens. —

Das Haupt tief herabgeneigt, als wolle sie den Saum seines Rockes küssen, so lag sie regungslos. —

„Marian' — sei nicht wunderlich" — bat er sanft — „ich bin zum Sterben müd und matt!" —

Da schnellte sie empor und warf wie in jauchzendem

Frohlocken die nassen Haare in den Nacken zurück. „Kommt!“ — sprach sie kurz und eilte ihm voraus wie auf Windesflügeln.

Er vermochte nicht so schnell zu folgen. Sie schlug sich wie in rauher Selbstzurechtweisung hart gegen die Stirn und blieb wartend stehen. Zögernd, fast scheu, bot sie ihre Schulter dar: „Stützt Euch fest auf mich, lieber Herr, ich habe Kraft.“

Er tat's — seine Füße versagten fast den Dienst.

„Legt den Arm lieber um meinen Hals!“ — sprach sie nach wenig Schritten, „da schreitet Ihr sicherer.“

„Gute Marian!“ — murmelte er wie im Traum, und ihr schmächtiger Körper beugte sich tief unter der Wucht des halb bewußtlosen Mannes, welchen mehr und mehr die Schwäche nach der so lange ausgestandenen Qual und Todesnot übermannte. Aber sie biß die Zähne zusammen und keuchte vorwärts. —

Wie schwer sein Arm auf ihrem Nacken lag; Marians Knie zitterten — da umfaßte sie ihn sonder Besinnen und hielt ihn aufrecht und schritt nun auch selber leichter dahin. Aber sie ging Arm in Arm mit ihm, auf demselben schmalen Sandweg, auf welchem vor kurzer Zeit noch der gespenstische Hochzeitszug an ihr vorübergezogen war. —

Nun wandelte sie an Stelle der Braut und hielt gleich wie diese den Bräutigam im Arm. — Aber er war kein Todgeweihter mehr — sie hatte ihn dem Verderben

entrissen. Um welchen Preis? — Nun schritt der Tod hinter ihr.

Marian erschauderte. Vor wenig Stunden noch hatte sie ihr armes, freudloses und geächtetes Leben geringer geachtet, denn das Dasein der niedersten Kreatur — da hätte sie es voll Bitterkeit und Ekel von sich werfen mögen, um erlöst zu sein von allem Elend, von ihrer Einsamkeit und grauenvollen Gabe des Totensehens, welche sie aufzehrte im schleichenden Wahnsinn der Angst vor sich selber. — Und nun? — Nun, da sie in sinnloser Vermessenheit sich selber in die Macht des Todes gab, um diesen Fremden zu retten — nun stieg es plötzlich heiß und weh empor in ihrem starren Herzen — nun zuckte es auf wie in jäher, brennender Sehnsucht nach dem Leben!

Bereute sie ihr Tun? — Nein, und tausendmal nein! Der Mond steht jetzt voll und klar am Himmel, und Marian starrt empor in das Antlitz dessen, für den sie sich selber zum Opfer gab. Und schaut — und schaut. —

Wie wird es ihr plötzlich so wundersam zu Sinn? — Aufjauchzen möchte sie — die Arme ausbreiten und hinaus stürmen ohne Ziel und Halt — jubelnd durch alle Welt, ihre heiße, glühend heiße Stirn zu kühlen! So eng wird es ihr ums Herz — so zitternd wohl und weh — daß sie weinen möchte ohne Aufhören — weinen ohne zu wissen warum!

Ist das etwa das Glück? — Sie war noch niemals

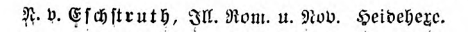
glücklich im Leben — sie kennt das Wörtlein nur vom hören und sagen. Oder . . . oder . . . ist es gar ein anderes? Es wird ihr so dunkel vor den Augen — und einen Moment lang ist's ungewiß, ob sie i h n stützt — oder er s i e! Aber solche Gedanken sind wie die Nachtvögel, welche zu ihren Häuptern dahinschwirren. Sie halten nicht lange Rast.

Um Marians Haupt weht die frische, herbe Nachtluft. Sie streicht langsam mit dem Handrücken über die feucht perlende Stirn und atmet tief auf. Sie denkt nichts mehr, weder vorwärts noch zurück, sie blickt empor in sein mondbeglänztes schönes Angesicht und lächelt.

— — — — — — — — —

Das Feuer knistert hell auf. Trockenes Tannenreisig brennt bläulich hüpfende Flammen, und die dicken Holzscheite schwälen dazwischen mit kräuselnden Rauchfahnen.

Es gibt wohl auf der ganzen Welt kein ärmlicheres Lager als das der Heidehex'. Trockene



Blätter und Moos sind in einer Ecke der Lehmhütte aufgeschüttet — ein alter, strohgeflochtener Bienenkorb dient als Kopfpfühl. Marian hat ihren zerlumpten Regensack darüber gebreitet und wird glühendrot vor Stolz und Freude, als der Fremde sonder Hochmut sein Haupt darauf niederlegt, voll tiefen, wohligen Behagens aufatmend. Sie greift hastig nach einem Tuche und breitet es sorgsam über den fröstelnden Schläfer. Der öffnet noch einmal die Augen und reicht ihr in stummem Dank die Hand entgegen — sie schüttelt heftig den Kopf und wendet sich jäh ab. —

Es überkommt sie eine unsagbare, nie gekannte Verlegenheit. Sie atmet wie erleichtert auf, als ihr schöner Schützling tief und fest entschlummert ist. Da kauert sie sich leise neben das Feuer, faltet die Hände ums Knie und schließt ebenfalls die Augen. Aber sie schläft nicht. Durch die dunklen Wimpern huscht ihr Blick wieder und immer wieder zu dem Fremden hinüber. Er ist dunkel und fein gekleidet und trägt ein weißes Tuch von Seide um den Hals.

Just wie ein geistlicher Herr. —

Sagte er nicht auch, daß er seit vier Wochen in der Dorfpfarre drüben wohnt?

Marian zuckt jäh zusammen, eine finstere, zornige Falte senkt sich in ihre Stirn, wenn sie an die Pfarre denkt. Sie haßt die Schwarzröcke. — Wenn sie ein

wildes, gottloses und schlechtes Geschöpf war, das niemanden etwas Gutes, allen aber gern das Böseste antat — das sich nimmer in der Kirche sehen ließ und fertig war mit allem, was die Menschen Gottesdienst und Frömmigkeit heißen, so war der alte Pfarrer daran schuld. —

Am Todestage ihrer Mutter war's gewesen. Da saß die schwarze Marian einsamer und verlassener wie je auf dem eingesunkenen Heidegrab, und ihr ward so weh, so weich und sehnsuchtsvoll zu Sinn, daß sie die Hände vor ihr Angesicht legte und bitterlich weinte. Da trieb sie ihr Herz zurück in die Gemeinschaft der Menschen. Sie wollte alles vergessen und vergeben, was man ihr angetan, und wollte um Vergebung bitten für all das üble, was sie jemals den Dörflern zugefügt. —

Vom Kirchturm herüber klangen die Glocken — und die Heidehexe kämpfte einen schweren Kampf mit ihrem erbitterten, verstockten und dennoch so schmerzlich blutenden Herzen, legte ihr Sonntagskleid an und ging zaghaft, scheu und doch mit bestem Wollen und Willen zur Kirche.

Einen Strauß blühender Heide hatte sie an die Brust gesteckt, und ihre Augen blickten so flehend und bang, als ob sie sprechen wollten: „Seht, ich komme zu euch, ich tue den ersten Schritt zur Versöhnung! Ach, bietet mir nun auch freundlich die Hand und laßt mich eine der euren sein!"

Sie verlangte ja keine Zeichen von Gunst und Freundschaft — sie wollte nur geduldet sein. Sie wollte nur unbeachtet, unverhöhnt und unverspottet in der Kirche beten. — Und sie schritt über die Schwelle, wohl erstaunt gemustert von allen Augen, aber unbehelligt. Die Leute raunten sich in die Ohren — aber das hörte sie nicht; sie saß bescheiden vorn im Eckchen der ersten Bank und senkte hochklopfenden Herzens die Augen.

Es ward ihr so eng und so scheu zu Sinn — sie fühlte sich unter den neugierigen Blicken wie eine Gerichtete. Aber sie sah keine bösen und höhnischen Gesichter, und das gab ihr die Hoffnung, daß sie sich nun allsonntäglich hier einfinden könne, daß dies der Weg sei, welcher langsam aber sicher zu einem versöhnenden Ausgleich führen mußte.

Da trat der alte strenge Pfarrherr auf die Kanzel, und sein Blick fiel groß und scharf auf die junge Dirne in der ersten Bank. Seine Stimme erhob er und sprach über die räudigen Schafe, welche sich von der Herde des Herrn verirrt, und welche glaubten, ihre Seligkeit sei gerettet, wenn sie einmal einen neuen Staatsrock zum Begaffen in die Kirche trugen!

Da richteten sich aller Augen auf der Marian sauberen Zwilchrock, und die Leute stießen sich an und nickten einander zu. — Der Prediger aber fuhr, hart gegen die Dirne gewendet, fort zu eifern: Daß solch ein Einschauen in das Haus Gottes keine Sünde merzen könne,

daß in der Dorfstraße Schutthaufen von Schadenfeuern lägen und die Hand, welche sie gezündet, wohl geahnt, aber noch nicht überführt sei zur Strafe — daß es ein schweres Sündenwerk sei, die Mitmenschen durch grausige Prophezeiungen von Tod und Elend zu ängstigen, daß es ein Lästern Gottes sei, die Schleier der Zukunft zu lüften! — Aller Groll, welchen der strenge Geistliche wider die Heidehexe hegte, brach hervor aus seinen Donnerworten, und die, welche neben der Marian saßen, rückten ab von ihr, als sei sie eine Pestkranke, und alle Gesichter wandten sich ihr zu, und in keinem stand ein Wort der Teilnahme, des Mitleids und des Erbarmens. —

Die Einsiedlerin aus Claasens Hütte aber glaubte zuerst, sie solle in die Erde sinken vor Scham und Entsetzen, heiße flammende Glut stieg in ihr Angesicht, und dann kam's über sie wie eine wilde, zügellose und rachedurstige Empörung, welche sich zur Wehr setzt gegen die Hand, welche Steine auf sie wirft. Verraucht und verflogen war alle Milde, alle versöhnende Weichheit ihres Herzens, der kleine Keim der guten, frommen Sehnsucht nach Frieden und Besserung war von unbedachten Worten in den Staub getreten. — Aufgesprungen wie eine gereizte Löwin ist die Marian und hat hinein geschrien in die Worte des Predigers. —

Was sie gesagt hat, weiß sie nicht mehr — sie weiß nur, daß sie von ihrer niedergebrannten Stätte, von der

Roheit und Schlechtigkeit ihrer Peiniger gesprochen! Da hat sich ein großer Tumult erhoben — man hat sie greifen wollen, um sie zu züchtigen und fand doch nicht den Mut dazu! Die Heidehexe aber hat die Leute mit kraftvollen Armen zur Seite geschleudert und ist hinaus gestürmt, zurück in ihre stille Einsamkeit. Da ist's zu Ende gewesen mit ihrem Glauben und mit ihrem Verlangen nach Gott und den Menschen.

Gehaßt hat sie den Mann, welcher sich einen Hirten nennt und dennoch die wiederkehrenden Lämmer für ewige Zeit von der Herde zurückscheucht, und sie hat sich gerächt an ihm!

Vor wenig Wochen erst konnte sie's ihm heimzahlen. In der Kürbislaube des Pfarrgartens hatte er gesessen und sich an seinem leckeren Vesper gütlich getan. Da ist's plötzlich aus dem Gebüsch hervorgesprungen wie eine schwarze Pantherkatze — die Totenseherin Marian hat vor ihm gestanden, grausig anzuschauen in ihrer wilden unheimlichen Freude. Und sie hat ihm in die Augen gestiert und mit schriller Stimme geschrien: „Bist du bereit zum Sterben, du frommer Mann? Laß dein Grab schaufeln! In drei Tagen deckt dich die Erde!"

Der alte Herr aber hat den Bissen nicht mehr zum Munde gebracht. Er ist wie gelähmt vor Entsetzen in den Sessel zurückgefallen, die Hände schaudernd gegen seinen erbarmungslosen Todesengel hebend. — Sprechen wollte er und konnte es nicht — und als die Wirt-

schafterin mit dem Eierbier zur Laube kam, hat ihr Herr kalt und starr vornüber auf dem Tisch gelegen. — Am Herzschlag war er gestorben, und am dritten Tage klangen seine Totenglocken.

Ja, die Marian hatte sich gerächt an ihm, der in ihrem jungen Herzen den letzten Funken von Glauben und Reue gelöscht hatte, und doch war ihr Haß gegen die Diener der Kirche nicht mit dem Pfarrer von Hollecamp in das Grab gesunken. Selbst jetzt, wo sie am Lager des Mannes sitzt, für den sie freiwillig in Tod und Verderben ging, für den eine unerklärlich liebe, süße Stimme in ihrem Herzen spricht — selbst jetzt kraust sich ihre Stirne im Zorn und Groll, da sie ihn in der Kleidung derer sieht, welche sie alle haßt um eines einzigen willen. Schon schnellt Marian empor, um voll finsteren Trotzes hinaus in die Nacht zu gehen, damit nicht ein Dach sich über ihr und einem Pfarrer wölbe — da fällt ihr Blick abermals auf sein Antlitz, dieses edle, milde, wundersam friedliche Angesicht, welches sich so traut und freundlich auf der geächteten Heidehexe zerlumpten Regensack schmiegt, als ruhe er der holdseligsten Geliebten im Arm.

Und die Knie der Schauenden erzittern, und sie sinkt wie gebrochen auf ihr Reisigbündel zurück.

Ja, er ist hier in die Hütte getreten, er hat sich voll Glauben und Vertrauen hier zum Schlafe niedergelegt und weiß es doch, wem diese Lehmmauern zugehören!

Er hat ihr vertraut! — Er hat sie einen Engel Gottes genannt, seinen Schutzengel, und er hat ihre Hände sonder Abscheu und Furcht ergriffen und sie dankend in den seinen gedrückt.

Da kommt's abermals über die Marian, wie damals, als ein brennendes Weh, als die Sehnsucht nach besserem ihr Herz und Seele auseinander riß. —

Sie blickt umher. Wie ist alles so verwahrlost — so unsauber, so trostlos und ärmlich hier! Und dies könnte doch so viel besser sein; die Marian hat einen ganzen Topf voll Silbertaler draußen am Erlenbäumchen vergraben, teils vom Großvater ererbt, teils selber durch ihren Honighandel verdient. Aber sie war gleichgültig gewesen gegen ihre Umgebung und gegen sich selbst — sie stand als junges Reis auf trockenem Boden und war aus Hunger und Durst nach geistigem Tau der Erquickung abgestorben vor der Zeit. Nun mit einemmal überkam sie ein Gefühl des Vorwurfs gegen sich selbst.

Sie schämt sich bei dem Gedanken, daß er beim Erwachen diese dürftige, unordentliche Stube im hellen Tageslicht schauen und sich über die Einwohnerin entrüsten könne! Das treibt sie empor. Lautlos, wie ein Schatten huscht sie umher, so gut es gehen mag, Ordnung zu schaffen. Sie fegt den Estrich, indem sie sich auf die Knie legt und mit einem alten Lumpen das trockene, zerstreute Reisig, Staub und die Abfälle von Speise und

Kleidung zusammen wischt und vor die Türe trägt. Das sieht gleich viel besser aus. Die Kiste deckt sie mit einem Brett zu, und dann blickt sie auf den wackeligen Holztisch. —

Der hat wohl seit Jahren kein Wasser und Scheuertuch gesehen. — Das Blut steigt der Marian ins Gesicht, und sie geht so lautlos wie möglich an das Werk, ihn zu reinigen. Das ist kein leichtes Stück Arbeit. Dicke Schweißtropfen perlen auf ihrer Stirn, aber je mehr sie reibt und scheuert und putzt, desto befriedigter leuchten ihre Augen. — Ei — wie fremd steht der ehedem so schmutzige Gesell nun da! Etliche große Flecken, Brandringe und dunkle Fettmale sind allerdings diesem ersten Ansturm noch nicht gewichen, aber der Grund ist wenigstens blank geworden. —

Marian überlegt einen Augenblick und schaut beinah angstvoll sinnend in dem kleinen Raum umher. End-

lich kommt ihr ein guter Gedanke. Von ihrer seligen Mutter bewahrt sie noch etliche Kleidungsstücke zum Angedenken. Die rohen Brandstifter, welche ihr damals die Hütte ansteckten, besaßen wenigstens die Gutherzigkeit, ihr das Kleiderbündel auf die Heide hinaus zu werfen, ebenso wie ihren armseligen kleinen Hausrat. —

Die Mutter hatte ein buntes Schultertuch, schwarzgrundig mit einer dicken Rosengirlande als Kantenverzierung, Marian hat es nie wieder nach jenem Sonntag, da sie den bösen Auftritt in der Kirche erlebt, zur Hand genommen.

Sie zögert auch jetzt, aber nur einen Augenblick, dann nimmt sie geschäftig das Bündel herzu und zieht das Tuch hervor. Das ist eine herrliche Tischdecke! Nun das blühende Goldlackstöckchen, welches sie auf Mutters Grab tragen wollte, in die Mitte auf den Tisch gesetzt. Das Fenster wird dadurch freilich ganz öde aussehen — aber halt! Sie reibt die zerbrochene, blinde, kleine Scheibe vorsichtig mit einem nassen Tuche ab, und da just das erste Frührot den Himmel färbt, huscht sie hinaus, gräbt die blühende Erika mit dicken Erdknollen aus und setzt sie als Schmuck auf das angenagelte Fensterbrettchen. Breite Borkenstücke bedecken die Sandballen und ersetzen die Blumentöpfe — das war eine herrliche Erfindung! Wie schmuck es nun im Stübchen aussieht! — Was liegt da Weißes in dem Bündel? — Ah, die Sonntagsschürze der Mutter!

Juchhe! — Das gibt eine prachtvolle Gardine! Oben über das Fensterchen an der Schraube läßt sie sich gut anbinden, dann mit einer Binse schräg zurück genommen — und die zerbrochene Scheibe ist auf das erfinderischste verdeckt. Marians Wangen glühen vor Freude und Eifer an solch ungewohntem Werk.

Ihr Blick huscht jeden Moment nach dem Schläfer herüber, voll Angst, er möge schon jetzt erwachen — aber die Ermattung ist allzugroß; regungslos liegt das schöne Antlitz — und nur ein zeitweises Aufschrecken und leises Stöhnen tut ihr kund, daß die große Gemütserregung der letzten Stunden noch in seinem Traum nachwirkt. Die Heidehexe streicht tief aufatmend über die Stirn und läßt, momentan erschöpft, die Arme niedersinken. Den Schemel hat sie auch abgerieben, daß er wackelig und zerschunden ist, kann sie leider Gottes nicht ändern, aber man merkt es kaum! Das ganze Stübchen sieht so sonntäglich und ungewohnt aus, daß es eine wahre Lust ist. Die ersten Sonnenstrahlen fallen durch das helle Fensterchen und beleuchten die Pracht — sie treffen aber auch das Kochgerät, und Marian, die schon geglaubt, die Arbeit sei geschehen, entdeckt — daß sie gewissermaßen die Hauptsache vergessen!

Wenn der Fremde erwacht, wird er hungrig und durstig sein, und das wälzt eine neue Sorge auf ihr Herz! —

Himmel, wie sieht das Kochgeschirr aus! — Der

Wasserkrug ist erschöpft, und Marian greift ohne Besinnen den rußigen Kessel, die paar Töpfe und Teller packt sie in den Kleiderrock. Direkt an den Bach damit! Da spült und scheuert es sich flinker! —

Atemlos fliegt sie durch den glitzernden Sonnenschein über die Heide. Der Tau blinkt an Rispen und Gräsern und sinkt als funkelnde Brillanttropfen in der Marian pechschwarzes Haar. Glücklicherweise ist das Wässerlein nicht weit, und das Waschen und Spülen geht schneller von der Hand, als wie es sich die junge Dirne gedacht. Mit glückstrahlenden Augen sieht sie, wie all der alte, blinde, unreine Kram so gut noch ausschaut, nachdem die dicke Ruß-, Staub- und Schmutzkruste davon ist! Blitzblank ist's geworden, und die Marian nickt sehr zufrieden vor sich hin. Dabei fällt ihr Blick in das Wasser, und sie sieht ihr eigenes, verwahrlostes und zerlumptes Bild. —

Sie schrickt ganz entsetzt vor sich selber zurück! Wieder eine Hauptsache, welche sie beinah' vergessen hätte! Gott im Himmel, was gibt's nicht all zu bedenken, wenn man einmal gründlich sein Häuslein und alles, was dazu gehört, säubern will! —

Nach den Töpfen und Häfen nimmt sich die Marian selber vor und spült alles ab von sich, was an die ehemalige wilde, nachlässige Heidehex' erinnert. Ei! Sie hat's gar nicht gewußt, wie schmuck sie aussehen kann,

wenn sie's will — oder hat sie sich noch niemals zuvor mit solch prüfenden Blicken angeschaut?

Blank und frisch lacht ihr das eigene, rosig-braune Gesicht entgegen; die Haare sind mit Wasser genetzt, sie glatt und gefügig zu machen, und hängen in zwei glänzenden Flechten über den Nacken — nun noch das Sonntagskleid und ein reines Hemd — auch einen Strauß von Heide und roten Ebereschenbeeren an die Brust, dann sieht sie aus wie die beste Bauerntochter! — Schuh' und Strümpfe besitzt sie leider nicht. —



Fiebernd vor Freude und Ungeduld geht's zur Hütte zurück. — Gottlob, er schläft noch. —

Leise packt Marian ihren Sonntagsstaat, den so lange unbenutzt liegenden, zusammen und eilt in die Ellernbüsche am Bach zurück. Da kleidet sie sich um und

läßt das alte Lumpenzeug auf einem Ast zurück. In der Hütte würde es die Ordnung stören.

Sie spiegelt noch einmal ihr Bild, lacht sich selber zu und wendet sich in glückseliger Hast abermals zurück.

Das Feuer brennt noch. Sie wirft neues Holz in die Glut, öffnet die Türe, daß der Rauch besser abzieht und hängt den blanken Kessel in die Gabel. Dann stellt sie den einzig unversehrten Tassenkopf in einen Suppenteller von blau geblümtem Steingut auf den Tisch, legt das Brot daneben und schöpft voll großer Genugtuung ihren Prachthonig aus der großen Steinkruke in ein anderes kleines Näpfchen und stellt auch ihn unter den Goldlackstock auf den Tisch. Das Herz jubelt ihr auf bei solchem Anblick. —

Der Herr wird es zwar gewohnt sein, Kaffee zu trinken, da sie aber leider keinen besitzt, nimmt er wohl mit einer Mehlsuppe fürlieb. Im Notfall kann sie ihm von dem Neunkräutertee aufbrühen, welchen sie selber an kalten Wintertagen trinkt.

Nun ist alles in schönster, festlichster Ordnung — nun kann er aufwachen! —

Er schläft aber tief und fest, ohne sich zu rühren.

Die Marian schleicht noch hin und her in dem Stübchen, den Staub von den Holzpflöcken und aus den Ecken zu wischen, die moosverstopften Stellen der Wand fein säuberlich auszubessern und hie und da noch eine sorgliche Verschönerung zu treffen. Dann setzt sie sich wie-

der neben das Feuer und wartet darauf, daß das Wasser kochen möge, aber ihr Blick schweift voll Ungeduld nach dem Schläfer, und es deucht ihr, daß er doch recht lange der Ruhe pflege. —

Die Sonne steigt höher und höher, und die Marian beschließt, ein weniges mit dem Küchengerät zu rasseln, daß er endlich die Augen öffnen möge! Ihr Herz lechzt nach einem freundlichen Blick, und sie brennt darauf, zu sehen, mit welch einer Überraschung er seine Umgebung, die Hütte der Heidehexe anschauen wird! — Aber ihre Hand zuckte von dem Kessel zurück.

Närrin! Wenn er erwacht, so rückt auch die Stunde des Abschieds heran, und wer weiß, ob sie ihn jemals wieder sieht! — Ein bitteres Weh preßt ihr Herz zusammen, lautlos kniet sie neben ihm nieder und blickt in sein schönes, sonnig-helles Angesicht. — So lange er noch schläft, darf sie es — so lange gehört er ihr. Und weil sie ihn jetzt so völlig und ungetrübt besitzt, so will sie die köstliche Zeit ausnutzen und sich satt sehen an diesem Antlitz, welches es ihr angetan hat mit unerklärlicher Zaubermacht!

Sein blondes Lockenhaar hängt ihm zwar wirr in die Stirn, aber es glänzt, wie gesponnen Gold. Edel und friedlich sind seine Züge, so, wie sich die Marian den Jünger Johannes im Geist gemalt, wenn der Großvater aus der Bibel von ihm vorgelesen! Ja, die Bibel! — Wo ist ihre Bibel? —

Marian springt hastig empor. Tief unten in Mutters Kleiderbündel. Sie wischt das Buch sorglich ab und legt es ebenfalls unter den Blütenstock auf den Tisch. Sie erglüht bis auf den Nacken herab. Nun wird er vollends überzeugt sein, daß die Heidehexe keine Teufelin ist — daß sie seit langen, langen Jahren diese heilige Schrift nicht in der Hand gehabt — das weiß er ja nicht und soll es auch nicht wissen. Die heutige Nacht hat alles in der Hütte des Krischan Claasen verändert — sie hat auch das Herz der Marian gewandelt, und von heute an soll die Bibel da liegen bleiben, wo sie jetzt liegt, nicht nur zum Anschauen, nein zum Lesen und Beten; wer weiß, wie lange sie noch Zeit hat, sich mit ihrem Herrgott wieder auszusöhnen. Wunderlich — sie, die dazu verurteilt ist, den Tod in seiner grausigsten Gestalt zu schauen, die stets von neuem an ihn gemahnt wird, sie hatte an ihr eigenes Ende am wenigsten gedacht. —

Sie will auch nicht daran denken — jetzt schon gar nicht. Sie fühlt es, dieser Tag ist das heilige, wonnesame und glückselige Abendrot ihres Lebens — ist's ausgeglüht, wird's ewige Nacht. —

Sie ist glücklich. Mit andächtig gefalteten Händen sitzt sie neben dem Mann, dem einzigen, dem sie in ihrem Leben eine Guttat erwiesen, dem einzigen, welcher eine solche um seiner braven, freundlichen Seele willen verdient hat, und blickt wie verklärt in sein friedlich Angesicht. —

Ja, er gehört ihr. Sie hat ihn dem Tode abgerungen, sie hat ihn dem Verderben abgekauft und sich selber zum Preis gezahlt. Oder ist's ein Aberglauben damit? Noch hat sie's ja niemals erfahren, nur von ihrer Mutter erhielt sie die Warnung, niemals dem Grab ein Opfer zu entreißen, sie selber müsse dafür hinab. —

Ist das gewißlich wahr? — Marian beißt trotzig die Zähne zusammen. Sie will sich zur Wehr setzen und ankämpfen gegen den Sensenmann mit der ganzen leidenschaftlichen Zähigkeit ihres jungen Lebens. —

Leise regt sich die Hand des Fremden und gleitet von der Brust herab auf den Estrich. Ein Sonnenstrahl trifft sie und leuchtet auf dem breiten Goldreif, welcher den Finger schmückt.

Mechanisch haftet Marians Blick auf dem blitzenden Funken, welcher durch den Lichtschein in dem Metall gezündet wird. — Sie entsinnt sich jetzt genau der Worte ihrer Mutter: „Wer einen Todgeweihten rettet, erkauft ihn mit dem eignen Leben. Das Leben und alle Lebenslust werden von ihm weichen, seine Seele wird kranken und all seine Sehnsucht wird das Grab sein. Keine Ruhe wird er finden, bis er selber in der kühlen Erde ruht, welche für seinen Geretteten geschaufelt war!" —

Marian lächelt und atmet tief auf. Sind Leben und Lebenslust etwa von ihr gewichen? Im Gegenteil, nie hat ihr Dasein wonniger gelächelt wie jetzt, nie hat sie so mit aller Innigkeit an demselben gehangen, wie seit der

Stunde, wo sie diesen Fremden hier aus dem Moore gezogen! — Narretei ist's mit solchem Aberglauben. Marian wird sich nie nach dem Tode sehnen und ihn nie freiwillig suchen — nie! —

Sie schüttelt fast wild den Kopf und deckt die Hand über die Augen. Der Funken in dem Goldring brennt so blutig rot und blendet sie. Jählings, voll heißer, fiebernder Leidenschaft neigt sie sich und küßt die Hand, welche ihn trägt.

Er zuckt zusammen und scheint zu erwachen, und Marian springt lautlos auf und huscht mit glühenden Wangen vor die Türe, heimlich will sie durch die Spalte derselben die erstaunten Blicke sehen, mit welchen der junge Priester die Hütte der Heidehexe schaut.

Die Sonne strahlt durch das kleine Fensterchen dem Erwachenden just in die großen, weitaufgerissenen Augen.

Mit verwirrten Blicken sieht er sich um — und ganz allmählich erst kommt ihm das volle Bewußtsein zurück. Die vergangene Nacht mit all ihren Schrecken spiegelt sich momentan noch einmal auf seinem Angesicht, dann legt er einen Moment die Hand über Stirn und Augen und verharrt wie in tiefen Gedanken.

Als er abermals aufschaut, tragen seine Züge den Ausdruck milden, lächelnden Friedens. Er richtet sich empor, stützt sich auf den Arm und schaut mit hellen Blicken um sich.

Marian preßt die Hände gegen die Lippen, um nicht laut aufzujubeln, da sie seine Betroffenheit, sein Staunen und die sichtliche Überraschung in seiner Miene liest. Nein, so hatte er sich Krischan Claasens Hütte nicht vorgestellt!

Hier haust die Heidehexe, die schwarze Teufelin, vor welcher die Bauern sich bekreuzen, wie vor einem Höllenspuk? So sieht dies Stübchen nicht aus, als ob böse Geister hier walteten! — Sauber und freundlich im hellen Tagesglanz, mit duftenden Blumen und behaglich flackerndem Feuer! . . . Das Wasser brodelt im Kessel, und die bunte Tischdecke leuchtet ihm mit ihren riesigen, blauroten Rosen grell in die Augen! — Und wie lecker und appetitlich das Frühbrot auf dem Tische steht — und das Buch neben dem Goldlackstöckchen . . . der junge Prediger erhebt sich und schreitet schnell heran — — ist eine Bibel! —

Wie ein Schein innigster Rührung fliegt es über sein Antlitz: „Gute, arme, verkannte Marian!“ steht deutlich in seinem Blick zu lesen.

Die Lauscherin erglüht abermals, und da sich ihr Gast zur Türe wendet, will sie sich nicht auf dem Lauscherposten ertappen lassen, sondern öffnet vollends und tritt über die Schwelle. Den Wasserkrug hält sie in der Linken, und mit der Rechten streicht sie verlegen über ihr glänzendes Haar, da sie nun im Tages-Sonnenlicht ihrem Erretteten gegenüber steht. —

Welch ein anmutiges, frisches Bild in dem Türrahmen! Die zierliche Gestalt zeichnet sich scharf ab gegen den rotleuchtenden, wolkenlosen Heidehimmel, wie eines jener alten Gemälde, dessen Gestalten sich auf goldenem Hintergrund erheben. Und es ist keine Unholdin in schmutzigen Lumpen, unheimlich und schleichend wie eine Wildkatz', die auf Raub ausgeht, welcher Art sie die Bauern ihrem neuen Pfarrherrn geschildert, es ist ein bildsauber Dirnlein, blühend frisch und schmuck, wie der betaute Heidestrauß an ihrer Brust.

Er reicht ihr voll herzlicher Freude beide Hände dar. „Grüß dich Gott, Marian, meine freundliche kleine Wirtin du! Habe tausendfachen Dank für all das Gute, was du an mir getan hast!" —

So hat noch nie ein fremder Mensch zu der Einsamen gesprochen, so hat ihr noch keiner in die Augen geschaut!

Sie umfaßt seine Hände mit krampfhaftem Druck und da sie nicht zu sprechen vermag, nickt sie ihm nur mit strahlendem Lächeln zu und wendet sich geschäftig zum Feuer. Auch er lächelt.

„Ei, Dirnlein, braust du gar eine leckere Morgensuppe?" Da schaut sie zu ihm auf: „Setzt Euch nieder, Herr — und schmeckt die Mehlsuppe, ob sie Euch behagt. Wenn Ihr solche Kost nicht gewohnt seid, so kann ich Euch auch einen Tee aufgießen!"

„Danke dir; ich freue mich jeglicher Kost, die unser



Marian aber faltet auch, gleich wie er, die Hände. (S. 54.)

lieber Herrgott mir beschert! — Sieh' an, wie appetitlich du den Tisch zurecht geputzt hast. — Aber ich sehe nur e i n e n Platz gedeckt, und wir sind doch ihrer zwei!"

Sie wird glühend rot. „Eßt nur, Herr — ich spüle nachher den Teller und halt's mit dem Rest!"

Da merkt er, daß seine bedürftige Wirtin wohl alles hergestellt hat, was sie besitzt. Er hebt den Tassenkopf von seinem Teller und stellt ihn an der Marian Tischplatz: „Du hast mir des Guten zu viel getan, Mädchen — Teller o d e r Tasse — eines genügt. Und nun mußt du mir Gesellschaft leisten, dann mundet es mir doppelt gut."

Sie schöpft ihm gerade die Suppe auf, und da sie es so sehr gut gemeint, ist's mehr ein Brei geworden.

Ihre Wangen glühen — sie rückt sich die Kiste heran und setzt sich gehorsam nieder.

Er greift aber nicht allsogleich nach dem Löffel,, wie sie gehofft, er zögert einen Augenblick. Und dann nimmt er die Bibel herzu, hält sie in der Hand und blickt wie fragend in der Heidehexe Angesicht.

Sie nickt hastig, und er schlägt mit freudigem Lächeln das Buch auf, da wo es bei Hiob also zu lesen steht: „Aus sechs Trübsalen will ich dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Übel rühren."

Marian aber faltet auch, gleich wie er, die Hände und dieweil er liest, schaut sie still und verklärt in sein Angesicht, als wäre ihr in ihm der Himmel aufgetan.

Eine kurze, wundersam friedliche Andacht, mehr ein Gebet, denn ein Bibellesen, und der junge Priester legt die heilige Schrift zurück unter die Blütenzweige des Goldlackstöckchens, nickt mit frischem, frohem Angesicht seiner Wirtin zu und spricht: „Und nun segne Gott unser Mahl und segne dich, du wackeres Kind, die es mir so gastlich bereitet hat!"

Wenn er nur nicht immer wieder danken wollte, das macht sie so verlegen! Glücklicherweise greift er gleich herzhaft zu und sagt heiter: „Wundere dich nicht über meinen Bärenhunger, kleine Marie-Anna, ich habe seit gestern mittag einen leeren Magen!" —

„Ei — seid Ihr so lang schon unterwegs und im Heideland gewesen?" — fragt sie erstaunt und sieht's mit unbeschreiblichem Stolz, wie trefflich ihm ihre Suppe schmeckt.

Er schüttelt den Kopf: „Die Marie-Anna oder die schwarze Marian, wie die Leute dich kurzweg heißen, ist bei uns im Dorf ein seltener Gast und kennt ihren neuen Pastor gewiß weder von Angesicht, noch dem Namen nach! — Nun sieh' mich mal an, Kleine! Seit vier Wochen bin ich in der Pfarre drüben eingezogen, und ich heiße Martin Kayser. Ein braver Seelsorger aber soll jederzeit bereit sein, wenn seine Beichtkinder Verlangen nach ihm tragen, und als gestern nachmittag, just als ich auf meinen Kaffee wartete, der Jochen aus Borkenried kam, mich zu seinem todkranken

Weib zu holen, da hatte ich keine Zeit mehr, an mich zu denken, sondern stand im Dienst der lieben Sterbenden. Und wenn es gilt, Nahrung für die Seele zu bringen, so muß diejenige für den Körper jedesmal zurückstehn!"

„So gingt Ihr gleich mit dem Jochen mit?" —

„Gewiß — und wir sind scharf zugegangen, um die arme Susanne noch am Leben zu treffen!" —

„Sie lebt."

„Ja, gottlob, sie lebt — wenigstens war sie noch nicht verschieden, als ich von ihr ging."

„Sie wird gesund werden."

Der junge Pfarrherr blickte erstaunt in die düstere, seltsame Miene der Sprecherin. Dann schien ihm ein Verstehen zu kommen. „Ach, Marian, die Totenseherin" — lächelte er voll Wehmut — „ist dir das unglückliche Weib nicht im Hochzeitszug erschienen? Nun, dann sei Gott gelobt; es würde ein schweres Sterben geworden sein, wenn die junge Mutter von ihren fünf kleinen Kindern hätte scheiden sollen."

„Ein Sterben ist wohl so schwer wie das andere", murmelte sie düster.

„Doch nicht, Marie-Anna! Ich habe schon an mancherlei Totenbetten gestanden und habe gar verschiedentliches Entschlafen gesehen. Nicht allein Geist, Herz und Gewissen sprechen dabei mit, oft ist's auch noch die Welt mit ihren Banden, welche die entfliehende

Seele mehr oder weniger an sich fesselt und das Scheiden schwer macht. Ein alter Mann stirbt anders wie ein junger — eine Witwe anders wie eine Braut. Ich habe den Tod in seiner wundersamsten, glückseligsten Verklärung geschaut, wenn er als Erlöser und Wiedervereiniger kam, und ich habe ihn geschaut als erbarmungslosen Henker, welcher grausam mit sich fortriß, was sich doch voll verzweifelter Leidenschaft gegen ihn sträubte."

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille — nur ein Vöglein zwitscherte durch die offene Tür. Da schaute Marian empor. Es lag ein ganz wunderlicher Ausdruck in ihrem jungen Angesicht, und ihre Stimme klang unsicher und zitternd, als sie leise fragte: „Nun, Herr Pfarrer, wäret Ihr wohl gestern im Moor gern oder ungern gestorben, wäre Euch das Scheiden von der Welt leichter geworden wie der Susanne?"

Er war nicht erstaunt über die Frage, sondern nur über die seltsame Art des Mädchens, welches sie stellte. Er neigte das Haupt zur Brust und blickte einen Augenblick ernst vor sich nieder, und dann wieder hob er es tief aufatmend, und sein Blick schweifte hinaus durch die offene Tür in die sonnengoldene, blühende, glückselige Gotteswelt hinein. — Weit, weit in die Ferne — und sein blaues Auge schimmerte wie in feuchtem, unbeschreiblich sehnsuchtsvollem Glanz.

„Nein, Marian, es wäre mir nicht leichter ge-

worden," sagte er leise. „Ich stehe jederzeit in der Hand meines himmlischen Vaters und bin bereit zu folgen, wenn er mich ruft — aber jetzt — gerade jetzt sterben — —" und er atmete abermals tief von Grund des Herzens auf und legte die Hand vor das Antlitz, daß seine Lippen just den goldenen Ring wie im ernsten Kuß berührten: „jetzt gerade würde ich mich so schwer vom Dasein getrennt haben — und darum war der Todeskampf im Moor doppelt hart. — O, Marian!" rief er plötzlich voll jäher Leidenschaft und faßte ihre Hand mit fast schmerzendem Druck: „Gott segne dich für mein gerettet Leben!"

Groß und starr, wie im Fieber glänzend, schauten ihre Augen in sein schönes, erregtes Angesicht. Sie lächelte wie im Traum. „So war also mein Opfer kein vergebliches — so habe ich ein gutes Werk getan!"

„Ja, ein gutes Werk — wahrlich ein gutes!" nickte er, „und das will ich dir danken mein Leben lang!" — Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, dann hob Marian jäh das Haupt.

„Wie kamt Ihr aber zu solch später Stunde so ganz allein in Heide und Moor? — Ihr mußtet es wissen, daß die Gegend hier gefährlich ist, und wagtet Euch ohne Führer in dunkler Nacht durch den Sumpf?"

Er lachte wieder sein altes, heiteres Lachen. „Wenn man vom Rathaus kommt, ist man in der Regel klüger, als wie wenn man hingeht! Als der Jochen mich im

hellen Tageslicht des Weges führte, da deuchte mir derselbe sehr grad und einfach und nicht zu verfehlen! Ich hatte lange bei der Susanne gesessen, die Nacht war darüber heraufgekommen, und als es dem armen Weibe endlich ein weniges besser ging, da tat's not, daß ihr Mann zur Hilfe und Wartung bei ihr blieb. Wie hätte ich es da annehmen dürfen, daß er abermals um meinetwillen zwei Stunden unterwegs und von ihr fern war? — So vertraute ich meinem guten Ortssinn und schlich mich heimlich davon. Aber solch ein flach Heideland ist gar trügerisch, namentlich in stockdunkler Nacht, wo man den Weg weder sieht, noch ihn inmitten all der sandigen Umgebung fühlen und spüren kann! Solch eine Sandwehe muß mich irre geführt haben — ich kam ab vom rechten Wege — und . . . nun, das andere weißt du ja, Marian — es ist eine üble Erinnerung, und ich denke ungern zurück." —

Sie nickte abermals sinnend mit dem Kopf und starrte auf ihre gefalteten Hände nieder, er aber erhob sich und trat in die Türe. „Die Sonne steht schon hoch am Himmel, und es wird Zeit, daß ich mich auf den Heimweg begebe! Meine arme Mutter wird schon in großer Sorge um mich sein, und ich fürchte, sie schickt Boten nach mir aus. — So laß mich denn weiterziehn, du meine liebe, wackere Retterin, du guter Engel, den mir Gott in der höchsten Not gesandt" — wieder streckte er ihr voll warmer Innigkeit beide Hände entgegen und

Marian legte diesmal sonder Scheu die ihren hinein. — Martin aber fuhr hastig fort: „Ich sage dir nicht Lebewohl! Ich hoffe dich bald wieder zu sehn, hier und im Dorf drunten, wo mein Mütterlein den Schutzgeist ihres einzigen Sohnes gewiß voll herzlichen Dankes in die Arme schließen will! Ei, was schaust du mich denn so entsetzt an?"

Wie eine Mondsüchtige starrte sie mit dunklen Augen zu ihm empor: „Eure Mutter — mich ... mich in die Arme?" ... stotterte sie.

Er lächelte: „Glaubst du, daß sich ein Mutterherz solches Dankes enthalten könnte?" —

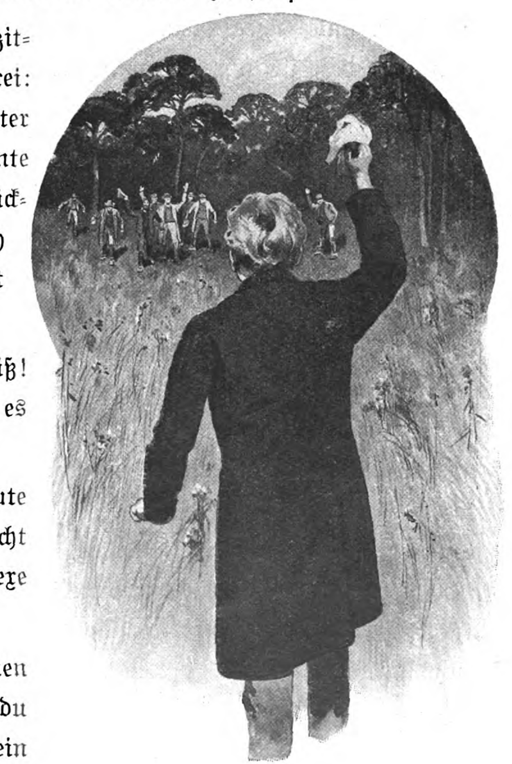
„Ich bin die Heidehexe! — Ich bin die Totenseherin! Im Dorf drunten hassen sie mich und fürchten sich vor mir — ich darf mich nicht mehr drüben sehen lassen! ..." stieß sie schwer atmend hervor. „Ich bin verachteter wie ein Hund — sie werfen mit Steinen nach mir und so sie nur den Mut hätten, schlügen sie mich tot." Sein Antlitz ward tief ernst, finster bald.

„Solche Zeit ist um, Marian!" sprach er und hob das Haupt so stolz und gebietend, wie ein Königssohn, der eine Geächtete unter die Menschen zurückführt und sagt: „Ich gebe ihr die Ehre wieder, wer wagt's noch, sie zu verfolgen?" —

Und dann spielte wieder das milde, so unbeschreiblich freundliche Lächeln um seine Lippen. Er legte seine Hand auf ihr Köpfchen und fuhr heiter fort: „Das soll

anders, ganz anders werden, Marie=Anna! Diese Hütte ist so schmuck und traulich, wie ich es nimmer für mög= lich gehalten hätte, aber sie ist viel zu einsam und zu weltfern für solch ein junges Blut, wie du eines bist! Den Bauern will ich gründlich die Augen öffnen über ihren törichten Aberwitz, und dann soll die Enkelin des Krischan Claasen ihren Einzug im Dorf drunten halten, ganz und gar eine der Unseren zu sein!" —

Ein leiser, zit= ternder Aufschrei: „Ach lieber, guter Herr — könnte solch eine Glück= seligkeit wirklich zur Wahrheit werden?"



„Ganz gewiß! Ich verspreche es dir!" —

„Und die Leute werden mich nicht mehr für eine Hexe halten?"

„Wenn ich ihnen erzähle, was du mir getan? Nein

Kind, Menschen mit eigner Lebensgefahr retten, ist kein Teufelswerk!"

Und der Sprecher verstummte plötzlich und lauschte auf. „Horch ... waren das nicht Stimmen? Es klang wie ein lautes Rufen vom Walde her!" —

Marian schrak jählings zurück. Sie hob die Hand über die Augen und schaute. Wie ein angstvolles Beben ging's über ihr Angesicht. „Ja, ja, es sind die Bauern! Die rufen und suchen Euch, Herr Pfarrer. Hab's lang gefürchtet, daß sie kommen würden, Euch hier fortzuholen!" —

Er verstand nicht ihre letzten, leisen Worte, er war hinaus vor die Türe geeilt und schwenkte sein weißes Taschentuch unter lauten Zurufen.

Vom Wald her stürmten unter jubelndem Hurra eine Schar Männer. Schon von weitem entspann sich die laute Begrüßung, die stürmische Freude über das Wiederfinden ihres bereits verloren geglaubten Seelsorgers.

Näher und näher kamen die Leute heran, plötzlich stockte der frohe Lauf — scheu — in gemessener Entfernung blieben die Bauern stehen, und ihre entsetzten, hoch betroffenen Mienen drückten es aus, daß es ihnen jetzt erst zum Bewußtsein kam, wo und in welcher Gesellschaft sich der junge Prediger befand.

Wie ein Aufstöhnen rang es sich von Marians Lippen. „Ach, seht Ihr wohl? Seht Ihr's, lieber Herr, wie sie

sich vor mir bekreuzen? Solch ein Zeichen mit der Hand ist gegen bösen Zauber und Höllenspuk — ach, ich weiß es wohl!" —

„Torheit!" lächelte Martin, das Haupt schüttelnd. „Sie werden erst vom hitzigen Lauf verschnaufen wollen!"

Da klang eine schrille Stimme aus dem Haufen herüber: „Herr Pfarr'! Bi allen gauten Geistern wahr't Üch! Eh'r sitter jo in des Claasen Hütte, und de lüttje Dirn dar is de Heidehex'!" —

„Bleib' ruhig hier stehen, Marian. Ihr Leute! Im Namen unseres Gottes bitte ich euch, kommt furchtlos näher!" —

Zögernd, nur um wenige Schritte, kam man dem Wunsche Martins, nach. Da faßte dieser die eiskalte zitternde Hand seiner jungen Wirtin und führte sie durch den goldenen Sonnenschein den Bauern entgegen: „Grüß' euch Gott, meine Getreuen, die ihr brav und hochherzig gekommen seid, mich zu suchen! Ja, wäre dieses mutige, wackere Mädchen, die gute Marian, nicht gewesen, so hätte mich in dieser Nacht das tückische Moorland verschlungen! Ihr lieben Freunde, schaut sie wohl an, diese meine Lebensretterin! So ich recht verstanden, hat soeben eines unter euch gerufen: „Die Dirne ist die Heidehex'!" — Nein Leute, die Marie-Anna Claasen ist keine Hexe und keine Teufelin, sondern sie ist der liebe Schutzengel gewesen, welcher sich

meiner erbarmt hat! — Auf Leben und Tod hat sie sich in das Moor zu mir herangewagt, hat mich herausgezogen aus seiner drohenden Tiefe, hat mich barmherzig in ihre Hütte geführt und mich gepflegt wie eine fromme Schwester!“ —

„Herr Pfarr', see staht mit 'n Düwel im Bunne, darüm mog see sich getrosten in Sumpf und Moor wagen, eine Hex' gieht nich onner!“ rief eine Stimme warnend entgegen.

Mit gerunzelter Stirn trat Martin gegen den Sprecher vor: „Schämst du dich nicht, Sören, mit solch einem gottverfluchten Aberglauben?“ Und er wandte sich hoch erhobenen Hauptes und schritt in die Hütte zurück, Marian aber kniete abgewendet neben der Türe nieder und weinte bitterlich.

Da tönte die Schwelle abermals von Martins Schritt, und er kam zurück aus dem Stübchen und hielt die Bibel, welche unter dem Goldlackstöckchen gelegen, weit hin sichtbar über sein Haupt empor. „Ist dies etwa ein Buch, aus welchem Hexen ihre Teufelskünste lernen?“ rief er voll edlen Zorns. „Wo das Wort Gottes unter einem Dache wohnt, da hat die Hölle keinen Platz! Wenn die Marie-Anna Claasen mit dem Satan im Bunde steht, dann tuen wir es sämtlich, denn dieses brave, einsame, verfolgte und gepeinigte Kind ist eine ebenso fromme Christin, wie wir alle rechtgläubige Christen sind! — Und darum steh'

auf, liebe Schwester Marian —“ Martin neigte sich und hob die Schluchzende an seine Brust empor, „und laß' es dir vor all diesen Zeugen sagen: So du hinab in das Pfarrhaus kommst, soll es eine freudige Ehre sein für alle, die darin wohnen, denn ein Weib, welches sein eigen Leben nicht achtet, um einen Fremdling aus Todesnot zu erretten, welches trotz all der bösen Nachstellungen seiner Mitmenschen dennoch nicht den Glauben an seinen Herrgott verloren, das verdient es, mit Liebe und Freundschaft ausgezeichnet zu sein allerwegen! Leb wohl, Marian, du sollst bald wieder von mir hören!“ —

Sie stand neben ihm, viel bleicher denn sonst, aber glückstrahlend und durch Tränen lächelnd, wie ringsum die blühende Heide im Morgentau. Sprechen konnte sie nicht, sie nahm ihre Bibel aus seiner Hand entgegen und drückte sie gegen die Brust. — Lange stand sie und sah ihm regungslos nach, wie er mit den Bauern davonschritt, wie er so hoch und herrlich zwischen ihnen einher ging, jedem einzelnen die Hand mit herzlichen Worten drückend.

Von Zeit zu Zeit wandte er sich um und schwenkte lächelnd seinen Hut nach ihr zurück. Seine Begleiter aber standen und staunten noch immer die Marian an. Was war aus der Lumpendirn über Nacht geworden? So schmuck und hübsch sah sie aus, daß wohl keiner sie wiedergekannt hätte, wäre sie ihm unvermutet

begegnet. — Wie der Sonnenschein sie umstrahlte, wie scharf sich ihre schlanke Gestalt gegen den Himmel abhob! Der junge Peter Holtensen, der reiche Bauernsohn, hielt die Hand über die Augen und starrte noch unverwandt nach ihr hin, dieweil die anderen schon weiter gingen. Potzwetter! Er hatte die Heidehex' noch nie in der Nähe gesehen, nun aber hatte er ihre kohlschwarzen Augen geschaut, und . . . „Herr Pfarr'", sprach er jählings und zog den Hut, „nach Ehren Wooren hollet Ehr gar graute Stöck off de Marian Claasen! Aberst", er kraute sich bedenklich in seinen flachsblonden Locken und blickte scheu nach der Genannten zurück, „mit dem Totenkieken, dat is on blieft eene Wohrheit, denn so often see's vorher geseggt, is et auk jedesmol wohr und wohrhoftig introffen!"

„Jo, wohr un leibhoftig, Ehrwürden, sei kiekt op'n Krüzwag' und dar sieht's 'n hol' kümmen, der in dri Dagen all sterfen sall!" rief's eifrig im Chor.

„Jo, sei is 'ne Totenkiekern — und schell is 'ne Düwelssaak!"

„Ja, ja, lieben Leute, das ist eine Tatsache, aber keine Teufelssache! — Gut, Peter Holtensen, daß du mich darum befragst. Hört zu, lieben Leute, und laßt Euch belehren. Der liebe Gott hat den Menschen gar seltene und verschiedenartige Gaben verliehen. Du, Jochen, kannst die Flöte blasen und spielst jeglich

Stücklein auf, ohne daß man es dich je gelehrt hat. — Kannst du das auch, Peter?"

„Nee — bei Leibe!"

„Und der alte Schäfer Klickersen kann die Rose besprechen und hilft unfehlbar allen Menschen, die das kalte Fieber haben — wer kann das noch von euch allen?"

Tiefe Stille und allgemeines Kopfschütteln großer Betroffenheit.

„Die Mutter Katterlis braucht bloß mit der Hand zu streichen —" fuhr Martin fort, „so hören die schlimmsten Flußschmerzen auf, und —" der Sprecher lächelte — „wie ich höre, soll im Nachbarsdorf eine Frau wohnen, die es sagen kann, an welcher Krankheit ein Mensch leidet, wenn ihr derselbe auch völlig unbekannt und auf Meilen entfernt ist."

„Jo, jo, schell kan' se! Wohr und leibhoftig, Herr Pfarr'! Man brook er nor den Nom' un' Gebortsdag tau nenn'. Dann feult se an ehr'n eigen Körper un' weit gliek, wat em' fehlt!"

„Ganz recht, und —" der junge Prediger lächelte noch mehr, „da gibt es in der Gegend hier ferner Männer und Frauen, die sich den Anschein geben, in die Zukunft sehen zu können, die teils aus Karten, aus Eiern oder Kaffeesatz wahrsagen." —

„Allemol, Herr Pfarr'! Du laive God! Wat hatt de oll' Trümpern schon all seggt!" schrie's eifrig Antwort.

„Hm — könnt ihr das sämtlichst auch? Oder kann es nur ein einziger von euch?“

Wieder tiefe, verlegene Stille; Kayser aber fuhr ernst und erregter fort: „Und haltet ihr alle diese Leute, von denen wir eben sprachen, um ihrer Außergewöhnlichkeit willen für Zauberer und Zuhälter des Teufels?“

„God' in Himmel — weil ik de Flöt' speul', sull ik'n Düwelskirl sin?“ — entsetzte sich Jochen und verfärbte sich bei dem Gedanken, solch bösen Leumund zu bekommen, „ik flöt' ja ok de frömmsten Lierer, Hochwürden, on' wenn Ent' sik so recht erbauen well an Sonndag, dann röpt's 'n Jochen, det hei Mosik makt!“ — Rings in der Schar der Bauern aber erhob sich auch ein eifrig Verteidigen, und jeder versicherte, daß all die genannten Personen ganz fromm und unbescholten lebten, und daß sie halt nur ganz erschrecklich klug seien! —

„Sehr wahr, lieben Freunde, und seht ihr, so hat der liebe Gott auch die Marian Claasen viel klüger gemacht, wie uns alle, indem er ihr die wunderbare Geistesgabe verlieh, in Gestalt von Visionen oder Traumgestalten den Tod eines Menschen voraus zu sehen. Solch einen hellen Blick findet man nicht viel, aber doch öfters noch unter den Menschen, und die Armen, welche unter dieser besonderen Klugheit und Schärfe ihres Geistes selber unendlich leiden, erfreuen sich über-

all in der Welt der vollen Freundschaft und Liebe ihrer Mitmenschen, weil man sie bedauert. Bedenkt doch, welche Angst mag die arme Marian leiden, plötzlich für ein liebes, teures Wesen den Tod vorher zu sehen? Wie mag sie in ihrer Einsamkeit zittern, sich selber als Todgeweihte zu erblicken? — Glaubt mir, lieben Freunde, wenn ihr die Marian nicht mehr reizt und gallig macht, sondern ihr freundlich begegnet, so wird sie nun und nimmermehr ihre Geistesgabe benutzen, um euch zu entsetzen und zu schrecken damit, sondern wird im Gegenteil alle Bedrohten warnen und ihnen vielleicht noch rechtzeitig Hilfe bringen, wie mir heute nacht — und dadurch könnte sie viel, sehr viel Gutes im Dorf schaffen."

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille — mit lautlosem Beifallsnicken schauten die Bauern nachdenklich drein, um solch jähen Umschwung der Meinung gründlich zu erfassen.

Der Peter Holtensen aber blieb noch einmal, bevor die kleine Schar in den Kiefernwald eintrat, stehen und blickte wiederum zurück nach der schlanken Mädchengestalt, welche mit flatterndem Röckchen, noch immer unbeweglich und sonnebestrahlt vor ihrer Hütte stand, ihnen nachzuschauen.

Auch der junge Prediger stand still und grüßte noch einmal zurück nach ihr, und als sie's sah, hob die braune Dirne beide Arme und winkte ihm zu, daß

es gegen den Himmel aussah, als wolle sie ihn ungestüm umfassen und festhalten.

Die Kiefern rauschten im Morgenwind, und Peter schob den Hut von dem rechten Ohr auf das linke, räusperte sich und sprach in seiner wortkargen Weise: „Wenn dei Saak derort utschäut, Herr Pfarr', könn' jo dee Marie-Anne Claasen bei mir al't Magd in Diensten gahn!"

Alle Köpfe schnellten herum und starrten den Sprecher erschrocken an, Martin aber bot ihm in freudigster Überraschung beide Hände dar und rief: „Der Peter Holtensen! Ei, wer hätte sich's träumen lassen, daß der Peter ein so vernünftiger, braver und kluger Mann ist, der törichten Altweiberklatsch und Aberglauben verlacht! Ja, lieber Freund! Nimm getrost die einsame, kleine Dirne als Magd unter das Dach und sei wohl versichert, daß du ein rechtlich, fleißig und ordentlich Frauensbild an ihr gewinnst. So du willst, Peter, spreche ich selber mit der Marian und stelle ihr das Ding vor."

„Schün Dank, will't schon selfsten utrichten, Herr Pfarr'!" und der große, stämmige Bursch blieb schweigend zurück, tat gar nicht weiter desgleichen und sprach keine Silbe mehr. Nur leise durch die Zähne vor sich hinpfeifen tat er, und als der Jochen ihn unvermerkt in die Seite stieß und ihm zuraunte: „Bin Düwel, Peter, hänst dann auk gar wuhl bedenkt, wat dau

dhost?“ Da steckte er beide Hände in die Hosentaschen, antwortete kurz durch den rechten Mundwinkel: „Jo; ik hevt dohn“ — wandte den Kopf aufmerksam nach ein paar zwitschernden Grasmücken und pfiff weiter.

„Wem nich tau raten is, dem is auk nich tau helpen“ — schüttelte Jochen besorgt den Kopf. „Ersten hättest dau wat taukieken sollen, ob's ok all wohr is!“ — flüsterte er und stolperte gedankenvoll seines Weges fürbaß. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch Martin Kayser schritt in tiefen Gedanken daher und verstummte für eine kurze Weile. Aber er sah nicht besorgt und ungläubig drein, sondern lächelte wie ein Mann, der guten Weg geht. — Er hatte sich zum Anwalt der armen Verlassenen gemacht, und die Arznei, welche er dem Aberglauben und der Torheit seiner Bauern verschrieb, war nicht ein Mittel geistiger Überzeugungskraft und Belehrung, sondern ein schlichtes Säftlein und bereitet aus solchen Dingen, welche einem Bauernhirn bekannt und bekömmlich sind. Er griff nach dem, was am nächsten lag.

Die Kartenschlägerin — er wußte es gar wohl — war die gefeierte und allbegehrte Gastin des Dorfes, so oft sie sich nur blicken ließ, wenn aber der Bauer ein Weib, welches ihn belügt: „Die Zukunft sehen zu können“ an seinen Tisch setzt und traktiert, warum soll denn ein armes Wesen, welches „die Toten sieht“,

als Hexe verdammt sein? — Jene ist zumeist eine Betrügerin, die Totenseher aber sind unserer Weisheit nach ein unerforschtes und unerklärliches Rätsel. — Mögen unsere Nachkommen es einst lösen, wir wollen uns genügen lassen, sein beklagenswertes Dasein vor Verfolgung zu schützen. — So dachte Martin Kayser und atmete tief auf. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Marian Claasen sitzt im Sonntagsstaat vor ihrer Hütte. Das Abendrot flammt purpurn über den Himmel und weckt spiegelnde Lichter auf ihrem glattgescheitelten, peinlich ordentlich gestriegelten Haar. Es ist jetzt Tag für Tag hohe Festzeit für sie. In der Morgenfrühe putzt und schmückt sie ihr Stübchen, so schön, wie des reichsten Bauern Prunksaal. — Am Tag, da der Pfarrer Martin Kayser ihr Lebewohl gesagt und mit den Bauern davon gegangen war, hatte sie ihm nachgeschaut, so lang noch seine hohe Gestalt zu erblicken war, und dann war sie davon gestürmt zu ihrem vergrabenen Schatz. Sie packte einen Teil der Silbertaler in die Tasche, nahm ein Stück Brot zur Wegzehrung und lief ohne rechts und links zu blicken, die drei Stunden Wegs bis zum nächsten Städtchen. Da kaufte sie ein, was ihr schön und notwendig deuchte, und als sie abends heim kam, keuchte sie wohl unter ihrer Last, aber jauchzte doch mit glühenden Wangen auf, als sie die kostbare Bürde glücklich und

wohlbehalten in dem Hüttchen ablud. — Wie ein Taumel, wie ein glückseliger Rausch war's über sie gekommen. Nun sollte alles gar herrlich bereitstehen, wenn er wiederkam, sie in das Dorf hinüberzuholen! Darum legte sie auch täglich ihren besten Staat an, den sie besaß, und den sie sogar noch durch Schuhe und Strümpfe auf das sauberste vervollständigt hatte. —

Über ihr jubilierten die Vögel, und der Himmel war so fern — so hoch und so weit, weit gewölbt, daß es selbst dem Falkenauge der Marian nicht gelang, sein Ende zu erschauen. Wie die lustigen, kleinen Sänger ihre Schwingen in dem unendlichen Luftmeer badeten — kerzengerade stiegen sie empor, höher ... immer höher ...



schließlich sind's nur noch winzige schwarze Pünktchen, welche in dem Azurblau kreisen.

Marian hat, eine Binse zwischen den Zähnen zerbeißend, ihnen lange zugeschaut, jetzt wendet sie wieder den Blick nach dem Wald herüber, wo der Weg zum Dorfe führt. Sie zuckt empor und vermeint, der Atem stehe ihr still. Dort erscheint eine hohe Männergestalt in den Kiefern. — Ist er's? — Jetzt tritt er heraus auf die Heide. Mit einem tiefen Seufzer schmerzlicher Enttäuschung sinkt die Heidehexe in ihre frühere, gleichmütige Art zurück und verschlingt die Hände um das Knie. Ein Bauer ist's — der Peter Holtensen, der wohl drüben nach dem Torfstich sehen will.

Nachdenklich schaut sie zu ihm hinüber — ihr Blick wird mechanisch von allem angezogen, was sich hier auf der Heide regt und bewegt. Seltsam — der große, blonde Bursch hebt die Hand über die Augen und schaut zu ihr herüber. — Zu ihr? — Ja, jetzt biegt er links ab vom Wege und schreitet gradeaus auf des Krischan Claasens Hütte zu.

Einen Augenblick noch glaubt Marian an eine Täuschung und verharrt stumpfsinnig in ihrer gekauerten Stellung, dann hebt sie mehr und mehr das Haupt und richtet sich schließlich vollends empor, dem sich Nähernden entgegenzuschauen. Wie lange ist's her, daß sich ein Schritt freiwillig dieser Hütte genähert?

Marians Herz klopft hoch im Halse. Sie steht regungslos an dem Türpfosten und starrt der kraftvollen Gestalt entgegen, welche, gleich wie sie, im sonntäglichen Bauernstaat einherschreitet. Er blickt unverwandt in ihr Angesicht, und wenn auch seine Schritte verlegener und linkischer werden, je näher er kommt, so schreitet er doch ohne eine Spur von Unbehagen heran. Auf fünf Schritt weit steht er vor ihr und starrt wie gebannt in ihre großen, vor Staunen weit aufgerissenen Augen. Er rückt den breitkrempigen Filzhut noch weiter in den Nacken, stellt sich breitbeinig in die blühende Heide und stützt beide Hände auf seinen Stock.

„Grüß Euch Gott, Marie-Anne Claasen!" sagte er endlich und nickt ihr ernsthaft zu.

„Schön Dank und guten Weg, Peter Holtensen."

Tiefe Stille. Tirri witt! Tirri witt! zwitschert's nur im nahen Ginsterbusch.

Da wischt er mit dem Ärmel über sein erhitztes Gesicht.

„Ich komme nämlich zu dir, Marie-Anne!"

Sie ist zwar noch immer betroffen und erstaunt, aber ihr Auge leuchtet auf in ehrlicher Freude. Sie geht ihm entgegen und bietet ihm die Hand. „So sei in Gottes Namen willkommen. Was führt dich zu mir?"

Er hält ihre Hand und starrt unverwandt in ihr Gesicht.

„Das ist wohl nicht so schnell ausgericht', Dirn'."

„So es dir behagt, komm' über die Schwelle und setze dich."

Sie winkt freundlich, und er stolperte ihr verlegen nach.

„Ich tu's schon, ich fürcht' mich nicht!" murmelt er. Und dann steht er wie vom Schlag gerührt und blickt mit großen runden Augen wortlos in dem Stübchen umher. Weil er verstummt, sagt die Marian auch nichts, aber ihre Brust hebt sich unter den Atemzügen höchster Genugtuung.

„Das ist aber 'mal schön hier," sagt er endlich und schiebt seine Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen, „und rein und ordentlich obendrein."

„O ja!" nickt die Heidehexe.

„Der Krischan Claasen hat wohl gar in den Strumpf gespart?"

„O ja! — 's liegt vergraben!" nickte sie wichtig.

Er pafft ein paar gewaltige Dampfwolken und streicht mit der Hand über das Knieleder. „Dann gehst du wohl gar nicht als Dienstmagd?" fragt er kleinlaut.

Sie horcht hoch auf. „Als Magd? Ei, was meinst du damit?" —

Er tut wieder etliche Pfeifenzüge, bis er sich die Antwort überlegt hat. „Ich wollt' dich nämlich dingen,

Marian!" sagt er dann, und macht dazu ein Gesicht, als sei ihm ein Zentner vom Herzen genommen, daß er's 'raus hat.

„Mich dingen?" — und die braune Dirne neigt mit offenem Munde den Kopf herzu, als habe sie nicht recht verstanden.

Da fährt er mit gespreizten Fingern durch sein krauses Flachshaar. Das Reden ist so gar nicht seine Sache. „Ja, ja, glaub's nur," nickt er, „der Herr Pfarrer hat's auch gemeint und mir gut zugesprochen — hat gesagt, du wärst ein ordentlich Weibsbild und könntest schon was schaffen! Da will ich's in Gottes Namen mit dir versuchen — dann kommst du ins Dorf, sagt der Herr Pfarrer, und bist gerechtfertigt und gehörst zu uns!"

„Das hat er gesagt, er — der Pfarrer!" — ringt sich's wie ein leises Aufschluchzen des Entzückens von ihren Lippen: „O du mein Herr Jesus, und kommt nicht selber, mir solch eine frohe Botschaft auszurichten?"

Peter stierte just mit ungeniert großen Augen auf den grellbunten Kattunvorhang, welcher, auf einen Bindfaden gezogen, die rechte Seite des Stübchens schmal abteilte, und hinter welchem, wie bei den reichsten Bauern, sicher das Bett steht. —

„Das ist aber 'mal staatsch!" murmelte er ganz in Gedanken. Die Marian freute sich zwar gewaltig über sein Staunen, aber sie schüttelte ihn aufgeregt am Arm

und wiederholte: „Hör' Peter! Und er kommt nicht selbst, mir das zu sagen?“

Holtensen stemmte beide Hände auf die Knie: „Ja,“ sagte er lachend, „das hätt' er schon getan — und wollt's auch — aber er ist zurzeit über Land, und einen Auftrag hab' ich auch von ihm an dich!“ — Der Sprecher drückte die Augen zu und schluckte ein paarmal, um sich besser zu entsinnen: „Da hat er nämlich noch an demselben Nachmittag, wie er früh hier von dir fort ist, seine Mutter in des Sören Wägelchen gesetzt und sie hier hinaus kutschiert, denn die alte Pastorin hat dich wohl mögen von Angesicht sehen und gehen kann sie nicht wegen ihres lahmen Beins, sonst wäre sie schon einmal wiedergekommen — läßt sie sagen. — Wie das Wägelchen aber hier bei der Hütte vorfuhr, hat der Herr Pastor vergeblich geklopft.“

„O weh! O hätt' ich das geahnt, ich wäre nimmer zur Stadt gegangen!“ — klagte Marian und rang aufs höchste bestürzt die Hände.

„Ja, und nun ist der Hochehrwürden über Land gefahren.“ Peter zwinkerte verschmitzt mit den Augen und stocherte mit dem Finger in dem Pfeifenkopf, welcher ihm zum erstenmal im Leben ohne sein Wollen kalt geworden war. „Wohin . . . hm, soll's nicht verraten, hat die alte Frau gemeint, das solle eine ganz besondere Überraschung sein. Aber hör', Marie-Anne, was nun mein Auftrag ist! Am künftigen Sonntag —

lassen dir die Pfarrers sagen — da sollst du so schön geputzt und gestriegelt wie menschenmöglich in unsere Kirche kommen. Um zwölf Uhr aber erst, hörst du wohl? Es geht erst um zwölf Uhr los. Und wegen des Mittagessens solltest du dich nicht sorgen, denn nach der Kirche sei für dich in der Pfarre ein Platz am Tisch gedeckt — hörst du wohl? Bist geladen, Marie-Anne Claasen."

So redselig war der Peter noch nie gewesen, und darum wischte er nun auch den Schweiß von der Stirne und stand auf. —

„Ich bin geladen — und soll zur Kirche kommen! O du mein Gott im Himmel, und er wird auf der Kanzel stehen!" — flüsterte das braune Dirnlein und faltete die Hände im Schoß, als ob sie bete.

Der Peter aber schaute noch einmal recht genau in dem Hüttchen umher, griff in die Tasche und zog die Börse. „Also gedingt zur Magd hab' ich dich — und du hast eingeschlagen. — Topp; hier ist das Mietgeld."

„Ja, ja," nickte die Heidehexe, wie trunken vor Seligkeit, und war weit ab mit ihren Gedanken.

„Behüt's Gott, Marie-Anne, und Michaelis ziehst du an. So du all das Gerät hier bei dir behalten willst, schick' ich dir einen Knecht mit dem Wagen, der kann's aufladen."

Er trat an das Herdfeuer, zündete die Pfeife gelassen daran an und reichte seiner neuen Magd die

Hand mit kraftvollem Druck. Dabei sah er sie wieder an und stand und schaute, als ob er noch etwas sagen wolle. Aber er wußte nichts mehr, und die Marian sprach auch nichts mehr — da drückte er den Hut fester auf den Kopf und ging davon. — „Gott segne dich und laß dir dein Angebot nie leid werden!" rief sie ihm plötzlich nach, als erwache sie aus einem Traum. —

Er fuhr herum und stand wieder still! „Nee, nee!" lachte er, und nickte ihr zu. Und als er dann weiter ging, stieß er mit dem Fuße einen großen Stein beiseite und tat, als ob er sich danach umsähe; aber sein Blick traf die Marian. Sie stand just wie neulich und schaute starren Auges grad aus; nach ihm oder nach dem Abendgold? — Gleichviel — der Peter nahm plötzlich die Pfeife aus dem Mund und pfiff sich eins. —

Das hatte er noch nie im Leben getan. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage darauf kam der Peter wieder zu des Claasen Hütte. Er sagte, daß er morgen zur Stadt fahre, und ob die Marie-Anne am End' was eingebracht haben möchte. Sie jubilierte und war glückselig wie ein Kind. Ja, ein recht schönes, recht buntes Fürtuch wollte sie haben. Sie griff in die Tasche und hielt ihm eine Hand voll Münzen hin. Er schüttelte den Kopf. „Laß nur — erst will ich zuschaun, ob ich auch eins krieg'." — Und dann setzte er sich auf das Heidegrab neben sie und rauchte schweigend seine Pfeife.

Die Marie-Anne aber flickte just ihren alten Regensack und sprach auch nicht viel. Aber sie lachte ihn von Zeit zu Zeit freundlich an und dann nickte der Peter und lachte auch. Endlich stand er wieder auf und ging heim.

Am anderen Abend kam die Marian spät nach Hause; sie hatte im Wald Beeren gepflückt, und weil sie so schön und reif waren, wollte sie dieselben morgen am



Sonntag mit ins Pfarrhaus nehmen. Als sie in ihre Hütte trat, lag auf dem Tisch ein herrlich Brusttuch, himmelblauer Grund mit roten Nelken darauf gedruckt, und daneben noch ein feuerfarben Seidenband und auf allem darauf ein großes, braunes Lebkuchenherz. Das zeigte in der Mitte ein Bild, zwei verschlungene Hände in einem Blumenkranz. —

Die Marian freute sich gar sehr und jubelte laut auf vor Glückseligkeit. Wie gut war der Peter zu ihr!

wie gut werden nun auch alle anderen im Dorfe zu ihr sein! Sie war wie betäubt von dem großen Umschwung, ihre ganze Seele stand in Flammen. Vor die Türe trat sie, kniete nieder und hob die Arme in stummem Dank zum Himmel. Der hatte sich plötzlich bezogen — ein Blitzstrahl züngelte grell durch die Wolken und blendete ihr die Augen. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gegrollt und gewetterleuchtet hatte es die ganze Nacht, aber dennoch war das Gewitter nicht zum Ausbruch gekommen, so sehr auch alle Kreatur nach dem erlösenden Regen lechzte.

Und nun am Sonntag morgen zogen die Duftwogen der Heide auf schwüler, glühender Luft dahin, just, als wolle der scheidende Sommer noch einmal die Welt voll heißer Leidenschaft auf das verblühende Antlitz küssen. Marian war's zu Sinnen, als könne und dürfe es gar nicht anders sein, als müsse auch die ganze Erde flammen und glühen, so wie in ihrem Herz und in ihrer Seele ein allverzehrender Brand der Liebe loderte. Lang genug war's kalt und still in ihrer Brust gewesen; aber die Natur forderte ihr Recht, und ein Funken traf all die vielen, verdorrten Keime der Hoffnung, die welken Palmzweige des Glaubens und der Liebe in ihrem Herzen, daß jählings das Feuer emporstieg, rettungslos, allgewaltig, durch nichts mehr zu löschen und zu dämmen. Das Naturkind Marian glich

dem Waldbach. So lang ihn Eis und Schnee in starren Banden halten, liegt er im tiefen, öden und gleichgültigen Traum, wenn aber die Glut der Sonne einmal das Eis gebrochen, schäumt er im wilden, planlosen Ungestüm daher, die Verwirklichung solcher Träume zu finden, oder sich zerrinnend und vergehend in die Unendlichkeit des ewigen Meeres zu stürzen. Schmuck und glückselig lächelnd wie eine Braut schritt Marian zum Dorf. Der Sandweg, auf welchem ihr noch vor wenig Tagen der grauenvollste aller Hochzeitszüge begegnet war, lag blendendweiß im grellen Sonnenschein. Da war kein Schatten, kein Gedanken mehr, welcher das Herz der einsam Wandelnden geschreckt hätte. Sie stand mitten in dem blühenden, jauchzenden Leben, und Tod und Grab lagen so weit von ihr, wie dort am Horizont die dunkle Wolke. — Aber je weiter sie schritt, desto höher und näher stieg die Wolke heran, den fernen Himmel umziehend, wie mit einem schwarzen Trauerrand. Marian sah es nicht, sie hörte bereits die Glocken wie wundertraute Worte des Willkommens an ihr Ohr schlagen, und obwohl ihr Angesicht schon glühte, so beschleunigte sie dennoch ihren Gang, dahinfliegend über das geneigte Riedgras, wie ein junger Vogel, den die Sehnsucht zur Heimat treibt.

Hatte sie sich im Eifer, ihren Anzug stets schöner und schöner zu gestalten, derart verspätet? — Richtig, schon sieht sie von weitem, wie die harrende Schar der

Bauern beim Geläut in das Gotteshaus tritt, wie nur noch einzelne herzueilen in seltsam froher Hast.

Der Atem versagt der jungen Dirne. Hier droben unter der Linde will sie erst einen Augenblick verschnaufen. Die Sonne versteckt sich hinter Wolken — das ist gut — und ein frischer Windzug streift daher und kühlt ihre Wangen. Drunten in die Kirchentüre tritt Peter Holtensen und schaut den Weg nach der Heide hinab — da er die Marie-Anne bereits dicht vor ihm unter der Linde erblickt, nickt er ihr mit leuchtenden Augen zu: „Kommst spät, lüttje Dirn, aber immer noch zur Zeit!"

Sie streicht über ihre perlende Stirn. „Grüß Gott, Peter, gleich bin ich zur Stell'." —

„Laß' — und verschnauf' noch ein Weilchen! Du bist glutrot vom Laufen, und in der Kirche ist's kalt!" — An so etwas hatte er früher noch nie gedacht, und weil ihm das selber wunderlich erscheint, nickt er ihr noch einmal zu und tritt durch die gewölbte Türe zurück.

Da liegt die Pfarre zur Seite. — Marian preßt die Hände gegen die Brust, als fürchte sie, dieselbe könne zerspringen bei dem Jubelschrei, welchen sie bergen muß. Ganz und gar mit Wein und Kletterrosen ist das Haus bewachsen, und weil es plötzlich gar so dunkel am Himmel wird, so liegt's im tiefen Schatten. Seltsam, beinah' sieht's aus wie ein großer blumenbedeckter

Sarg. — Warum drängen sich so viele Kinder vor der Türe zusammen? Und jetzt öffnet sich dieselbe, und eine Schar Bauerndirnen, im vollen Putz der Kranzjungfern tritt heraus. Was bedeutet das? —

Sie schreiten feierlich im Zug die Treppe hinab, und die Kinder erheben ein jauchzendes Hurra. Und jetzt . . . jetzt . . . Marian taumelt einen Schritt näher — ihre Augen treten stier hervor — sie krampft sich wie im Schwindel an den Lindenstamm. —

Ein Brautpaar — ein junges, blondlockiges Weib im weißen Kleid, umweht vom leichten Schleier, den grünen Myrtenkranz im Haar. Wie ein Engel so schön und lieblich anzuschauen — und der Bräutigam . . . welcher ihr durch die schmale Türe erst jetzt folgt? —

Gott im Himmel!! —

Ein dumpfer Schrei bricht über Marians Lippen. Der Wind verweht ihn, saust daher und faßt den Schleier der Braut. —

Martin! — Martin der Bräutigam!! — Ist's ein Fieberwahn? —. Nein, er trägt den Myrtenstrauß im Knopfloch, und er legt mit einem Blick unaussprechlicher Liebe die Hand seines bräutlichen Weibes auf seinen Arm. — Aug' in Auge schreiten sie und hinter ihnen folgt der Zug der Gäste.

Marian sieht's wie schwarze Schatten vor dem Blicke kreisen. Sie fühlt's, wie jeder Blutstropfen in ihren Adern erstarrt zu Eiseskälte. Aber sie steht wie

gebannt und starrt zu ihm herab. — Martin! Martin! — Ja, so schritt er auch neulich nacht, so lächelnd, so glückstrahlend und doch dem Tode geweiht.

Die Zähne der Heidehexe schlagen wie im Schüttelfrost zusammen, keuchend gräbt sie die Nägel in ihr Fleisch, sich aus solchem grauenvollen Traume zu erwecken, aber es ist Wirklichkeit — fürchterliche, entsetzliche Wirklichkeit. Da überkommt es sie wie Wahnsinn. Hinzustürmen will sie, sich in den Weg werfen und den Geliebten aus den Armen jener Fremden reißen, mit dem Schrei der Verzweiflung: „Mir gehört er zu! Ich rettete ihn vom Verderben und gab mich selber dafür in des Todes Gewalt — und darum rettete ich ihn für mich — die kurze Spanne Zeit, welche mir noch geblieben, selig zu sein in seiner Liebe und seinem Besitz!"

Sie will hin zu ihm — aber ihre Füße scheinen von Blei und festgewurzelt im Boden — sie will die Worte rufen — aber nur ein leises Röcheln entpreßt sich ihren Lippen.

Da treten sie in die Kirche und der Orgelklang braust durch die offene Türe.

Wie Donnerklänge treffen sie Marians Ohr, wie ein furchtbares Getöse, welches ihr Herz und Seele auseinander reißt.

Sie drückt die Hände vor die Ohren — ihr Blick glüht wild auf. Ja, die Leute haben immer gesagt,

sie sei nicht richtig im Kopf — und jetzt, jetzt fühlt und glaubt sie's selber.

Ein schrilles, irres Lachen gellt durch den Sturm, welcher sich machtvoll erhebt und rauschend durch der Linde Wipfel fährt. — Sie wirft die Arme wie eine Rasende empor und schüttelt die Fäuste wie in wilder Drohung, und dann schreit sie auf, wie ein Mensch, den eine tödliche Kugel trifft, und stürzt sinnlos davon — zurück zu ihrer Heide, dahin, wo sie diese furchtbaren Orgelklänge nicht mehr hört!

In demselben Augenblick tritt Peter Holtensen abermals in die Türe, besorgt auszuschauen, wo die schwarze Marian bleibe. Er hört noch ihren Schrei — er sieht sie, wie von bösen Mächten gepeitscht, nach der Heide zurückstürmen.

Da kommt es ihm plötzlich wie ein unheimliches Ahnen. Ohne Besinnen folgt er ihr. „Marian!" ruft er, „Marian!" Aber sie hört ihn nicht — sie fliegt schneller wie der Sturm, und so sehr der schwere, ungefügige Bursch auch keucht, er kann ihr kaum folgen, geschweige sie einholen.

Und der Himmel wird immer schwärzer, und das Unwetter zieht immer drohender herauf, schon sprühen die Blitze durch das Gewölk. Dunkler — immer dunkler wird's.

Die Marian aber jagt haltlos weiter. Vor ihr liegt der Sandweg, welcher an allem Elend schuld ist.

Huh . . . wie schwarz und finster . . . wie unheimlich liegt die Heide.

Horch . . . was ist das? — die Fliehende schaudert zusammen. Geigenklänge? — — Hahaha! — kommt abermals ein Hochzeitszug? Juchheisa! Frisch gefiedelt, Freunde! Die Heidehex will mit euch tanzen und jubilieren! —

Hoho — da kommen sie ja, die grausigen Knochenmänner, da schreiten sie ja im feierlichen Zug, die lustigen Hochzeitsgäste ohne Kopf. — Wen bringt ihr heute — einen Herzallerliebsten, oder ein wonnesam Bräutlein? — An ihr vorüber tanzen die fiedelnden Gerippe, und dann kommt das Brautpaar. Es ist der Peter Holtensen und trägt den Kopf unter dem Arm — sein Feinliebchen aber, hinter welcher der Tod schreitet? —

Ein gurgelnder Laut von Marians Lippen — halb Lachen, halb Entsetzen — die Braut trägt den Kopf lachend auf den Schultern, die Braut ist sie selbst! —

Hahaha! Wie die schwarze Marian sich selber zuwinkt. Wie sie so fröhlich dahergeht — wohin? Auch in das Moor — dorthin — just an dieselbe Stelle, wo vor wenig Tagen der Martin mit dem Untergange rang?

Wartet, ihr lustigen Hochzeiter! Nehmt mich doch mit — will sehen, wo ihr euch das Hochzeitsmahl

bereitet. — Juhu," huhuhu — so schnell wie ihr läuft die Heidehexe auch noch! —

Sumpfwasser! Hei, wie's um die Füße zischt und spritzt! — Das Röhricht neigt sich zum Willkommen tief herab — und da — just da war die Stelle, wo der Martin ehemals stand! — Ist er nicht wieder da? Ja, ja, da steht er und breitet die Arme aus. — Martin, Martin — bist du's, lieber Bräutigam? Wehe, wehe — nein, es ist der Tod!

Gott im Himmel — erbarm dich! —

Und dann ein Gurgeln, Spritzen — leises Rieseln und Glucksen . . . das Röhricht und Schilf sinkt nach. — —

Donnernd rollt's über die stille Heide — ein Blitz zuckt herab wie eine Feuergarbe und beleuchtet die schwarze kleine Sumpflache im grünen Moor — sie ist zuvor nicht gewesen.

Auf dem Sandweg aber kniet Peter Holtensen, breitet mit schmerzlichem Aufschrei: „Marian!" die Hände zum Himmel und weint die ersten Tränen in seinem Leben. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

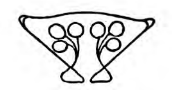
An dem Kreuzweg, gegenüber der Stelle, wo Marie-Anna Claasen im Moor verunglückt ist, erhebt sich ein Kreuz — das trägt ihren Namen und den Spruch: „Herr, ich bin dein!"

Es ist das Ziel des jungen Pfarrerpaares, wenn sie in die Heide wandeln. Das blonde, liebliche Weib

schlingt einen Kranz um das ernste Denkmal und Martin Kayser faltet die Hände und betet für die, welche ihm das Leben an derselben Stelle rettete, wo sie das ihre verlor. Das Riedgras singt ein traurig Lied im Wind und die rote Erika weint im Frühtau.

Peter Holtensen aber hat Hab und Gut verkauft und ist nach Amerika ausgewandert.

Hat kein Mensch je wieder von ihm gehört.



Des Teufels Anteil.



I.

Auf dem wildesten, zerklüftetsten und unwirtlichsten Felsen Schottlands thronte Schloß Lilan-Rook.

Düster und schwerfällig, wie die ganze Natur ringsum, lag

der mächtige Turmbau hoch droben in den Steinmassen eingekeilt, wie ein vorzeitliches Riesennest, von welchem wilde Unholde herabstiegen, die Talgründe auszurauben und mit Feuer und Schwert heimzusuchen.

Und ein wildes, wüstes Geschlecht hauste auch heutigen Tages noch auf dem Lilan-Rook. Der Burgherr, welcher mit trotzig finsterer Stirne an dem hohen Bogenfenster lehnte, um hinab auf das brausende Nordlandsmeer zu starren, welches ebenso ungefüg und gewalttätig war wie er, hatte nichts gemein mit den modernen Edelleuten des neunzehnten Jahrhunderts.

Sir Edward war von Jugend auf ein absonderlicher Gesell gewesen, dem nichts so verhaßt war, wie der Zwang von Kultur und Etikette, welche in den großen Städten ihre Polypenarme nach ihm ausstreckten. Die Einsamkeit seiner Herrschaft Lilan-Rook, in welcher er allen Leidenschaften ungeniert die Zügel schießen lassen konnte, wo er wüsten und hausen konnte, wie es ihm just in den rohen Sinn kam, die sagte ihm einzig zu, dauernden Aufenthalt daselbst zu nehmen.

Die unermeßlichen Wälder und Felsenschlüfte bargen noch genugsam Wild, seiner nimmer ruhenden Büchse ein Ziel zu sein, die Rosse konnte er bei rasenden Ritten auf seinem Grund und Boden zu Tode hetzen, ohne daß die sentimentale Welt ein großes Geschrei darüber erhob, und in der Umgegend hausten noch etliche gleichgesinnte Genossen, mit welchen er seine unmäßigen Zech-

gelage feiern konnte, ohne von lästigen Mitmenschen darüber kritisiert zu werden.

Sir Edward hatte sich vermählt, nicht aus Liebe oder dem Bedürfnis, sich einen glücklichen Hausstand zu gründen, sondern lediglich, um seiner Herrschaft den notwendigen Erben zu geben.

Seine Wahl war auf die stille, holdselige Lady Mary gefallen, welche ihm schüchtern und unbedeutend genug erschien, als wesenloser Schatten neben seiner Herrlichkeit zu existieren. Und Lady Mary war tatsächlich nie mehr gewesen, als ein angstvoll fliehender Schatten, welcher nie ungerufen die Wege des Eheherrn kreuzte und nur im geheimen wie ein guter Engel wirkte, die Wunden, welche die rauhe Hand Sir Edwards schlug, nach Kräften zu heilen.

Schneemassen wuchteten auf den Hochgebirgen Schottlands. Eisige Stürme tobten um die Mauern von Lilan-Rook, und das Meer warf seine Wogen so ungestüm gegen die Klippen, als wolle es seine trotzige Stirn daran zerschellen.

Wüst war das Wetter, so wüst wie das Trinkgelage Sir Edwards, welcher heute ein Doppelfest feiern wollte, die Sylvesternacht und die Geburt seines Stammhalters. Drüben, in dem dämmerigen, von Schneegetrieb umbrausten Gemach, lag Lady Mary in dem mächtigen seidenen Himmelbett, unter Tränen zitternder Angst die Geburt ihres Kindes zu erwarten. Und dieweil sie in

verzweifelndem Gebet die Hände rang, schlug ihr Gatte unter zornigem Gelächter den Becher auf den Tisch und schrie: „Wagt's, daran zu zweifeln, daß es ein Sohn sein wird! Ich will und verlange einen Sohn; ich habe keinen Platz in meinem Haus für solches Gewürm, welches sie Mädchen nennen! Einen Sohn, einen Sohn will ich, oder ich will verflucht sein, hört ihr, ihr Laffen? Was gilt die Wette, daß es ein Sohn ist!"

Lärmendes, johlendes Durcheinander. Die weinerhitzten Köpfe glühen, die Augen rollen wie im Fieber.

Da öffnet sich die Türe, Lady Eveline, die Schwester der Hausfrau, steht hoch und bleich wie ein steinernes Bild auf der Schwelle. Wie mit Zauberschlag verstummt der Lärm, aller Augen starren auf die Botin aus der Wochenstube.

Sir Edward erhebt sich schwankend, seine Stirn brennt, die Adern sind hoch aufgeschwollen.

„Was ist's?" lallt er mit schwerer Stimme.

Eveline hebt furchtlos das Haupt:

„Gottes Gnade hat dir soeben ein gesundes Mägdlein geschenkt," sagt sie feierlich.

Totenstille, selbst das Unwetter hält für einen Augenblick den Atem an. Dann gellt ein Hohngelächter durch den Saal; Sir Edward faßt den Humpen und schleudert ihn in wilder Wut gegen die Sprecherin, daß er an dem Steinpfeiler splittert und der rote Wein wie ein breiter Blutstrom die Dielen färbt: „Hol es der Teufel!"

schreit er auf, und gleichzeitig donnert und kracht es in den Lüften, als wolle Lilan-Rook schmetternd in die Tiefe sinken. Wie ein grauenvolles Hohngelächter gellt es durch den Sturm, ein Pfeifen, Zischen und Brausen, als sei die ganze Hölle entfesselt, und als das hohe Bogenfenster klirrend auffliegt und ein Windstoß die Lichter auf der Tafel löscht, da schlottern Sir Edward die Knie, leichenblaß, noch den Fluch gegen sein Kind auf den Lippen, sinkt er vornüber und bricht in schwerem Fall auf die Dielen nieder — der Schlag hat ihn gerührt.

Einsam, todesstill liegt Schloß Lilan-Rook; dumpf und schwer, wie die Schatten eines grausigen Schicksals, ziehen die Wolken über die Türme, sich in der schwermütigen Unendlichkeit des Meeres zu verlieren.

Lady Mary lebt still und segensreich auf dem Erbe ihres Kindes, welches in engelhafter Schöne zart und blondlockig wie die Mutter, an ihrer Seite erblüht.

In jener Nacht, als das Furchtbare geschah, als Lady Eveline voll Entsetzen die Hände rang: „Der Unmensch hat das Kind dem Teufel verschworen," ließ die junge Mutter, bebend vor Grauen, einen Priester rufen, auf daß er des Säuglings Stirn mit heiligem Wasser wasche und den Fluch von seinem Haupte nehme!

Der würdige alte Herr tat es, flehte voll Inbrunst an der Wiege des Kindes und sprach: „Lasset es uns dem lieben Herrgott weihen; damit der Böse keine Macht

über die Seele gewinne, nennt das Kind ‚Engelina‘, auf daß dem Teufel sein Anteil streitig gemacht werde!“

Und so geschah es. Mit angstvoll sorgenden Augen beobachtete Lady Mary das Heranwachsen ihres Töchterleins, zitternd in dem Gedanken, es könne des Vaters Wesen geerbt haben und in Wahrheit eine kleine Teufelin werden.

Aber nein. Nie hatte wohl ein Kinderantlitz so holdselig und fromm in die Welt gelächelt, wie das der kleinen Engelina. Gleichsam als ob Seraphschwingen das junge Leben beschirmten, wuchs sie heran, goldlockig und lilienhaft zart, die verkörperte Herzensgüte, Milde und Barmherzigkeit.

Welchen Anteil hatte der Böse an ihr? Nichts deutete darauf hin, und dennoch blickten die Bewohner von Lilan-Rook sorgenvoll und geängstigt auf das liebliche Kind, dessen große Blauaugen trotz aller Jugend so ernst, beinahe schwermütig in die Welt blickten, als ahnte sie es, daß ein unheilvoller, nie zurückgenommener Fluch auf ihrem Köpfchen laste, welcher sie dem Teufel selber verschrieben.

Auf strengen Befehl der Lady Mary durfte vor dem heranwachsenden Kind nie ein Wort von jener grauenvollen Sylvesternacht, da sie geboren, verlauten, und da man die gütige Herrin ebenso liebte und verehrte, wie man einst Sir Edward gehaßt und gefürchtet hatte, befolgte man treulich den Befehl.

So blühte Engelina zu einer wunderholden, aber äußerst zarten Menschenblume empor, und der Wintersturm blies abermals über Schottlands Hochgebirge und wirbelte die Schneeflocken um die Bogenfenster von Lilan-Rook.

Lady Mary war an einem heftigen Fieber, das sie sich bei einer nächtlichen Schlittenfahrt zu schwer heimgesuchten Dorfbewohnern geholt, erkrankt. Sie lag wieder in den seidenen Kissen ihres Himmelbettes, wie vor siebzehn Jahren, da sie ihrer Tochter das Leben geschenkt, und starrte mit flammenden Wangen empor in den Baldachin, an dem die vergoldeten Engelchen mit Blütengewinden spielten. Da man sie schlafend glaubte, hatte sich die Wärterin zurückgezogen, Engelina allein den Platz am Krankenbett überlassend.

Still und öd war es ringsum, ein trauriger Geburtstag, eine kalte, einsame Sylvesternacht. Nur der Sturm sauste um den Felsen und die Wetterfahnen auf dem Schloßdach kreischten wie geängstigte Kinder.

Die Hände im Schoß, hatte Engelina eine Zeitlang regungslos gesessen, ihr Blick schweifte durch das hohe Gemach, über die uralten Möbel, die wohl schon seit hundert Jahren hier standen, über den mächtigen Schrank mit den buntgemalten Scheiben, hinter denen heute der Vorhang halb zurückgeschlagen war. Was barg eigentlich der mächtige, geschnitzte Holzkoloß?

Neugierig erhob sich das junge Mädchen, trat lautlos an die Scheiben und blickte hinein. Bücher! große, mächtige, ledergebundene Bände, welche sicher die schönsten Bilder enthalten. Ist es ein Unrecht, solche anzusehen? Man hat es ihr nie verboten.

Leise dreht die weiße Mädchenhand den Schlüssel und öffnet die Schranktür. Es ist, als würde sie magnetisch angezogen, just den einen, feuerroten Band zu fassen und aufzuschlagen. „Die Memoiren des Teufels!" Wunderlich geschnörkelt, wie Feuerflammen anzusehen,' stehen diese Worte auf dem Titelblatt, auf einem großen, gemalten Buch, über dessen Rand sich eine ganz außergewöhnliche Männergestalt lehnt.

Starr, wie gebannt, ruht das Auge Engelinas darauf. Der Teufel, ja das muß er sein. Aber er sieht nicht aus, wie man ihn sonst abgebildet erblickt, sonst hat er doch Hörner auf dem Kopf und einen Pferdefuß, trägt einen feuerfarbenen Mantel oder gleicht in der Gestalt einem Ziegenbock, aber dieser hier, nein, der ist gekleidet wie ein feiner, eleganter Herr, nur die Haare, die sind so sonderbar über der Stirn gelockt, wie zwei Hörnchen und hier, der elegante Stiefel, der hinter dem Buch sichtbar wird, trägt zwar keinen Pferdehuf, aber er ist verkrüppelt zu einem Klumpfuß, welcher den Träger sicherlich zwingt, etwas zu hinken. Und nun das seltsame, seltsame Gesicht!

Atemlos schaut Engelina in die faszinierenden

Mephistoaugen, welche just auf sie gerichtet sind. Ein schönes, anziehendes Gesicht, aber es liegt etwas unerklärlich Unheimliches darin. Der schwarze Schnurrbart ist spitz aufgedreht, die Augenbogen tief dunkel und etwas schräg gestellt, aber das Lächeln der Lippen, das ist schier unwiderstehlich, wenngleich dem jungen Mädchen vor Grauen dabei das Blut in den Adern erstarrt.

Was liegt nur in diesem Lächeln, in dem flimmernden, zwingenden Blick der schwarzen Augen? Es ist Engelina unerklärlich! Das Gesicht ist entschieden schön und fesselnd, aber sie fürchtet sich vor ihm, daß sie zittert. Und je mehr sie ihn ansieht, desto lebendiger, desto unheimlicher wird das Teufelsgesicht vor ihr auf dem Papier. Lacht es nicht wirklich? Nickt es ihr nicht leise zu? Neigt es sich nicht näher und immer näher ihr zu? Entsetzt tritt das junge Mädchen zurück, angstvoll blickt sie sich um, als stehe der Mann mit den schwarzen Augen bereits hinter ihr. Und sie sieht ihn; wo sie hinblickt, begegnet sie seinem lächelnden, nickenden Angesicht. Ist es Spuk?

Horch, wie wunderlich heult und tobt plötzlich der Sturm, so hörte sie ihn noch niemals klingen und schrillen! Wie Lachen klingt's, wie wilde leidenschaftstolle Musikklänge, die prickeln ihr durch Mark und Bein und benehmen ihr schier den Atem. Und wieder muß sie auf das Bild starren, unsichtbare Gewalten zwingen

sie, und die Teufelsgestalt wächst aus dem Buch heraus, lächelt ihr zu und breitet die Arme nach ihr aus. Mit zitterndem Aufschrei taumelt Engelina zurück und flüchtet an das Bett der Mutter, das glühende Antlitz in den Kissen zu bergen. Aufschreckend zuckt die Kranke empor. Die Fieberträume halten sie im Bann, sie schlingt angstvoll die Arme um ihr Kind.

„Sylvesternacht! Sylvesternacht! Heut hat der Teufel Gewalt über dich! Engelina, wo bist du? Legt mir meinen Liebling in den Arm, damit ich den gräßlichen Fluch von ihrer Stirn küsse. Hört ihr das Gläserklingen und Lachen? Dort drüben zecht Sir Edward und weiht sein Kind dem Bösen! Nun hat der Teufel Anteil an ihr, nun ist sie seiner Gewalt verfallen. Engelina! Engelina! Bete zu Gott, daß er dich errette! Herr des Himmels, lösche den Höllenfluch von meines Kindes Stirn!“

Ächzend sinkt die Kranke zurück, das junge Mädchen aber starrt sie mit weit offenen Augen des Entsetzens an. Leichenblaß krampft sie die Hände um die Sessellehne. Spricht die Mutter nur im Fieberwahn oder sind ihre rätselhaften Worte Wahrheit, grauenvolle, entsetzliche Wahrheit? Welch ein Fluch lastet auf ihr? Welchen Anteil haben Hölle und Teufel an ihrem jungen Leben?

Von Grauen geschüttelt, wankt Engelina in das Zimmer zurück. Sie weiß nicht mehr, was sie tut, sie

weiß nur, daß sie Klarheit erlangen will über die Worte der Mutter. Weiß Dolly, ihre alte Amme, nicht jedes Geheimnis dieses Schlosses? Ist sie nicht Lady Marys Vertraute, welche jede Regung ihres Herzens kennt?

Dort im Turmzimmer sitzen die Frauen am Kamin und spinnen — Dolly soll ihr Antwort geben auf die furchtbarste Frage, welche sie je an einen Menschen gerichtet.

Wie eine Nachtwandlerin wankt das junge Mädchen durch das Schlafgemach nach der Nebentüre, schlägt den Türvorhang zurück und bleibt in seinem Schatten stehen, um tief Atem zu schöpfen.

Vor ihr, den Rücken gegen sie gekehrt, sitzen drei alte Frauen vor dem offenen Kaminfeuer, die Hände lässig an das Spinnrad gelegt, weit vorgebeugt, mit angstvollen Augen auf Dolly starrend, welche die Hände vor das Antlitz gelegt hat.

Der Sturm tobt im Schornstein, es klirrt und rasselt an den altersschwachen Fenstern.

„Dieselbe entsetzliche Sylvesternacht wie vor siebzehn Jahren," stöhnt Dolly schaudernd, „der Fluch Sir Edwards hat die Hölle entfesselt und mir deucht, der Böse fliegt heute nacht um das Schloß, seinen Anteil an unserem Liebling zu holen!"

„Dolly, wie kannst du so sprechen", bekreuzt sich ihre Nachbarin zitternd, „was könnte der Teufel einem

solch reinen, unschuldigen Wesen wie der Engelina anhaben?"

„Weißt du, was ich weiß, Anny?" murmelt die Alte dumpf. „Hast du jene Sylvesternacht erlebt, in welcher Engelina dem Teufel verschworen ward? Gott im Himmel mag wissen, wie sich des Vaters Fluch erfüllt, denn erfüllen muß und wird er sich, er ist mit in das Grab genommen."

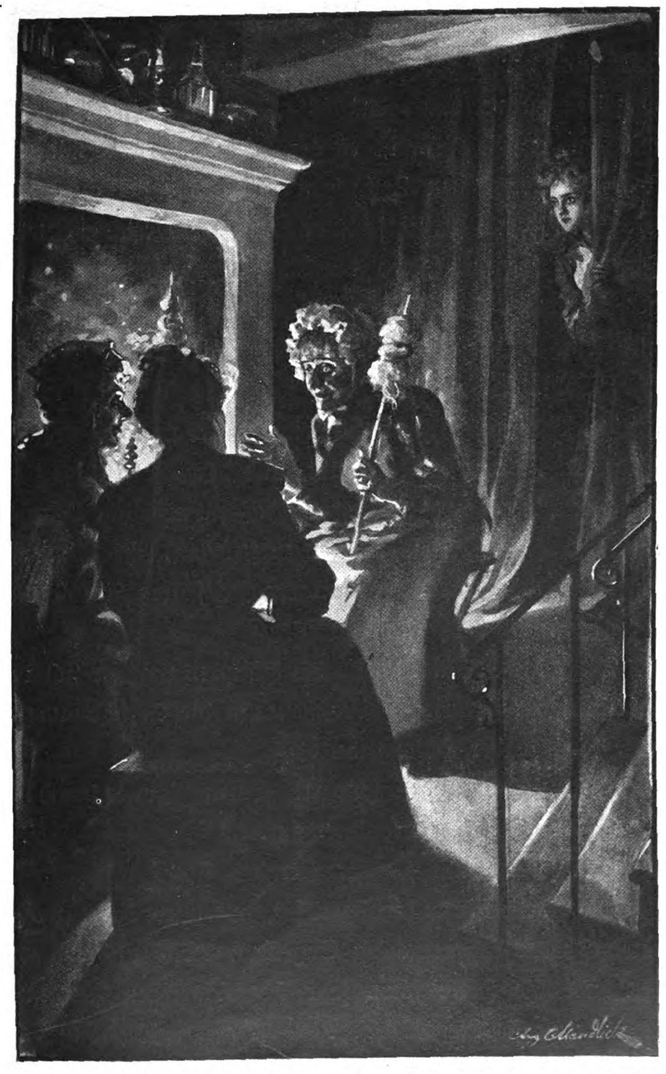
„Aber ihre Seele ist fromm und heilig, nie wird die Hölle über sie Macht gewinnen. Beten wir nicht jeden Sonntag in der Kirche für das Heil einer bedrohten Seele? Das gilt der Engelina?"

„Gewiß gilt es ihr. Glaube auch, daß der Satan niemals ihre Seele zwingen wird, aber was, was soll sein Anteil sein?"

„Ihr Herz!"

„Ihr Herz? Wie möchte ein Teufel ihr Herz stehlen?"

„Hör an, Dolly, mir fällt eine alte Geschichte ein, die man sich in meiner Heimat als Wahrheit erzählt. Zwischen den Jahren — also in der Sylvesternacht — wird alle hundert Jahre ein Engel zur Erde geschickt, eine verlorene Seele zu retten. Der Engel nimmt Menschengestalt an und wird als Mägdlein geboren. Alle hundert Jahre steigt auch der Teufel in Menschengestalt zur Welt und er sucht die Wege jenes Engels zu kreuzen, um ihn für die Hölle zu gewinnen. Nun kämpfen



„Dieselbe entsetzliche Sylvesternacht wie vor siebzehn Jahren," stöhnte Dolly schaudernd. (S. 101.)

beide um den Sieg. Vermag es der Teufel, das liebe Engelein zu verlocken, daß es geheim und in Sünden mit ihm entflieht, so ist es der Hölle verfallen, widersteht es aber seinen Lockungen und führt ihn auf den Weg der Tugend zurück, so ist er dem Himmelreich gerettet. In dem Augenblick, wo der Engel segnend die Lippen des Teufels küßt, ist die Macht des Bösen gebrochen, und seine erlöste Seele fliegt empor zum Himmelreich!"

„Wohl, Anny, sehr wohl! Deine Legende wird heilige Wahrheit sein, und darum gebet acht, unsere Engelina ist von Gott gesandt, und der Teufel wird ihr auf ihrem Lebenswege begegnen, daß sie mit ihm kämpfe um das höchste Ziel. Lasset uns beten, ihr Frauen, daß der Böse nun und nimmermehr seinen Anteil an ihr gewinne."

Die Hände falteten sich, die Häupter neigten sich in inbrünstigem Flehen — draußen um die Schloßmauern aber schrillte der Höllengraus.

„Was schlug eben so schwer in jenem Zimmer herab?"

Dolly sprang angstvoll empor.

„An jener Türe — Herrgott des Himmels!"

Die Portiere war herabgerissen, und unter ihren grellroten Falten begraben lag Engelina, bleich und leblos, als habe die Hölle schon jetzt siegreich ihren Purpurmantel um sie hergeschlagen.

* * *

Lady Mary war gestorben, und ihrem letzten Wunsche gemäß nicht in der Schloßgruft, an Sir Edwards Seite, sondern auf den kleinen, friedlichen Dorfkirchhof gebettet, wo der blaue Himmel ihr zu Häupten lächelt und der Efeu seine Ranken um die Hügel schlingt, wie liebevoll zärtliche Arme einen müden Schläfer halten.

Lady Eveline, auch seit Jahren verwitwet, traf in Lilan-Rook ein, der verwaisten jungen Erbin eine treue Pflegemutter zu sein.

Und der sorgendsten Pflege bedurfte niemand so dringend, wie Engelina, die schon seit der Krankheit der Mutter eine solch erschreckende Schwermut gezeigt, daß auch der Arzt ihr sein Interesse zuwenden mußte.

Ein sich schnell entwickelndes Herzleiden, an dem auch Sir Edward in letzter Zeit gekrankt, schien ihm Anlaß zu ernster Sorge zu geben.

Die Zeit zog bleiern und öde dahin und es waren schon zwei Jahre nach dem Tode der Lady verstrichen, als der Arzt in langer Unterredung mit Frau Eveline seine Ansicht aussprach, daß eine schleunige Luft- und Lebensänderung zwingende Notwendigkeit für Engelina sei. Ihre Jugend verlange gebieterisch nach ihrem Recht, die Einsamkeit von Lilan-Rook ertöte die Lebensfrische und -lust in ihr; sie müsse Welt und Menschen sehen, sich amüsieren, anregen und sich selbst vergessen. Eine Reise nach Deutschland oder Italien sei das ratsamste;

die junge Lady möge selber über das Ziel der Fahrt entscheiden.

Die alte Dame war durchaus einverstanden mit dieser Anordnung. Ihre Nichte befand sich in einem Alter, welches es notwendig machte, daß sie der Welt zugeführt wurde.

Dennoch stieg Lady Eveline etwas sorgenvoll in das Turmgemach empor, der Erbin von Lilan-Rook die große Neuigkeit mitzuteilen. Sie fürchtete ein entsetztes Weigern, Tränen und Widerstand — mit energischem Druck auf die Klinke trat sie ein.

Engelina schrak jählings empor. Sie saß tief über ein großes, rotes Buch geneigt, welches sie erschrocken beim Eintritt der Pflegemutter zuschlug. Heiße Blutwellen stiegen in ihr bleiches, süßes Angesicht.

Wunderbar — Frau Eveline hatte sich völlig getäuscht. Weder ein Erschrecken noch Widerwillen spiegelte sich in den Zügen des jungen Mädchens, im Gegenteil, fast schien es ihr, als leuchte es ganz seltsam erfreut und lebhaft in den blauen Augen auf. „Wenn es sein muß, so laß uns nach Deutschland reisen, Tante! Dort haben die Menschen blondes Haar und helle Augen, in Italien sind sie schwarz wie, wie —“

„Wie die Teufel,“ lachte die Lady unbefangen. „Gewiß, mein Herzchen, ich bin völlig einverstanden mit dir. Aber wo möchtest du wohl zuerst Aufenthalt

nehmen? In einer großen Residenzstadt, in Berlin, Wien oder —"

Engelina schüttelte hastig das Köpfchen. „Nein; dort würde mich die Menschenmasse und das Labyrinth der Straßen ängstigen. Mütterchen war auch einmal in Deutschland und zwar in einem Badeort, der hieß Wiesbaden. Dort soll es sehr, sehr schön sein; sie hat mir so viel davon erzählt, daß ich all ihre Lieblingsplätzchen wiedererkennen werde. Dorthin laß uns reisen, wenn ich herzlich bitten darf, und wenn es dir genehm ist, liebste Tante!"

Die alte Dame küßte freudig erregt die Stirn ihres Lieblings, plauderte heiter und lebhaft noch über die einzelnen Vorbereitungen, und eilte strahlend vor Freude zurück, dem Arzt das unerwartet günstige Resultat ihrer Unterredung zu berichten.

Engelina blieb allein. Sie faltete die Hände um das Knie und blickte nachdenklich hinaus über die dunkelwaldigen Häupter des Gebirges, über die seitwärts blaurollende Flut des ewigen Meeres. Weißschäumend jagten die Wogen dahin, vom Wind gepeitscht, daß es aussah, als seien ihre Schneekämme die flatternden Mähnen von Neptuns wilden Rossen. Wie oft hatte sie ihnen schon sehnsüchtig nachgeblickt, den heißen, brennenden und dennoch nie ausgesprochenen Wunsch auf den Lippen, ihnen folgen zu können in die blaue, grenzenlose Ferne,

weit hin, so weit, daß die Türme von Lilan-Rook hinter ihr versinken auf immerdar.

Seit jener unheilvollen Sturmnacht, welche ihr das schrecklichste Geheimnis ihres Lebens offenbart, empfand sie ein unbezwingliches Grauen vor dem alten Schloß, in dem sie allein, so wähnte sie, der Macht finsterer und unsichtbarer Mächte verfallen war. Die wunderlichsten Gefühle stritten in ihrem jungen Herzen.

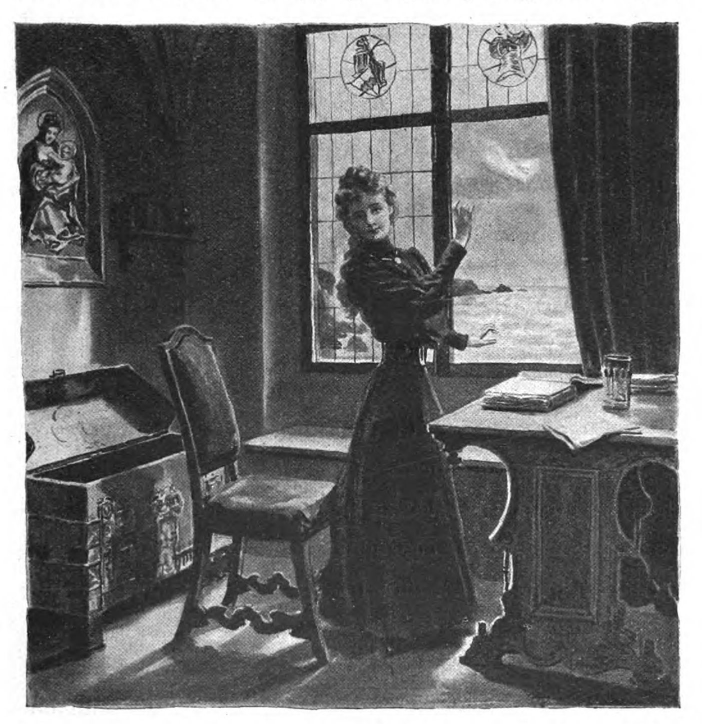
Abscheu und Widerwillen gegen alles, was der Sünde und ihrem Meister zugehörte, und dennoch eine unerklärliche Vorliebe für das Bild des Mephisto auf dem Titelblatt der Teufelsmemoiren.

Wie mit Zaubergewalt zog es sie an, so mächtig und unwiderstehlich, wie der Magnet das Eisen zwingt. Sie begriff es nicht, und konnte es nicht fassen, daß dieses Angesicht einem Teufel angehören solle, es war so schön, so unsagbar schön. Freilich in den Augen, da blitzte und glimmerte es, und in dem zynischen Lächeln, da drohte etwas, daß ihr Herz in unerklärlichem Schauder davor zurückschreckte. Etwas Böses, Grausames, Sündhaftes. Und dennoch machte es einen tiefen, dämonischen Eindruck auf sie. Ein schönes Angesicht! Die bestechende Maske für eine verlorene Seele.

Sie ist eine Närrin, daß sie sich durch ein paar gemalte Augen in wüste Fieberträume ängstigen läßt.

Hinaus in die weite, bunte, heitere Gotteswelt! Dort ist der Bann gebrochen, der sie hier gefangen

hält. Wenn sie den düsteren Mauern von Lilan-Rook entflohen, können auch die schwarzen Fittiche nicht mehr über ihr rauschen, welche hier, Verderben drohend, die Türme umkreisten. Entschlossen sprang Engelina empor,



atmete tief auf und faßte mit beinah zornigem Griff das rote Buch.

„Fort von dir! Ich will dir entfliehen, du unheimliches Bild, und dich vergessen, wenn ich dich nicht mehr sehe. Hier sollst du bleiben, hier in dem Grabe

meines Friedens, was ich, so Gott will, nie wieder mit Augen schauen werde! Das Weltmeer lege ich zwischen dich und mich, und alle Engel Gottes werden mich begleiten, mich vor deiner Macht zu schützen, daß du niemals einen Anteil an mir habest!"

Sie riß das Bild, gewaltsam den Blick wendend, aus dem Buch und schleuderte es hinaus durch das offene Fenster, dann entfloh sie wie ein gehetztes Reh aus dem Zimmer, ahnungslos, daß der Wind das Bild faßte, es in eines der tiefer gelegenen Fenster hineinzuwirbeln.

Dort kniete bereits die Kammerfrau neben dem offenen Koffer der jungen Herrin, in fliegender Eile zu packen, wie es Lady Eveline befohlen.

Anny hatte just ein Fläschchen Lawendelwasser von dem Toilettentisch genommen und blickte suchend umher, es in ein Papier zu schlagen. Raschelnd fiel ein weißes Blatt durch das offene Fenster nieder und Anny griff hastig darnach und lachte: „Du kommst mir just gelegen!"

Gar ein Bild? Ein schöner, junger Herr? Sein Name scheint darunter zu stehen, aber leider kann die Hochlandsmaid nicht lesen. Es wäre schade, das hübsche Gesicht mit dem flotten Schnurrbärtchen zu zerknittern. Haha, wäre es nicht ein Scherz, das Bild hier oben auf den Koffer zu legen, und es so einzurichten, daß es Engelina drüben im fernen Deutschland finden muß?

Dann kann man sich wohl eine heitere, kleine Neckerei erlauben und sagen, dies Bild des künftigen Herrn Bräutigams habe eine gute Fee zum günstigen Anzeichen aus Lilan-Rook mitgeschickt.

Sie sollen ja alle möglichst lustig und guter Dinge sein, der lieben, jungen Herrin die finsteren Gedanken von Hölle und Teufel zu verscheuchen.

Mit verschmitztem Lächeln legte Anny das Bild obenauf in den Koffer und verschloß ihn. Nun sollte sich Engelina mal das Köpfchen zerbrechen, wie es dahin gekommen sei; ihre Kammerfrau verriet ihr kein Sterbenswörtchen.

Wie eine Erlösung aus quälender Angst überkam es Engelina, als die Rosse ihres Reisewagens ungeduldig ausgriffen, als der graue Turmbau von Lilan-Rook mehr und mehr im Morgennebel versank und die Bergkolosse Schottlands sich als erste Scheidewand zwischen sie und die so bitter verleidete Heimat schoben. Und als gar die blauen Wogen um das Schiff schäumten, das junge Mädchen hochklopfenden Herzens sie zum erstenmal vom Deck aus schaute, mit dem Empfinden, endlich das Ziel langjähriger Sehnsucht erreicht zu haben, da war es, als streife ein frischer Hauch belebend über das junge Gesicht, all die düsteren Schatten fortzublasen, welche es so lange beherrscht. Wie ein Kind sich an buntem Spielwerk erfreut, so entzückte sich Engelinas naives Herz an der fremden, lustigen, wunder-

lich schönen Gotteswelt, und Lady Eveline beobachtete voll innerer Zufriedenheit, wie die stets neu daherwirbelnden Eindrücke alle Gedanken fern hielten, welche bisher den Sinn des jungen Mädchens getrübt. Schnell, viel zu schnell rückte das Reiseziel näher.

Die Herbstsonne vergoldete die Parkwipfel Wiesbadens, als die beiden Schottländerinnen mit dem begleitenden Dienstpersonal in einem der ersten Hotels der Stadt abstiegen. Die ehedem so bleichen Wangen Engelinas waren von zarter Röte überhaucht, die Augen strahlten und die Lippen lächelten, und die Leute, an denen sie auf Flur und Treppe mit ihrem kindlich treuherzigen Gruß vorüberschwebte, blickten staunend der süßen Erscheinung nach und hatten das Empfinden, als sei ein guter Genius unter ihr Dach eingezogen.

Wie hell, wie sonnig und froh lachte dem jungen Mädchen die Welt hier entgegen. Sie lehnte an der hohen Spiegelscheibe des Fensters und konnte nicht satt werden, den farbenprächtigen Menschenstrom vorüberwogen zu sehen. Die Parkbäume prunkten in den üppigsten Spätherbstfarben, wie geschmolzenes Silber plätscherten die Springbrunnen über die Marmorschalen, und durch die Säulen der Kolonnaden lockten herrliche Läden mit nie geschauten Wunderdingen.

So lustig hatte Engelina noch nie mit der alten Anny geplaudert, wie heute; die Kammerfrau kniete vor einem großen Koffer und erging sich in vertrau-

lichen Neckereien, was für schöne Dinge die junge Herrin alle hier erwarteten, wie viel stattliche Kavaliere wohl bald auf der Promenade drunten lustwandeln und sehnsüchtig hier heraufblicken würden.



„Geben Sie nur acht, Lady, welches der schönste von allen ist. Mich dünkt, eines Tages wird ein Gentleman daher kommen, mit schwarz blitzenden Augen, einem kecken, dunklen Schnauzbart und lockigem

Haar, und er wird meiner gnädigen Herrin in das Antlitz schauen, daß ihr ganzes Herzlein an seinem Blicke hangen bleibt!"

Engelina zuckte leicht zusammen, zum erstenmal umwölkte sich ihre Stirn.

„O, nicht doch, Anny; keine schwarzen Augen und kein schwarzes Haar, ich mag's nicht sonderlich leiden!"

„Ei, ei! Ihr habt das rechte noch nicht geschaut. Wartet nur, vielleicht erscheint Euch der Zukünftige früher als Ihr ahnt, manchmal spielt der Zufall ganz seltsam, und es hat schon manch Jungfräulein das Bild des Herzallerliebsten eher geschaut, als das Herrchen selbst in Fleisch und Blut!" Anny griff hastig her und hin. „Um alles, wo hab' ich das Morgenkleid der Lady hingepackt? Will schnell einmal die anderen Koffer aufschließen," und huschte hinaus.

Die Tochter Sir Edwards aber stand plötzlich und starrte nachdenklich in die aufsteigende Nacht hinaus. Licht um Licht flammte auf, auch hinter ihr der Salon erstrahlte jählings in elektrischem Glanze. Engelina sah und hörte nichts mehr, nur noch die Worte Annys klangen ihr vor den Ohren: Hat schon manch Jungfräulein das Bild des Herzallerliebsten eher geschaut, wie das Herrchen selber in Fleisch und Blut!

Sein Bild! Wie mit einem Zauberschlage tauchte auch plötzlich vor ihrem geistigen Auge ein Bild auf, welches sie im Trubel der Reise schier vergessen hatte.

Das entsetzliche, dämonische Teufelsbild, das einen so unerklärlichen Eindruck auf sie gemacht. Wie stand es plötzlich so greifbar deutlich vor ihr. Sie schloß wie schwindelnd die Augen und preßte die Hände gegen das Herz. Sie wollte es nicht sehen, sie fürchtete sich vor ihm, und dennoch überkam sie eine heiße Sehnsucht, ein leidenschaftlicher Schmerz, daß sie es vernichtet, daß es ihr für ewige Zeit verloren sei.

Und dennoch, es ist ja gut so, es muß ja so sein; wenn sie es nicht mehr sieht, wird sie aus seinem Bann erlöst sein. Wie war ihre Vorliebe für dieses unheimliche Bild so quälend und beängstigend für sie; es verfolgte sie wie ein böser Geist, der sie ganz zu eigen nahm und alle Lust und Freudigkeit von ihrem Herzen fern hielt. Das ist nun vorbei, für immer vorbei!

Sie atmet erleichtert auf und lächelt wieder, sie blickt wieder hinaus in das fröhliche Geschwirr, in das Lichtermeer zu ihren Füßen. Und dann will sie sich zerstreuen und an etwas anderes denken. Anny sucht ihr Morgenkleid? Wo mag es stecken? Mechanisch tritt sie an den Koffer und blickt hinein. Einen Augenblick, dann taumelt sie, wie von einem Faustschlag getroffen, vor, neigt sich und starrt auf ein Bild, welches ihr mit seinen dunklen Augen siegesstolz, triumphierend lachend und faszinierend wie stets entgegenblickt.

Ein leiser Aufschrei. Engelina reißt das Bild mit zitternden Händen empor, drückt es gegen ihr leichen-

blasses Antlitz und sinkt lautlos mit ihm auf den Teppich nieder.

* * *

Wie ist dieses Bild in den Koffer gekommen? Anny weiß nicht, ob sie etwas Kluges oder Törichtes begangen, sie leugnet entschieden jegliches Wissen über die Herkunft des Bildes ab.

Engelina lächelt wie geistesabwesend. Sie ist dem Teufel verschworen, er hat seinen Anteil an ihr und keine Macht der Welt kann sie davon erretten. Und ob sie bis an das Ende der Erde vor ihm flieht, er folgt ihr, das weiß sie jetzt. Darum will sie sich nicht mehr auflehnen gegen ihr Schicksal, sie will es hinnehmen, wie es ihr beschieden ist, und will den Kampf mit der Hölle aufnehmen, ob ihr oder dem Himmelreich der Sieg beschieden sei. Der phantastische, durch allen Aberglauben genährte Sinn der Hochländerin bricht mächtiger denn je hervor, sie kennt ihr Verhängnis und glaubt daran.

* * *

Die freudige, lebensfrohe Stimmung, in welche die Reise Engelina anfänglich versetzt, erfuhr seit der Ankunft in Wiesbaden einen, für Lady Eveline unbegreiflichen Rückschlag.

Ihre junge Nichte zeigte keinerlei Interesse mehr an irgend welchem geselligen Leben, und führte sie ihr Weg in die lustige Menschenmenge der belebten Straßen, so

war es, als irre ihr Blick stets in angstvollem, beinah furchtsamem Suchen von Gesicht zu Gesicht, als bange sie sich, irgend einer entsetzlichen Persönlichkeit zu begegnen.

Am liebsten besuchte sie abendlich die Konzerte im Kurhaus. Seit der Winter seinen frühen Einzug gehalten, spielte die Kapelle in dem großen Saal, und eine leidenschaftliche Vorliebe für die Musik führte Engelina beinah allabendlich auf ihren bestimmten Platz, seitlich auf dem etwas erhabenen Wandpolster, wo ihre Pflegemutter sich nebenbei vortrefflich amüsierte, die stets wechselnde originelle Menge des Publikums zu beobachten.

Wochen waren vergangen. Engelina hob wieder etwas freier und freudiger das liebliche Köpfchen, und hatte sogar freiwillig den Wunsch geäußert, auch einmal das Theater zu besuchen.

Lady Eveline griff diesen Wunsch beinah ungestüm auf.

„Gewiß, mein Liebling, ich werde den Portier sofort beauftragen lassen, uns eine Loge zu besorgen; Anny soll sich augenblicklich nach dem Theaterzettel erkundigen."

Das junge Mädchen legte zärtlich den Arm um die Sprecherin: „Heute nicht, Tantchen; ich bitte dich von Herzen! Heute zieht es mich mit ganz rätselhafter Sehnsucht in das Abendkonzert! Das Programm ist ganz herrlich, und diese eine Nummer, die fünfte, die möchte ich unbegreiflich gerne hören." Sie neigte sich

zu der Kurzeitung hernieder und blickte gedankenvoll auf diese fünfte Nummer: Fantasie aus „Des Teufels Anteil".

Die alte Dame war zu zerstreut, um darauf zu achten, sie trat etwas erregt an die hohe Spiegelscheibe: „In das Konzert bei diesem schauderhaften Wetter, Darling? Sieh dieses Schneetreiben, die Straßen stehen völlig unter Wasser! Wir werden die einzigen Menschen in dem ganzen Saal sein."

„Um so besser, Tantchen," schmeichelten die zart rosa Lippen. „Dann haben wir all die schöne Musik ganz allein für uns! Bitte, bitte, bestell' den Wagen, ich möchte heute so unbeschreiblich gern zum Konzert. Morgen, übermorgen, so oft du willst, begleite ich dich dann auch in das Theater." Lady Eveline lachte. „Gern, du Närrchen, des Menschen Wille ist sein Himmelreich — fahren wir!"

Wie geheimnisvoll sauste der Wind um die Wagenfenster. Nicht so stürmische, aber ähnliche Weisen wie in Lilan-Rook.

Engelina betrat beinah ungeduldig den glänzend erleuchteten Kursaal. Sie haßte den Wind und seine unheimlichen Lieder, sie wollte sie vergessen über weit köstlicheren Melodien. Was kann ein zitterndes Herz wohl süßer in Ruhe wiegen, als Musik, wo läßt es sich wohliger sinnen, träumen und die Welt vergessen, als in dem Zauberreich der Töne, welche ein Nowak seiner

Geige entlockt, welche ein Lüstner dirigiert? Engelinas Augen strahlen auf, als die ersten Klänge ertönen.

Ihr Pflegemütterchen hatte recht. Das Unwetter hat viele Leute im Hause zurückbehalten, so wenig besucht, wie noch nie, liegt der weite, majestätische Saal vor den Blicken der beiden Schottländerinnen.

Lady Eveline ist etwas müde und abgespannt, sie findet heute weniger Anregung durch das Publikum, lehnt den Kopf zurück und blickt mit halbgeschlossenen Augen in das Lichtergewirr der Kronleuchter empor.

Eine Nummer nach der anderen wird gespielt. Plötzlich richtet sich das junge Mädchen an ihrer Seite unruhig empor. „Jetzt kommt Nummer 5," sagt sie schweratmend.

„Nummer 5, was ist's?"

„Des Teufels Anteil!"

„Hm; ich kenne es nicht!"

Der Kapellmeister hebt den Taktstock, die ersten leisen Klangwellen schweben durch die tiefe Stille.

Plötzlich ein Schritt. Durch die Mitte des Saals, langsam, hochaufgerichtet, schreitet eine schlanke Männergestalt. Ein grauer Wettermantel ist über die Schultern geschlagen; den Hut hält er in der Hand.

Wie von einem Schlag getroffen, schrickt Engelina zusammen und starrt auf den Fremden. Ist es ein furchtbarer Traum, welcher sie quält? Jenes schöne, scharfgeschnittene Antlitz, der spitze, hochgedrehte dunkle

Schnurrbart, die finsteren, etwas stechenden, zwingenden Augen und endlich das lockige Haar, welches in zwei Tollen aufgestellt ist, wie zwei Teufelshörnchen ... das junge Mädchen kann kaum einem zitternden Aufschrei wehren. Leichenblaß, mit weit aufgerissenen Augen, unfähig den Blick von dem Fremden loszureißen, starrt sie ihn an. Langsam schreitet er weiter. Er zieht den einen Fuß nach und hinkt etwas.

Endlich setzt er sich auf den ersten Stuhl in der vordersten Reihe nieder.

Auch Lady Eveline hat ihn bemerkt. Sie lacht unbefangen auf. „Sieh doch, Darling, sieh dort! Die Musik spielt ‚Des Teufels Anteil' und der Mephisto erscheint in Person, sich diesen Anteil zu holen. Bless me! Ich habe ja noch nie im Leben eine solche Teufelsgestalt in Fleisch und Blut gesehen. Er fällt auch den anderen Leuten auf. Die Damen hinter ihm stecken die Köpfe zusammen und kichern!"

Sie bekam keine Antwort, erwartete wohl auch keine — amüsiert nestelte sie ihre Lorgnette vom Armreif, den Unbekannten noch schärfer zu mustern.

Die Musikklänge brausten wild und wüst um Engelinas Ohr, ebenso sinnverwirrend wie einst in der Sylvesternacht im Krankenzimmer von Lilan-Rook.

Die Tochter Sir Edwards hört sie nicht mehr, ihre ganze Seele drängt sich in ihren Augen zusammen.

Sie sieht nur ihn, ihn — ihn allein. Vor Grauen erstarrt ihr das Blut in den Adern und dennoch fliegen ihre Pulse wie in Fieberglut.

Er ist's, es hat sich erfüllt; er kreuzt ihren Weg. Wird er sie sehen?



Langsam wendet er das Haupt. Sein Blick wandert in scharfem, beinah feindseligem Mustern von einem Antlitz zum anderen. Er flammt auch zu dem Wandpolster empor, und jetzt — ruht Auge in Auge.

Wie gelähmt, atemlos verharrt Engelina.

Frappiert zuckt das Haupt des Fremden empor, sein Blick schärft sich, es liegt plötzlich etwas zornig Gereiztes, Drohendes darin, dann sieht er, wie dunkle Glut jäh-

lings das Antlitz des jungen Mädchens färbt, wie eine süße, haltlose Verwirrung sich darin ausdrückt.

Und der Ausdruck seines Gesichtes wechselt. Er lächelt — teils Spott, teils kühne Ungeniertheit liegt in der Art und Weise, wie er Engelina mustert. Es ist nicht respektvoll, so sieht kein Kavalier eine Dame an.

Lady Eveline läßt die Lorgnette sinken. „Jetzt hat Mephisto uns endeckt,“ lacht sie leise, „und er kann deine blonden Locken nicht genugsam anstarren! Seltsam, der Mann hat ein schönes, interessantes Gesicht, und dennoch liegt etwas ausgesprochen Teuflisches darin! Ich könnte mich fürchten vor ihm. Du nicht auch, Darling?“

Die Gefragte zwingt sich zu antworten; halb abgewendet von der Sprecherin, nickt sie tief atmend vor sich hin: „Ja, just so wie er mag wohl der Teufel in Wahrheit aussehen. Ich sehe ihn nicht an, und dennoch glüht sein Blick auf meinem Gesicht; ich fühle und empfinde ihn.“

„Wer mag er sein? Sahst du ihn nie früher?“

„Nie!“

„Pst, er erhebt sich! Gott erbarme sich, wenn er sich nur nicht hier neben uns setzen will!“ Engelina schauert zusammen. „Nur das nicht!“ ringt es sich wie ein Aufstöhnen von ihren Lippen. Die Musik hat geendet. Langsam, wie er gekommen, verläßt der Fremde seinen Platz; doch nimmt er diesmal nicht den Weg durch die

Mitte des Saals, sondern schreitet um die Stuhlreihen herum, droben neben den Wandpolstern zurück zu gehen.

Er streift hart an Engelina her, und wie er just vor ihr steht, scheint er zu zögern. Sie will ihn nicht ansehen, aber sie muß es; wie eine geheimnisvolle Gewalt zieht sein Auge sie an.

Und sie blickt empor. Entsetzen, Leidenschaft, all die tausend widerstreitenden Gefühle ihrer reinen Seele spiegeln sich in den blauen Augensternen. Das dünkt ihm neu und fesselnd. Er lächelt und sieht sie an, als wolle er mit diesem einzigen Blick Herz und Seele an sich reißen. Wie ein Höllenbrand flammt's ihr entgegen, begehrlich, leidenschaftlich, rücksichtslos, und dennoch sind die Augen so schön, daß ihr Herz unter ihrer Gewalt erzittert. Eine Sekunde nur hat er vor ihr gezögert, dann schreitet er gelassen, den linken Fuß in leichtem Hinken nach sich ziehend, vorüber, ohne noch einmal das Haupt zu wenden.

„Er verläßt den Saal," flüstert Lady Eveline. „Das ist ja unglaublich seltsam. Nur das eine Stück hört er sich an? All right! Der Teufel hat sich seinen Anteil geholt."

Sie folgt ihm mit dem Blick und sieht nicht, wie die Erbin von Lilan-Rook das totenbleiche Antlitz mit geschlossenen Augen zurücklehnt, wie sie voll jähen Schmerzes die Hände gegen das Herz preßt. Nur jetzt, nur jetzt kein neuer Anfall ihres Leidens. Es hämmert

und klopft in ihrer Brust, als sollte sie zerspringen, glühend heiß steigt es in Stirn und Schläfen empor, und dann wird es plötzlich ganz still, der Herzschlag setzt aus, sie fühlt ihn nicht mehr.

Hat sie noch ein Herz? Nicht mehr, der Teufel holte seinen Anteil.

Erschrocken blickte die alte Dame sie an. „Um Himmels willen, Darling, ist dir unwohl geworden? Hat der unheimliche Mensch dich erschreckt?“

Engelina schüttelt, nach Atem ringend, das Köpfchen.

„Laß uns aber heimfahren,“ bittet sie leise.

Tante Eveline kann es sich nicht versagen, den Portier anzureden, dieweil der Wagen vorfährt.

„Kannten Sie den hinkenden Herrn mit dem schwarzen Schnurrbart, welcher soeben hier heraustrat?“ fragte sie.

Der Portier lacht. — „Der leibhaftige Satanas, Mylady! Ich habe ihn wohl gesehen, aber ich kenne ihn noch nicht; er hat heute abend das Kurhaus zum erstenmal besucht und sich die Karte an der Kasse gelöst!“

„So, so! Seltsame Erscheinung! Ich danke Ihnen, Herr Portier!“

Fieberträume quälten Engelina die ganze Nacht. Sie lachte und weinte in ihre Kissen. Verzweifeln vor Angst und Grauen wollte sie, und dennoch durchrieselte es sie wie ein süßes, wonnevolles Entzücken, wenn sie an seine Augen dachte, daran dachte, daß diese Augen gerade sie unter allen herausgefunden.

Sie war nicht krank, wie ihre Pflegemutter gefürchtet; eine beinah aufgeregte Freudigkeit hatte sich ihrer plötzlich bemächtigt, wie bei einem Menschen, der sich in banger qualvoller Erwartung eines drohenden Unheils schier aufgerieben, und nun die nahende Entscheidung wie eine Erlösung begrüßt. Ob siegen oder untergehen, wenn es nur zu Ende kommt.

An das Theater dachte sie nicht mehr, ihr ganzes Interesse konzentrierte sich in dem Konzertsaal, und da Lady Eveline ebenfalls gespannt war, zu sehen, ob „le diable boîteux“ auch heute abend erscheinen werde, war sie gern bereit, Engelina auch den folgenden Abend in das Konzert zu begleiten.

Die Erwartungen wurden getäuscht, der Fremde kam nicht.

„Natürlich, heute ist ihm das Programm zu fromm und gut,“ mokierte sich Eveline etwas ärgerlich; „ein Teufel hört sich Oratorienmusik und heilige Klassiker nicht gern an. Der Fremde ist ein unheimlicher, unangenehmer Patron, aber ich möchte doch wohl wissen, wer er ist.“

Dieser Wunsch sollte jedoch versagt bleiben. Der Fremde war spurlos verschwunden, und so lebhaft ihm die Damen auch auf der Promenade, im Theater und sogar auf einer Reunion nachforschten, blieb Mephisto dennoch so unsichtbar, als habe ihn die Unterwelt wieder verschlungen. Eine fieberhafte Lebhaftigkeit ergriff Engelina:

„Nach ihm nur schau' ich zum Fenster hinaus, nach ihm nur gehe ich aus dem Haus," stand als Motto mit glühenden Lettern über all ihrem Handeln und Tun. Was sie vormals als höchst unsympathisch verwarf, suchte sie jetzt voll beinah krankhafter Unruhe auf, Menschen, Geselligkeit, Vergnügungen, und ihre Begleiterin war zu entzückt darüber, um sich vernünftigerweise zu sagen, daß solch ein übertrieben greller Wechsel nur schädlich auf die sehr zarte Gesundheit des jungen Mädchens einwirken könne.

Und wieder saßen die beiden Damen auf dem altgewohnten Wandpolsterplatz im Kurhaus, das Abendkonzert anzuhören.

Lady Eveline gähnte verstohlen hinter dem Muff. „Unser interessanter Fremdling aus der Hölle ist sicher abgereist. War eine jener Eintagsfliegen, welche Wiesbaden so viel unsicher machen. Ich amüsiere mich jetzt über den kleinen amerikanischen Petroleumprinzen, welcher seine beiden Gouverneure ruhelos von einem Platz zum andern durch den ganzen Saal hetzt. Der Vater sieht ausgesprochen wie ein Selfmademan aus, Mutter hat viel Niggerblut, aber enorm viele Brillanten und sehr grellfarbig seidene Toiletten! — Apropos, was haben wir heute für ein Programm?"

Engelina entfaltete es und las vor: „1. ‚Kaiserstadtmarsch' von Eilenberg. 2. Ouvertüre zu ‚Josef und seine Brüder' von Méhul. 3. ‚Du und du', Walzer von

Strauß. 4. Fantasie aus ‚Robert der Teufel‘ von Meyerbeer.“ Die Sprecherin hielt jählings inne, und auch Eveline horchte hoch auf. „‚Robert der Teufel?‘ Das wäre ja nach dem Herzen unseres Mephisto! Haha, es wäre ja unglaublich komisch, wenn der Herr aus dem feuerfarbenen Reich sich heute wieder seine Leibmusik anhörte!“

„Das muß sich bald zeigen,“ atmete das junge Mädchen mit brennenden Wangen auf, „soeben stimmt man schon den Straußschen Walzer an.“

„Well, beobachten wir!“

Die Tanzmusik war verstummt, das Stimmengeschwirr der Zwischenpause legte sich, und der Kapellmeister betrat das Dirigentenpult und hob den Taktstock, die ersten Töne der Fantasie klangen durch den Saal.

Da fühlte Lady Eveline die Hand der Nichte mit krampfhaftem Druck auf dem Arm. „Da, sieh da!“

Langsam durch den leeren Mittelgang, genau wie das erstemal, schritt der Fremde. Stolz, finster, wie ein Fürst unter Vasallen. Er nahm in der ersten Stuhlreihe Platz und starrte minutenlang in das Orchester. Dann wandte er mit jähem Ruck den Stuhl schräg zur Seite und blickte lächelnd zu Engelina empor, als sei sie eine gute Bekannte, welche er bestimmt auf ihrem Platz droben erwartet hatte.

„Unerhört!“ alterierte sich Lady Eveline. „Der Mensch ist grauenvoll! Entweder haben wir es mit

einem Schauspieler zu tun, welcher sich den Scherz macht, dem Kursaal eine eklatante Komödie vorzuführen, oder er ist wahrlich ein böser Geist, der hier sein Wesen treibt."

Das junge Mädchen antwortete nicht; regungslos, wie gebannt starrte sie zu dem Fremden hernieder. Ihre Wangen flammten, die Augen strahlten wieder in dem rätselhaften Gemisch von Todesgrauen und Entzücken, und die Lippen lächelten wie im Traum.

Auge in Auge. Es war, als sprächen tausend Worte in diesen Blicken hin und her.

Dann verstummte die Musik. Er erhob sich und schritt an ihr vorüber. Wieder lächelte er zu ihr nieder, aber sein Auge war noch ausdrucksvoller, sein Zögern noch auffallender.

„Heute sah er nicht so satanisch aus, wie das erstemal, sein Blick war nicht so böse, aber er phosphoreszierte förmlich bei seinem Aufblitzen. Herr des Himmels, der Mensch ist geradezu unheimlich, aber unglaublich interessant!"

„Tante, glaubst du wahrlich, daß er dieses ganze auffallende Benehmen nur aus Scherz in Szene setzt?" fragte Engelina sehr erregt; „ich halte es eher für einen Zufall, daß er just nur zu den Musikstücken kommt, welche etwas mit Hölle, Teufel oder Unterwelt zu tun haben."

Die alte Dame zuckte die Achseln: „Das wäre ja zu konstatieren."

„Inwiefern?"

„So viel ich hörte, ist Herr Kapellmeister Lüstner einer der zuvorkommendsten und chevalereskesten Herren, welcher bisher stets in liebenswürdigster Weise die Wünsche des Publikums erfüllte, wenn man ihn um eine bestimmte Piece für das Konzertprogramm bat."

„Ah, willst du an ihn schreiben?"

„Ich will es, und will ihn sehr dringend bitten, an ein paar sich folgenden Abenden Nummern aus den Opern: ‚Teufels Anteil', ‚Der Dämon', ‚Robert der Teufel', ‚Mephistopartien aus dem Faust', und so weiter zu bringen. Dann werden wir ja sehen, ob der mysteriöse Gast mit dem hinkenden Fuß sich regelmäßig seinen Anteil holt."

Engelinas Augen leuchteten. „Das ist eine herrliche Idee, liebe Tante. Ich flehe dich an, laß uns sogleich nach Hause zurückkehren und den wichtigen Brief schreiben."

Im Vestibül wandte sich Lady Eveline wieder an den Portier: „Nun, Herr Portier, haben Sie etwas erfahren, wer der geheimnisvolle Herr mit dem Hinkfuß ist?"

Der Gefragte hob bedauernd die Achseln. „Nicht das mindeste, Mylady. Kein Mensch kennt den seltsamen Herrn, man hört und sieht am Tage nichts von ihm. Heute abend hat er sich übrigens wieder ein Stück angehört, ich bat besonders um seine Kurkarte, doch hatte er leider wieder nur ein Tagesbillett gelöst!"

„Hat er an der Kasse wohl deutsch gesprochen?"

„Allerdings, jedoch mit auffallendem Akzent."

„Hm, hm! Also doch wohl Ausländer. Wenn Sie etwas über seine Persönlichkeit erfahren, Herr Portier, würde es mich sehr amüsieren, darüber zu hören!"

„Ich werde mir besondere Mühe geben, Mylady."

Der Brief ward geschrieben, und die beiden Schottländerinnen hatten nicht zu viel von der außerordentlichen Liebenswürdigkeit des Herrn Kapellmeisters gehört. Schon nach zwei Tagen brachte das Abendprogramm bereits die Lindpaintnersche Ouvertüre zu dem „Vampyr".

In hochgradiger Erregung warteten die Damen auf den Unbekannten. „Vampyr und Teufel sind so nahe verwandt, daß man sie kaum unterscheiden kann," sagte Frau Eveline, „und ich habe das unheimliche Empfinden, als ob der düstere Gesell mit den fürchterlichen Augen kaltlächelnd ein Weib totküssen könne."

„Ob er wohl kommt?"

Und er kam. Unverändert wie die Abende vorher. Diesmal lag ein wunderliches Lächeln um seine Lippen und sein ganzes Wesen drückte eine Unruhe aus, wie bei einem Raubtier, das raublustig im engen Käfig auf und nieder schleicht. Als er an Engelina vorüber schritt, war es, als wolle er sich jählings voll glühender Leidenschaft zu ihr niederneigen, wie mit gewaltsamem Ruck riß er sich selber zurück und schritt schneller wie zuvor vorüber.

Engelina befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung, aber nur die stille, dunkle Nacht sah die Qualen, welche sie durchlitt, tagsüber war sie beinah ausgelassen heiter, angstvoll besorgt, Lady Eveline über den wahren Eindruck, welchen die Begegnungen mit dem Fremden auf sie machten, zu täuschen. Es gelang ihr vollkommen, denn die Lady war nicht mit sonderlichem Scharfblick ausgestattet und amüsierte sich selber viel zu lebhaft über das originelle Abenteuer, um seine Wirkung auf das junge Mädchen unparteiisch zu beurteilen.

Die nächstfolgenden Abende brachten das Potpourri: „Der Teufel ist los“ von Hamm, den „Furientanz“ aus Glucks „Orpheus“, „Der Dämon“ von Rubinstein und abermals eine Fantasie aus „Teufels Anteil“.

So oft die Kapelle die betreffenden Nummern intonierte, war's, als habe sich die Erde geöffnet, den absonderlichen Musikfreund aus den Flammen der Unterwelt emporsteigen zu lassen.

Regungslos saß er Engelina gegenüber, aber seine Augen sprachen immer leidenschaftlicher und glutvoller, je deutlicher er in dem süßen Engelsangesicht des jungen Mädchens las. Und sie verstand diese stumme Sprache ebensogut, wie er die Antwort auf sein unheimliches Liebeswerben in ihrem Blicke erforschte. Wie konnte es auch anders sein? Ihr ganzes Herz lag offen in dem lieben Kindergesicht. Das einemal trug er eine feuerfarbene Nelke, das anderemal eine brennendrote Granat=

blüte im Knopfloch. Als er an Engelina vorübergeschritten war, lagen die Blumen jedesmal vor ihren Füßen.

Das erstemal wagte die junge Lady nicht, sie aufzunehmen, das zweitemal tat sie es, gleichviel, ob es bemerkt wurde, oder nicht. Wohl nie hatte sie einen kostbareren Schatz gehütet, als wie diese Granatblüte. Wie ein Feuerstrom ging es von der Blume aus, der ergoß sich mit schwindelnder Glut in ihr Herz und ihren Kopf. Immer tiefer schlug die phantastische Leidenschaft ihre Wurzeln. Engelina zitterte vor Grauen und Entsetzen in dem Gedanken, dem Fremden jemals allein gegenüber zu stehen, und dennoch zog es sie voll fieberhaften Verlangens in seine Nähe, als könne sie nur noch in dem Bann seiner verderblichen Augen leben.

All ihr Denken, all ihr Sein gehörte ihm. Die Wahnvorstellung, dem Teufel mit Leib und Seele verschworen zu sein, trieb sie voll bittersüßer Wollust in ihr Verhängnis. War nicht alles eine unerklärlich wundersame Verkettung der Geschicke? Mußte es nicht so kommen? Sollte er nicht, einem Fatum folgend, ihren Weg kreuzen, sie rettungslos in seinen Zauberkreis zu ziehen?

Mag der Sturm sie fassen und hinschleudern, wohin es ihr bestimmt ist — willenlos, ein lächelndes Opfer, fügt sich Engelina.

Näher und näher rückt die Sylvesternacht. Ein großer Maskenball in den Räumen des Kurhauses soll sie feiern, und Lady Eveline spricht den lebhaften Wunsch aus, sich solch ein weltberühmtes Fest einmal anzuschauen. Ihre Nichte nickt hastige Zustimmung, obwohl sie sich schon seit Tagen so leidend fühlt, daß sie kaum imstande ist, die immer häufiger auftretenden Herzbeklemmungen zu verheimlichen.

* * *

II.

Werden wir ein Kostüm wählen?" forscht Lady Eveline in heiterster Laune.

Einen Augenblick schaut das junge Mädchen nachdenklich vor sich hin. Dann rezitiert sie mit traumverlorenem Lächeln: „So laßt mich scheinen, bis ich werde — zieht mir das weiße Kleid nicht aus", und dann hebt sie mit aufleuchtendem Blick das Köpfchen: „Ja, Tante, ich möchte ein Kostüm tragen, jenes, welches meinen Namen in sich schließt. Laß mich eine Engelsgestalt sein. Ein schlichtes, weißes Kleid, ein Paar Flügel, eine Lilie in der Hand. Gerade in der Sylvesternacht möchte ich dem Himmel näher sein, gebe Gott, daß er auch ‚ewig mein Vaterhaus' werden möge!"

Lady Eveline ist zu lebenslustig und oberflächlich, um solche ernste Worte zu beachten. Sie ahnt nicht, daß Engelina jemals Kunde von dem Fluch des sterbenden Vaters erhalten, sie selber hat die aufregende Episode jener Nacht im Wirbel der Jahre beinahe vergessen.

Die Idee, ein Engelkostüm zu tragen, entzückt sie. „Es paßt einzig für dich, Darling, ganz wie geschaffen

bist du dazu. Gib acht, es wird große Sensation erregen. Ich werde natürlich den Domino tragen, aber für die Jugend ist es doppelt amüsant, in einem originellen Kostüm zu gefallen. Weiß das, weiß das, Darling, ich war auch einmal jung und die Maskenbälle der Königin waren das herrlichste, was ich je erlebte."



Sie nickte lächelnd vor sich hin, versenkte sich in die lieben Erinnerungen und ward nicht müde, davon zu erzählen; Engelinas Hände ruhten gefaltet im Schoß, sie hörte still zu, aber ihre Gedanken flogen weit hinaus in die dämmernde Welt, wie sturmverschlagene Vögelein, welche sehnsüchtig zwischen Himmel und Erde irren.

* * *

Die Kurhaussäle strahlten in blendendem Lichte.

Prinz Karneval hatte seinen rosenbekränzten Thron darin aufgeschlagen und für den Sylvesterabend eine große lustige, schellenrasselnde Cour für alle angesetzt, welche ihm mit lachendem Munde und tanzenden Füßen huldigen wollten. Da strömten sie in bunten Scharen herbei, die Ritter von der Pritsche, vom Domino und der Papprüste, da glänzten die zierlichen Dämchen in Sammet und Seide, einhertanzend aus allen Zeitaltern und allen Nationen, kokett hinter der Maske versteckt, alle vereinigt unter dem Wunderbaum, welcher Gold, Silber, Flitter und Sternlein herniederstreut. Das Champagnerglas schäumt im Wappen, die fliegenden Herzen blühen als Helmzier, und wer gestern unter dem Druck der grauen, nüchternen Alltagswelt geseufzt, dem wachsen heute schillernde Flügel, die tragen ihn hoch hinaus über alle Sorgen, in das Zauberreich jenes Prinzen mit dem Pokusstab, welchem man nur in Lachen und Jubilieren die Steuern bezahlt.

Alle Säle sind geöffnet. Fahnen, Girlanden und Embleme schmücken Pfeiler und Wände, Walzerklänge schmeicheln, Rosenduft zieht durch die Luft. Es wirbelt und flutet auf und nieder in tollem Maskenschwarm.

Der Hanswurst treibt übermütigen Scherz, mit geschminkten Wangen und kurzen Ballettröckchen necken die Kinder der Welt ihresgleichen, raffinierte Toiletten, welche mehr enthüllen wie verbergen, feiern ihre Triumphe,

und darum wendet sich unwillkürlich jedes Haupt, als plötzlich durch all diese irdische Lebenslust eine Erscheinung schwebt, welche sich aus weiter, weiter Ferne hierher verirrt zu haben scheint.

Eine schlanke, sylphenhafte Mädchengestalt, das Haupt von langen, blonden Locken umwallt, das Antlitz nur verhüllt durch undurchsichtigen Schleier. Ein feines, weißseidenes Kleid, von goldenem Gürtel gehalten, fällt in weichen Falten nieder, goldene Flügel entwachsen den Schultern, und dieselben Lilien, welche das Köpfchen kränzen, blühen in der Hand. Welch ein Kontrast! Die Allongeperücken, Schäferhüte und Narrenkappen umtanzen in jubelnder Huldigung einen solch seltenen Gast im Bankettsaal des Hokus-Pokus.

Die tosende Lustigkeit ängstigt Engelina und benimmt ihr den Atem, sie zieht den orangefarbenen Domino an ihrer Seite schüchtern mit sich zu dem Wandpolster, von droben einen Überblick über die Menge zu gewinnen. Sie möchte nicht lange hier bleiben, sie fühlt sich heute kränker und müder wie je. Lady Eveline ist ganz in ihrem Element. Sie neckt sich mit einem Matrosen, welcher vorzüglich englisch spricht und ist sehr überrascht, als dieser sie ungeniert mit Namen nennt. Woher kennt er sie? Wer ist er? Sie will es um jeden Preis erforschen.

Vom Orchester erklingt die Straußsche Diabolinpolka. Engelina kennt sie und blickt jählings empor. Eine

Hand faßt in leidenschaftlichem Druck die ihre, eine Stimme flüstert die deutschen Worte leis und ungestüm in ihr Ohr: „Nun bist du mein!"

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt es sie, jählings wendet sie das Haupt. Hinter ihr steht Mephisto. Das feuerrot geschlitzte Sammetgewand umspannt knapp seine schöne Figur, der spitze Hut mit den Hahnenfedern züngelt wie eine Flamme auf dem dunkellockigen Haupt und durch die schwarze Halbmaske glühen sie zwei Augen an, als wollten sie in durstigem Blick ihr Leben trinken.

Er ist es.

Engelina erzittert so heftig, daß ihr die Stimme versagt. Sie will ihre Hand losringen, sie stößt wie in einem Aufschrei die englischen Worte über die Lippen: „Gib mich frei!"

Nur fester hält er sie. Seine Hand ist kalt, und dennoch strömt's wie Feuer von ihr aus.

„Nein, ich lasse dich nicht," flüstert er in geläufigem Englisch zurück, „und wenn du selbst zurückfliehen wolltest in die Einsamkeit von Lilan-Rook, ich folge dir und halte dich fest, ich nehme dich zu eigen für alle Ewigkeit!"

Betroffen starrt sie ihn an. „Woher kennen Sie Lilan-Rook?" stammelt sie.

Ein leises, wunderliches Lachen. Kosend legt er ihre Hand auf seinen Arm und führt sie, ohne daß sie es

merkt, Schritt um Schritt in das Gewühl der Tanzenden.

„Woher ich Sir Edwards verlassenes Felsennest kenne?“ flüstert er, tief zu ihr geneigt. „Sieh mich an, Engelina! Auch ein Teufel trägt Schwingen an den Schultern, mit welchen er über Land und Meer in alle Welten fliegen kann. Warum schrickst du zurück vor mir? Glaubst du, dein Engelgewand reiße einen Abgrund zwischen dich und mich? Mit nichten! Auch Satanas war vor langen, langen Jahren ein Engel Gottes, ehe er herabstürzte aus der lichten Höhe, und die, welche er in seine Arme zieht, holt er mit besonderer Vorliebe aus seinem verlorenen Paradies!“

Sie bleibt schwer atmend stehen, wie im Schwindel klammert sie sich an seinen Arm.

„Und warum tut er es? Warum? Was tat ihm die Unschuld zuleide, daß er sie um Glück und Frieden, um Heil und Seligkeit betrügen will? Sieh, dort führet gar manch verlorene Seele ihren Reigen! Sie wird dir entgegenstürmen mit offenen Armen, lachend bereit, dir zu folgen! Warum verschonst du sie und streckst deine Hände nach mir, die mit allen Fibern ihrer Seele nach dem Himmelreich verlangt?“

Einen Augenblick starrte er schweigend zu ihr nieder, der rührende Klang ihrer Stimme, das Zittern ihrer zarten Gestalt bannte momentan auch seinen Fuß. Ein wildes, zorniges Feuer flammte aus seinem' Auge.

„Eine verlorene Seele,“ lachte er schneidend auf. „O, Engelina, was weißt du, ob ich nicht einst um solch ein Kind der Welt in heißer, treuer und lauterer Liebe geworben. Aber sieh, diese Satanellas sind oft noch schlechter, noch verworfener wie der Teufel selbst. Sie belügen und betrügen, sie brechen Schwüre und Herzen, sie sind falsch bis zum Verbrechen, wehe dem, der seine Seele an solch ein Weib gehängt“ — ein Klang maßloser Erbitterung, ein Stöhnen wilden Hasses bebte durch seine tiefe volltönende Stimme, dann preßte er die Hand, zur Faust geballt, gegen die Stirn und schwieg sekundenlang. Leise, düster fuhr er fort: „Wenn eines Menschen Herzblut vergiftet, wenn sein Glauben an alles Gute gemordet und er in Wahrheit zu dem Teufel ward, als welcher er sein Leben lang geschienen, dann braucht er die Sünde nicht mehr in jenem flittergoldbehangenen Schwarm hier zu suchen, er trägt sie selber in der Brust. Dann gerade reizen ihn Tugend und Unschuld an zu wildem Begehren, weil er sie von sich warf und sie dennoch beneidet und haßt. Es gibt keine Tugend und keine Unschuld mehr, und auch dein weißes Engelsgewand ist erborgter Schein, ist eine Maske, welche du trägst, weil sie für dein Antlitz paßt.“ Er faßte jählings ihre beiden Hände und preßte sie mit beinah schmerzendem Druck in den seinen. „Warum bist du brav, fromm und gut geblieben, Engelina? Weil die Versuchung niemals deinen Weg gekreuzt! Lerne

erst die Liebe und die Leidenschaft kennen, dann wird sie dich auch herabreißen von deiner lichten Höhe, dahin, wo sie auch mich in die Höllentiefe schleuderte!"

Sie hob das Köpfchen, unwillkürlich zog ihre Hand den Schleier etwas tiefer von dem glühenden Antlitz herab, und ihre großen, seelenvollen Augen blickten strahlend zu ihm auf. „Die Liebe? Die heilige, goldgetreue Liebe sollte mich herabziehen, anstatt mich zu erheben? O, welch irriger Glauben, welch eine absonderliche Ansicht. Wenn es nichts auf der Welt gäbe, mich vor Hölle und Verderben zu retten, die Liebe könnte es einzig und allein, und die wahre Liebe ist so zauberstark, daß sie nicht mich allein auf reiner Höhe festhält, sondern auch gesunkene Seelen zu sich emporzieht in ihr verloren Paradies!"

Er schüttelte schier ingrimmig das Haupt. „Wenn du einen Mann wahrhaft liebst, mit aller Glut, mit allen Fibern deines Herzens liebtest, würdest du ihm nicht willig folgen, gleichviel, wohin er dich führt, zum Himmel oder zur Hölle?"

Sie legte die gefalteten Hände schlicht über die Brust. „Nein!" flüsterte sie leise, aber fest entschlossen; „würde ich das tun, so wäre ich nur durch die Leidenschaft verblendet, aber ich würde ihn nicht wahrhaft lieben, denn die wahre Liebe währt selbst über den Tod, und denkt nicht nur an ein irdisches, vergängliches, sondern an ein ewiges Glück! Ist es nicht der Liebe

heiligste Pflicht, nicht nur das Herz, sondern auch die Seele zu läutern? Und wäre es ein Teufel selber, dem ich diese Liebe weihte, so würde es dennoch meiner Seele höchstes Streben sein, zu retten, anstatt mit ihm zu verderben!"

Sein Haupt sank tief, tief zur Brust. „Das sind Worte, Engelina, nur Worte, und ich weiß, wie solche Worte lügen können."

In jäher Erregung faßte sie seine Hand. „Gebe Gott, daß ich diese Worte durch die Tat bekräftigen kann!"

Er fuhr außer sich empor. „Welche Tat!" rief er mit heiserer Stimme. „Was willst du für einen Mann tun, wenn du ihm nicht folgst? Himmel und Hölle führen weit auseinander, und was nicht Hand in Hand denselben Weg geht, ist getrennt für alle Ewigkeit!"

„Und steht das Himmelreich nicht allen offen, die es suchen?" flehte ihre süße Stimme.

„Ich suche es nicht mehr, ich kann nicht mehr zurück, es ist zu spät. Welche Tat der Liebe könnte da ein Weib noch für mich tun?"

„Sie kann sterben für dich, und durch ihr geopfertes Leben deine Seele in Ewigkeit erretten!"

Er zuckte zusammen und starrte sie an, es lag ein wundersamer, überirdischer Klang in ihrer bebenden Stimme. Sie waren in das Konversationszimmer getreten, der bunte Menschenschwarm strömte nur prome-

nierend hin und her, auf den Diwans war es einsam und still.

Tief erschöpft sank das junge Mädchen darauf nieder; um leichter atmen zu können, zog sie mit unsicherer Hand den Schleier ganz hernieder und schloß momentan die Augen.

Er setzte sich neben sie nieder und nahm abermals ihre Hand in die seine. „O, daß ich glauben könnte, Engelina; daß mein armes, gemordetes Herz noch einmal vergessen und aufleben könnte! Sieh, ich bin heute abend hierher gekommen, damit die Hölle ihren Triumph feiern könne, und nun trittst du mir so unerwartet in den Weg und versperrst mir mit Engelsschwingen den Weg zum Abgrund. Warum das? Ich suchte dich nicht, heute abend am wenigsten. Du ahnst es nicht, was mich hierher geführt, du weißt nicht, an welchem Scheideweg ich stehe, du hältst voll süßen Glaubens eine Hand" — er unterbrach sich und neigte sich in starrem Schauen vor, ein Schüttern und Beben ging jählings durch seine Gestalt, als rase ein Sturmwind über eine Eiche. Er erhob sich, sein Atem rang sich zischend von seinen Lippen, ein gurgelnder, wilder, halb erstickter Aufschrei; blitzschnell flog seine Hand an den Dolch im Gürtelgehänge. So stand er wie ein Raubtier, welches sprungbereit sein Opfer erwartet.

Durch die Saaltüre war ein junges Paar getreten. Eine schlanke Männergestalt im blauen Domino und

ein junonisch schönes, imposantes Weib im prunkenden Gewand einer Königin Elisabeth. Alles atmet Leben, Glut, Leidenschaft und ungestümes Verlangen an ihr. Sie hat momentan die Maske abgenommen, lacht mit zauberischem Blick zu dem Herrn an ihrer Seite auf und ruft lachend: „Nein, amico, nicht hierher! Drüben winken die Champagnerbüfetts!“

Wie das Aufstöhnen eines verwundeten Stiers klingt es von Mephistos Lippen: „Alexandra!“ und dann ein wilder Fluch — der Dolch blitzt aus der Scheide.

Aber er kann nicht vorstürzen wie er will. Eine weiße, zitternde Mädchengestalt wirft sich an seine Brust und klammert voll Entsetzen die Arme um seinen Hals. Die Engelsflügel flimmern vor seinen Augen, weiße Lilien schmiegen sich an sein Angesicht. Er kann nicht vorwärts, ohne Engelina rüde von sich zu reißen und zur Seite zu schleudern.

„Laß mich, laß mich!“ knirscht er außer sich.

„Nein, ich lasse dich nicht,“ haucht sie, ihn mit der Kraft der Verzweiflung noch fester umschlingend; „denn, was du tun willst, ist ein Mord und überliefert Leib und Seele dem Verderben! Fort die Waffe! Um Gottes Barmherzigkeit willen, um meinetwillen, Herzlieber, laß ab von dieser grauenvollen Tat!“

Wie ein Schrei der Todesangst klingt es, und Mephisto läßt schlaff die Arme sinken und bricht wie ein Sterbender auf den Diwan nieder. Die Maske fällt



Ein Aufstöhnen, ein wilder Fluch — und der Dolch blitzt aus der Scheide... (S. 144.)

hernieder, als er das totenbleiche Antlitz aufschluchzend in die Polster drückt.

Lachend, ahnungslos schwebt Königin Elisabeth mit ihrem Tänzer in den Saal zurück.

Engelina bricht zitternd auf die Knie und hebt sekundenlang die gefalteten Hände, dann richtet sie sich auf, legt die Hand auf das Haupt des Fremden und flüstert in tiefstem, innigstem Schmerz: „Du armer, armer Mann!"

Da hebt er das Antlitz und starrt sie an. „Du bist noch bei mir, Engelina? Du bist nicht voll Grauen und Entsetzen geflohen?" murmelt er.

Sie lächelt, ein Blick unaussprechlicher Liebe bricht aus ihren Augen. „Wo gehörte ich in diesem Augenblicke mehr hin, als an deine Seite," sagt sie schlicht, und sie faßt seine Hand und spricht feierlich: „Nun ahne ich es, was dein Herz vergiftet und dich der Hölle verschrieb, aber ich weiß auch, daß deine Seele nicht verloren ist, daß Gott mich gesandt hat, sie zu suchen und zu retten, sie heimzuführen, kraft meiner treuen Liebe!"

Wie ein Ertrinkender krampft er sich an ihre Hände. „Engelina, deine Worte — ist's nur ein Fieberwahn — kann es wahr und wahrhaftig sein — gerade jetzt, gerade in diesem Augenblick — o, Herrgott im Himmel, ich verdiene es nicht!" Und wie in einem Rausche seligen Entzückens reißt er sie an seine Brust und mur=

melt mit versagender Stimme: „Hast du mich lieb, Engelina? Mich, den Namenlosen, Entsetzlichen, den Teufel in Menschengestalt?"

Leichenblässe bedeckt ihr Antlitz, schwarze Schatten wehen vor ihren Augen, sie preßt die Hände gegen das stürmende Herz, und dennoch lächeln ihre Lippen wie in seligem Glück: „Ich habe dich lieb, lieb bis in den Tod!"

Da neigt er das Antlitz; die schwarzen, unstät flammenden Augen glühen näher und näher, das schöne, unheimliche Teufelsgesicht, in welchem noch die sündige Leidenschaft all ihre Spuren zurückgelassen, sinkt tiefer und tiefer zu ihr herab.

„Willst du mein sein, Engelina?"

Sie vermag kaum noch zu sprechen. „Droben in der ewigen Heimat," haucht sie, „um deiner Seele willen gehe ich, folge mir nicht nach, Herzlieber!"

Da fühlt sie zwei heiße, zuckende Lippen auf den ihren. Todesgrauen schüttelt sie, ein Gefühl unaussprechlicher Seligkeit raubt ihr den Atem. Das Herz schlägt wild auf — dann ein Zusammenschrecken und Aufzucken, und gleichsam, als ob ihre Seele langsam in dem Kuß entschwebte, steht das Herz still, ganz still.

Musikklänge jubeln auf, der Fremde aber schrickt empor und starrt auf die schwer und schwerer in seinem Arm zusammensinkende Engelsgestalt.

„Engelina!“ schreit er gellend auf, „Engelina!“ Gleichzeitig hört er Lady Evelines hastigen Schritt hinter sich. „Gott im Himmel, sie ist bewußtlos! Tragen Sie das unglückliche Kind zu meinem Wagen!“ ruft sie entsetzt.

Mephisto neigt sich und hebt die süße, traurige Bürde auf seine Arme. Tränen stürzten aus seinen Augen; auf Umwegen erreicht er die Garderobe und die Equipage der Schottländerin.

Erstaunte Blicke folgen dem seltsamen Paar, dem Teufel, welcher den lieblichsten aller Engel im Arme trägt.

Mephisto bettet das junge Mädchen in die Wagenpolster, neigt sich und preßt noch einmal in wildem Schmerz die Lippen auf das kühle, friedlich lächelnde Antlitz. Dann springt er zurück und starrt Lady Eveline mit düsteren Augen an.

„Schnell nach Hause!“ ruft diese, bebend vor Angst. „Es ist ein Anfall ihres alten Herzleidens.“

Er schüttelt mit zusammengebissenen Zähnen das Haupt, macht eine heftige Bewegung, als wolle er sprechen und stürmt durch die Schar der herandrängenden Menge davon. Noch einmal glüht der rote Sammet seines geschlitzten Wamses im Laternenschein auf, dann schlägt die Dunkelheit der Nacht über ihm zusammen.

Im duftigen, warmen, rosig erhellten Teppichgemach liegt die Königin Elisabeth der verflossenen Maskenball=

nacht im Schaukelstuhl. Die Füße, in golddurchwirkten Pantöffelchen, ruhen auf dem Kopf der mächtigen, sibirischen Wolfsschur, ein weißes Spitzennegligé umwogt in koketter Pracht die wundervolle Figur. Neben ihr auf der Chaiselongue raucht ein Herr im seidenen Schlafrock die erlesensten Zigaretten.



An die Türe klopft es, ein Diener überreicht auf silberner Schale etliche Briefe. Angenehm überrascht, streckt sich die schneeweiße, diamantenfunkelnde Frauenhand

darnach aus, und das hochfrisierte Haupt neigt sich eifrig vor, die Adressen zu lesen.

Ein jähes Zusammenschrecken, ein leiser Aufschrei des Entsetzens. Totenbleich starrt das schöne Weib auf den Briefumschlag nieder.

„Was ficht dich an, Alexandra? Siehst du am hellen Tag Gespenster?“ lacht ihr Gatte, aber er richtet sich besorgt auf und schaut über ihre Schulter. Auch er entfärbt sich. „Diantre! Ein Brief von Demetri, und so wahr ich lebe, an unsere richtige Adresse gelangt!“

„Von Demetri!“ schaudert die junge Frau zusammen, „nun Gnade uns Gott, er hat unsere Spur gefunden!“

„So werden wir sie neuerdings verwischen, die Welt ist ja groß genug dazu!“

„Umsonst! Ich fühle und empfinde es, daß er bereits in unserer Nähe ist.“

„Laß ihn kommen, ich werde ihn empfangen!“

Sie schüttelt mit einem Ausdruck der Todesangst das Haupt. „Er kommt, um zu rächen, er führt hinterlistigen Stoß!“

„Gemach, gemach, Herzlieb! Vor allen Dingen laß uns diesen ‚Brief aus der Hölle‘ öffnen!“

Sie vermag es nicht, ihre Hände zittern wie Espenlaub. Gelassen greift ihr Gemahl darnach und reißt mit schroffer Hast den Umschlag ab. Ein umfangreicher Brief. Seltsam.

„Lies vor! Verheimliche mir nichts,“ fleht sie leise, „ich bin ja seit Jahresfrist auf das Entsetzlichste vorbereitet!“

Er setzt sich neben die Bittende, ruhig und gelassen liest er vor: „Wenn diese Zeilen in Eure Hände gelangen, habe ich Wiesbaden bereits verlassen, und nur einer wunderbaren Gnadenfügung Gottes habt Ihr es zu danken, daß es geschehen. Lachende, leichtsinnige, schöne Sünderin! Du ahntest es nicht, daß gestern nacht nur zwei Engelschwingen meinen Dolch vom Herzen der Königin Elisabeth trennten. Ich habe ihn für Dich bereit gehalten, in wildem, rachedurstigem Haß, seit jener verfluchten Nacht, wo Du unselig Weib mich in Wahrheit zu dem Teufel gemacht, dessen Gestalt zeitlebens mein Fluch gewesen! Ich habe Dich geliebt bis an die Grenzen des Wahnsinns, ich habe selbst in meiner verspotteten Mißgestalt als Mephisto den Himmel offen gesehen, als Du mit süßem Liebeswort mir ewige Treue geschworen, als Du eingewilligt, mein Weib zu werden. Elende! Du hast mich voll Lug und Trug zum Paradies gehoben, um mich voll teuflischer Grausamkeit desto sicherer zur Hölle zu stürzen! Wer war von uns die verlorene Seele? Ich, der ich seit Kindesbeinen an wegen meines Äußeren gemieden, verspottet, gekränkt wurde, oder Du, die mit falschem Heiligenschein der Welt eine große Komödie voll Tugend und Engelsgüte vorspielte? Die Welt hat ihn gelesen,

Deinen Abschiedsbrief, als Du heimlich mit einem Geliebten mein Haus verließest und mir als einzig Lebewohl nur das Bekenntnis zurückließest: Du habest Dich in jugendlicher Verblendung, nur um des elenden Reichtums willen dem Teufel Demetri verschrieben, welchen Du nie geliebt, wohl aber stets gefürchtet und verabscheut habest! Das war Dein Nachwort zu Deinem Ja und Amen vor Gottes Traualtar! Was Du mir in jener fürchterlichen Nacht angetan, magst Du einst vor Gott dem Herrn verantworten, wenn er meine gemordete Seele von Dir fordert! Wenn ich ehemals nur ein Teufel schien, so hast Du in Wahrheit einen Satanas aus mir gemacht. Du hast meinen Glauben an alles Gute und Edle getötet, Du nahmst mir das Himmelreich, darum wählte ich nun freiwillig die Hölle. Schlecht und verworfen war ich, seit Du mich dazu gemacht; was ich seit jener Zeit gesündigt und gefehlt, ist Dein Werk und wird auch Dir einst angerechnet! Meine Liebe zu Dir starb, wie alles in meinem Herzen, was lauter und fromm gewesen. Ich habe Dich verflucht, und Dir und dem Schänder meines Hauses Rache geschworen. Ruhelos und unermüdlich durchkreuzte ich die Welt, um Eure Spur zu finden, bis ich sie hier entdeckte. Wenn meine unheimliche Mißgestalt ehemals mein Schmerz und Unglück war, so ward sie jetzt zu einer Maske, welche ich mit teuflischem Behagen trug, welche ich bis in die

feinsten Züge der Verworfenheit ausarbeitete, darnach lechzend, an Leib und Seele zu sein, was ich so lange schuldlos geschienen!

Ich fand Euch in Eurem strahlenden, gewissenlosen Glück, und ich umkreiste Euch, wie der Böse sein Opfer. Sterben! Nur sterben? Mir schien jeder Tod zu barmherzig für Euch, ich sann auf Qualen, die ich Euch bereiten wollte, auf ein tropfenweises Verbluten, so wie ich an meinem Elend stückweise zugrunde gehe! Der Himmel aber erbarmt sich selbst der Teufel, wenn falsche Liebe sie dazu gemacht. Was taugt jenes Gotteswunder für Eure taube Ohren? Wisset nur, daß sich ein großes, unfaßliches Gnadenwunder an mir vollzog. Du, Alexandra, hattest den Teufel Demetri nur gefürchtet und verabscheut, ebenso wie alle anderen Weiber der Welt, welche zu eitel waren, meine Mißgestalt an ihrer Seite zu ertragen! Und darum sandte Gott einen Engel aus dem Himmel, daß er sich meiner erbarme, daß er mich liebe, treu liebe bis in den Tod. Die Liebe hat gesühnt, was die Liebe an mir verbrochen; ich bin versöhnt mit Gott und meinem Schicksal, mag es noch so todestraurig sein, wie es ist. Das Vergangene liegt hinter mir, ich habe in der gestrigen Nacht die Teufelsmaske von mir geworfen, die der Seele wenigstens, meinem Körper haftet sie als Scheinwesen an, bis die Hand des Todes mich von ihr erlöst. In mir ist's stille geworden, wie in einem Grab, Gottes

Engel hat mir den Weg zur Heimat gezeigt. Was Ihr mir auch angetan, Alexandra und Feodor, was ich auch um Euretwillen gelitten, es soll vergessen und vergeben sein. Ihr tragt ein Gewissen in der Brust, das wird mich rächen, früher oder später, ich lege es in Gottes Hand. Lebt — lebt unbedroht von mir, ich kann Euch nicht segnen, aber ich will Euch auch nicht mehr fluchen!

Demetri."

Der Leser ließ tief atmend den Brief sinken; Alexandra hatte ihr Antlitz in die seidenen Kissen gedrückt und weinte bitterlich.

Feodor biß einen Augenblick nachdenklich die Lippen zusammen, dann hob er entschlossen den Kopf. „Möglicherweise ist der Brief Wahrheit, wahrscheinlicherweise jedoch nur eine Falle, welche unsere Wachsamkeit einschläfern soll. Art läßt nicht von Art, und was als Teufel geboren, trägt niemals wieder die Lilienkrone der Seraphine. Auf jeden Fall beobachten wir nach wie vor die äußerste Vorsicht; ich werde augenblicklich schellen, daß die Koffer gepackt werden!"

Der junge Russe riß stürmisch an dem Schellenzug. Nichts kam ihm willkommener, als dieser jähe Aufbruch. Warum hatte Alexandra gestern abend so auffallend viel mit dem jungen Minnesänger getanzt, gelacht und gescherzt? Der Kerl hatte verteufelte Augen im Kopf, je nun, und daß man Alexandra über Nacht verlieren

kann, wußte ja keiner besser wie er. Willkommener Vorwand beständiger Todesangst! Nun hat er ein Recht,



das junge Weib in tiefste, weltvergessenste Einsamkeit zu vergraben. Steht nicht manch' altes weltvergessenes

Schloß im schottischen Hochgebirge? Dort will er der Liebe ein Gefängnis bauen. Fürchtet er sich vor Weiberlaunen und Tränen, vor Überdruß und Langeweile? Nein, er fürchtet nur die Marder, welche um sein Nest schleichen.

Da schillert die Schlange durch das Paradies, welche einst Demetri rächen wird.

* * *

Die Kirchtüren von St. Peter in Rom stehen weit geöffnet. Eine bleiche Frauengestalt in tiefer Trauerkleidung schreitet durch das Portal — Lady Eveline. Müde wankt sie durch die kniende, betende Menge nach einer kleinen Seitenkapelle, wo auf einem Marienbild eine auffallend schöne Engelsgestalt den Lilienzweig vor der Himmelskönigin neigt. Das süße, von goldenen Locken umwallte Antlitz hat eine wunderbare Ähnlichkeit mit Engelina — die Lady kann nicht satt werden, es anzuschauen und in leidenschaftlicher Selbstanklage davor die Hände zu ringen. Sie war stets allein in der kleinen Kapelle; heute weicht sie jäh zurück, ein Mönch kniet vor dem Bild und betet. Sie tritt wartend zur Seite. Wunderbar; warum starrt er so regungslos auf das Bild, warum krampft er die Hände so leidenschaftlich um den Betschemel?

Lady Eveline blickt schärfer in das farblos starre Angesicht, und ein jähes Zittern des Schrecks durchläuft ihre Glieder. Träumt sie? Ist es ein Trugbild? Dieses selbe fanatische düstere Angesicht, die eingesunkenen, schwarzlodernden Augen — ist er es wahr und wahrhaftig? Der Beter erhebt sich — ja, er ist es, den Fuß nach sich ziehend, hinkt er an der schwarzgekleideten Frauengestalt vorüber.

Ihre jähe Bewegung läßt ihn aufschauen. Auch er zuckt zusammen und starrt sie an wie eine Erscheinung.

Er öffnet die Lippen, als wolle er in jäher Erregung zu ihr sprechen, dann schüttelt er abermals mit einem todtraurigen Ausdruck das Haupt, auf welchem die lockigen Teufelshörnchen der Tonsur gewichen, hebt die Hand und beschreibt das Zeichen des Kreuzes wider sie.

Im nächsten Augenblick ist er in der ab- und zuströmenden Menge der Kirchenbesucher verschwunden.

Vor dem Bild der Mutter Gottes und dem lieblichsten aller Engel liegt jedoch ein Strauß frischer Lilien, auf dem glänzen helle Tropfen, Tränen, wie sie eine zum Tod getreue Liebe weint.



Chrysta.



Vor vielen, vielen, langen Jahren war es, da stand im Frankenland auf waldiger Anhöhe eine Ritterburg. Fest und trotzig schaute sie aus, just so kühn und unbeugsam wie der Nacken und Sinn des Edelmanns, welcher in ihr sein strenges, aber gerechtes Regiment führte. — In jener Zeit, wo die Gerechtigkeit und ihre furchtlose Ausübung so sehr im argen lagen, stand es dem jungen Ritter

von Knobelsdorff gar besonders wohl an, daß er gerade dieses Wörtlein auf sein Schild und in sein Herz geschrieben, daß er zu allen Zeiten nach dem edlen Wahlspruch: „Gerecht und wahr!“ handelte, und gar hitzig das Schwert aus der Scheide riß, wenn es galt, für die bedrängte Unschuld, für die verletzte Ehre und bedrohte Freiheit einzutreten — nicht allein zum Schutz und Heil seines eigenen Hauses, sondern auch für das fremde Wohl, und um fremde Not, welche ihn um Hilfe anrief.

Ägidius von Knobelsdorff war ein stolzer, heißblütiger Mann, seit Jugend auf mehr dem raschen Handeln, wie dem vorsichtigen Erwägen und Überlegen zugetan, und fügte es sich, daß er im Verkehr mit seinen Standesgenossen, oder bei einer abenteuerlichen Fahrt durchs Land einer Ungehörigkeit begegnete — so geschah es wohl, daß des Knobelsdorff gerechter Zorn schwertklirrend in den Handel eingriff und ihn zu Ehren von Wahrheit und Recht schlichtete, gleichviel ob er sich Dank dadurch erwarb oder bittere Feindschaft. —

Die Wegelagerer und Buschklepper fanden im Burggehege des Knobelsdorff nimmer ihre Rechnung, und in den Dorfschaften, welche ihm zugehörten, waltete ein glückseliger Frieden, denn so sich nur die leiseste Klage erhob, fuhr des Herrn Ägidius kraftvolle Hand dazwischen, wie Wetterschlag, ohne Ansehn der Person, zu richten.

Da hingen aller Herzen in jubelnder Dankbarkeit und Verehrung an dem jungen Ritter, und so man von ihm sprach, hieß es: „der gerechte Knobelsdorff.“ —

— — — Im kleinen Erkerlein, auf dessen holzgeschnitzter Bank die Hausfrau des Herrn Ägidius nur dann Auslug ins Land hielt, wenn der kalte Ostwind nicht gar zu scharf durch die offenen Fensterbogen pfiff, saß das junge blauäugige Weib, und neigte sich voll emsigen Fleißes über den Stickrahmen. Der dicke Fensterteppich, welcher sonst die Unbill des Wetters abzuwehren hatte, war heute am eisernen Haken zurück„geringt“, und die Sonnenstrahlen fluteten lenzeswarm über die schlanke Frauengestalt, welche im Eifer des Schaffens das steife Linnentuch vom Haupt gelöst hatte, damit es über dem dichten Blondgelock nicht allzu große Hitze gäbe.

Frau Chrysta von Knobelsdorff war im Frankenland bekannt als eine der holdesten Edeldamen, und wer sie in ihrer blühenden, lächelnden und anmutig keuschen Schönheit schaute, der pries solch ein Gerede als lautere Wahrheit, und manch ein Sänger griff in die Saiten seiner Laute, um in ehrbarer Huldigung die Eheliebste des Herrn Ägidius ein „schneeweiß Täubelin sunder Galle“ oder: ein „dornenlos Röselein“ zu heißen. Den Ritter von Knobelsdorff freute es, wenn Tugend und Schönheit seines Weibes gerühmt wurden, denn er hatte niemals Ursache, sich solchem Hofieren zu widersetzen. Frau Chrysta hieß „die Sittsame“, und ihn nannte der

Volksmund: „der Gerechte mit der strengen Hand" — wer sollte es da wohl wagen, in schlimmem Sinne den Burgberg zu umschleichen, darauf der Edle sein Nest gebaut? —

War auch nie ein Hader oder Zwist um der Burgfrau willen entstanden, obwohl die welsche Sitte übel Vorbild gab, und manch ein Ärgernis von den Troubadours über die Landesgrenze geschleppt wurde. Mochten aber die Wogen des Leichtsinns noch so hoch branden, über die Burgschwellen des Knobelsdorff schlugen sie nicht — und mochten auch manche glutrote Rosen an den Minnehöfen des Landes blühen — ihr Gifthauch erreichte niemals jene

holde Schwester im stillen Erkerlein, vor welchem der Schild des Gatten mit der drohenden Devise lehnte: „Gerecht und wahr!“ —

.... Frau Chrysta neigte sich tief über den Stickrahmen und zog Faden um Faden mit fleißiger Hand durch die feine Leinwand. Da trat es immer deutlicher hervor, das edle Wappen ihres Hauses, der weiß-blaue Balken im roten Feld — und drüber schwebte der Ritterhelm mit den Adlerschwingen, ... seltsam, so oft ihn der Blick der jungen Frau traf, glühte heißer Purpur über ihre Wangen, und wenn es um ihre Lippen auch ein wenig schmerzlich zuckte, so strahlten die blauen Augen dennoch auf in unaussprechlich stolzer Glückseligkeit, so oft ihr Blick die beiden zusammengeklappten Adlerflügel erschaute. So vertieft war sie in ihre Arbeit, daß sie nicht die leichten Schritte hörte, welche sich näherten, — zwei runde Kinderarme mußten sich erst in stürmischer Liebkosung um ihren Hals schlingen, ehe sie tiefatmend aufschaute. —

Ihr Töchterlein stand hinter ihr, herzte und küßte sie und wies plötzlich jäh erschrocken auf den Stickrahmen. „Ei, liebwerte Frau Mutter, da ist Euch diesmal das Wappenbild mißraten! Seht doch die Adlerschwingen! Man schaut sie hier nur schmal von der Seiten, dieweil sie sonsten doch stolz ausgebreitet auf dem Helme stehen!“ —

Noch heißer erglühte das Antlitz der Burgfrau. Sie

neigte das Gesicht auf die goldenen Haare ihres Kindes und sagte leise: „Nicht mißraten, und auch kein Fehler, klein Mägdlein! Also wie du dies Wappen anitzt in diesem Rahmen schauest, so ist es recht gesticket, und so wird es künftighin immer sein, und alle anderen Schilde wird der Vater ändern lassen, auf daß sie sämtlichst ausschauen wie selbes hier!"

Erstaunt blickten die Kinderaugen empor: „Hat der Herr Vater solche Sach' befohlen?"

Frau Chrysta schüttelte den Kopf.

„Wer darf uns sonsten unser schön Wappenbild also verunzieren? Die breiten Flügel sahen gar viel prächtiger und schöner aus!"

„Der Herr Kaiser hat es selbsten befohlen," flüsterte die Burgfrau leise, „und du weißt, daß ein braver Rittersmann seinem Herrn Gehorsam schuldet!"

„Der Herr Kaiser? Derselbe, zu dem Vater jüngst die Reise getan?"

„Derselbe!" —

„Und warum tat er unserem Wappen solches an?" — Da strich die Edeldame tief aufatmend über das Köpfchen ihrer Ältesten. „Bist noch ein töricht Dirnlein, für dessen Ohren keine ernste Kunde tauget, Britta — so du aber heran gewachsen bist, und wurdest ein ehrbar klug Jungfräulein, will ich dir erzählen, wie es gekommen ist, daß der Herr Kaiser uns die Helmzier geändert." — . . .

— — — — Klein-Britta ist eine große, holdselige Jungfrau geworden, und ihr Mütterlein hat sie in den Erker gezogen und ihr bei Mondeslicht und Waldesrauschen die verheißene Geschichte des Wappens erzählt. — Und Jahre vergingen, und in demselben Fensterbogen saß wiederum eine Knobelsdorffin und erzählte ihren Kindern dieselbe Geschichte, und so fort von Geschlecht zu Geschlecht, bis „die Mär von den Adlerschwingen" gleich einem sagenhaften Echo auch in unsere Zeit getragen ward. —

Keine Urkunde beweist die Tatsache, aber von Mund zu Mund ist es übertragen, ein Vermächtnis von Generationen, welches seine goldenen Fäden der Poesie um ein Wappenbild webt, geheimnisvoll und sagenhaft, unverbürgt, und doch seit Jahrhunderten geglaubt, wie ein liebes Märchen, welches die Lippen der Mutter geheiligt. — Also hat vor Jahrhunderten Frau Chrysta ihrem Töchterlein erzählt:

„Auf dem Burghof scharrten die Rosse ungeduldig den Boden. Das schwere Streitroß des Ritters Ägidius in seiner bunten und feierlichen Rüste, mit langwehender, wappengestickter Decke unter dem Sattel, mit Bandrosetten und blitzendem Zaumzeug, und daneben zwei milchweiße Zelter, welche stolz die schlanken Hälse bogen, weil sie die Reisesänfte der schönen Frau Chrysta tragen sollten. Ein Karrenwagen, bepackt mit farbig bemalten Truhen, welche die festliche Gewandung des

edeln Paares, Geld, Schmuck und die silberne Turnierrüstung des Ritters bargen, stand seitwärts und harrte der Abfahrt, und jenseits der Zugbrücke tummelten bereits fünf stark bewehrte Reisige ihre Gäule den waldigen Abhang hinab, um den engen Hof vor dem Pallas nicht noch mehr für das zudrängende Burggesind zu sperren. Da liefen sie alle zusammen die Dienstbaren, alte und junge, kranke und gesunde, um mit viel Lamento, Tücherschwenken und Segenswünschen den Abschied ihres Brotherrn zu schauen.

Junkerlein Desiderius saß mit trotziger Gebärde in des Vaters Sattel, hieb mit dem Holzschwert mutig um sich, und rief mit krähendem Stimmlein: „Schauet her, ihr Mannen, anitzt bin ich ein Ritter, wie der Herr Vater, und reite auch zum Turnier!“ — aber er glitt dennoch kleinlaut zur Erde herab, als Frau Chrysta unter das Tor trat, umringt von ihren weinenden Kindern, selbst bitterlich schluchzend und das Kleinste auf ihrem Arme schier krampfhaft herzend. Der Abschied kam ihr gar zu sauer an — war auch nicht ihr Wunsch und Wille gewesen, hinaus ins Land zu fahren, aber der Herr Landgraf von Hessen hatte es in seinem Ausschreiben mit „absonderlichem Wunsche bekräftet, daß nicht allein die Ritter und Edelmänner, sondern auch deren viel schöne und tugendsamen Gemahlinnen sollten in die Tore von Darmstadt einreiten, ein festlich Ritterspiel aufzuführen und zu schauen“. —

Der Ritter von Knobelsdorff hatte ein schönes und tugendreiches Weib, war stolz darauf und wollte es der Welt in Ehren zeigen — darum stand nun Frau Chrysta weinend auf der hölzernen Freitreppe, und konnte sich nicht losreißen von ihren Küchlein.

Das ging allen, die es sahen, schlimm ans Herz, und selbst Desider, der heldenhafte kleine Mann, umschlang der Mutter Knie, und barg sein rosig Gesichtlein in ihrem Mantel, seine Tränen zu bezwingen.

Großmütterlein stand hinter ihrer Tochter und sprach tröstend: „Gebärde sie sich nicht unsinnig, Chrysta! Wird in etlichen Wochen wieder frisch und froh hier zur Pforte einschreiten und ihre Schreihälslein aufs neue umpfahen! — Soll der Ritter solch ein Lamentieren schauen? Will sie den Kindern das Herz weich machen, und bin ich etwan umsonsten hier zur Stelle, das Haus und die Kleinen zu schirmen?" —

Da trocknete die junge Burgfrau flugs die Augen, küßte die Hand der Sprecherin voll Demut und lächelte freundlich: „Habet Dank, Frau Mutter, für Euern Zuspruch! Will dem lieben Herrgott und Euch all meine Lieben anbefehlen — dann stehen sie in treuer Hut!" — Gleichzeitig klirrte Sporn und Schwert auf der Stiege: Herr Ägidius trat lachend herfür, warf unversehens einen ergötzlichen Regen voll Eisenküchlein auf das Pflaster und rief: „Hurtig, ihr Gauchlein! Leset auf! Jedes mag halten, was es erwischet!" —

Da erhob sich ein jubelnd Geschrei; — alles Leid vergessend, stürmte die kleine Schar in den Hof hinab, wie die Spätzlein zu picken und zu raffen, der Ritter aber nutzte solchen Augenblick, hob sein Weib liebevoll in die Sänfte und schwang sich selber schnell aufs Roß. „Vorwärts — stoßet das Tor auf — und Jung-Siewart auf dem Turme soll uns ein frommes Lied auf den Weg blasen!“ —

Trapp, trapp ging's über die Zugbrücke, den Burgberg hinab, in das sonnige, blühende Land hinaus. Frau Chrysta neigte das Haupt tief, tief in ihren Schleier, der Ehgemahl aber ritt wohlgemut an ihrer Seite, plauderte viel liebe Worte und reichte ihr die Hand mit treuem Druck — die Decke unter seinem Sattel flatterte lustig im Morgenwind, und die ausgebreiteten Flügel auf dem Wappenhelm blitzten im Sonnenlicht. —

In Darmstadt herrschte ein übermäßig Getreib und hohe Lustbarkeit.

Die Bürger hatten den Wunsch ihres gnädigsten Herrn gar wohl zu respektieren gewußt, hatten ihre Häuser, Lustgärten und freien Plätze fein zierlich herausgeputzt und die schmalen Gassen hergerichtet mit Tannengrün, Eichlaub und farbigen Blümlein, daß man vermeinte, in einer schattigen Laube zu wandeln. Die Gewerke hatten ein Besonderes geleistet. Wo ein Metzger seinen Schauladen errichtet, da zog sich ein üppig

Gewinde quer über die Straße, von einem Giebel zum anderen, und an dem runden Bogen schaukelte sich eine mächtige Bratwurst, so lecker und appetitlich, daß mancher fremde Gesell, welcher hungrig zur Gasse einritt, ein lustig Lanzenstechen nach solchem Leckerbissen anhub. Da gab es eitel Gelächter und Fröhlichkeit, und der würdige Meister schnitt kein sauer Gesicht, wenn ein besonders geschickter Fant das Würstlein spießte und herabholte — sondern ließ ein neues an Stelle des Erwischten knüpfen. Die Bäcker hatten anstatt der Wurst eine riesengroße Bretzel oder einen Ziebeben Kringel in das Tannicht gebunden, die Böttcher und Küfer ein Fäßlein, die Krämer bunte Papiertüten mit duftigem Gewürz und die Schankwirte wußten vollends das ihre zu tun, sie hatten grellbunte Bilder malen lassen, besoffene Landsknechte und zechende Pfäfflein, dralle Schenkinnen und fromme Heilige, die das Fäßlein segnen, so daß man schon von weitem erschauen konnte, was die Gaststube hinter den bleigefaßten Fensterlein bot. —

Fahnen und Schilde mit hellen Glöcklein flatterten und klangen dazwischen — aus den Erkern schauten lachend die schönen Bürgerinnen, Röslein und Rosmarin hernieder werfend, wenn junge Ritter daherzogen und fein sittsam ihr Roß parierten, die holden Maiden zu grüßen.

Herolde, Wachtsoldaten und Söldner trieben ihr wichtig Wesen, Musik schmetterte ehrenden Willkomm,

und wenn eine Sänfte oder ein Zelter eine Ritterdame herzu brachte, setzte sie sich an die Spitze ihres Reisetrosses und geleitete sie feierlich zu der Herberge. Nah bei dem Marktplatz ragt ein mächtig, steingebautes Giebelhaus. Die Holzvertäfelungen zwischen den Fenstern zeigen bunte Wappenschilde, riesenhafte Gemälde von Kaiser und Königen und schön verschnörkelte Sprüche und Liederverse in deutscher Schrift. —



Eine hölzerne Altane mit prächtigem Schnitzwerk ist über die Haustür vorgebaut, die trägt zwei adlige Wappen als Zierat.

Hier wohnt der Kämmerer des Landgrafen, ein reicher, altangesessener Edelmann, dem es auf seiner Burg zu einsam geworden, seit er und die jugendlustige Hausfrau das Hof- und Städteleben kennen gelernt.

Auf der Altane standen etliche Junker, um sich die einziehenden Gäste und das Leben und Treiben in den Gassen anzusehen. Ein älterer Ritter im schwarzen Lederkoller, mit gelbschwarzer Feldschärpe und dunkelfarbenem Sammetbarett, saß kecklich auf einem der Holzpfeiler und zwirbelte den Schnauzbart unter der roten Nase empor. Daß er den Becher sonderlich lieb gewonnen, sah man ihm an, und daß er ein launiger, etwas unsteter und abenteuerlustiger Herr war, merkte man aus seinen Reden. Just das schien dem blutjungen, bartlosen Herrlein zu gefallen, welches in kostbarer, goldziselierter Rüste, federumwallt und mit Rosen geschmückt, neben ihm am Geländer lehnte. Ein eigenwilliger, beinah noch knabenhaft trotziger Zug lag um die aufgeworfenen Lippen, und die blauen Augen blitzten ein Gemisch von Übermut, Herausforderung und Willkür.

„Bislang ist noch kein absonderlich schönes Weib zu diesem Tore eingekehrt," spottete er, „und so nicht noch eine Huldin kommt, welche die märkischen, sächsischen und mecklenburgischen Schönen in Schatten stellet, wie die Sonn' ein Sternlein, so werd' ich keiner süßen Minne Aventiure aus selber Stadt heimbringen!" —

„Wartet getrost, gnädiger Herzog! Anitzt stecket all die Schönheit noch unter Schleier und Fürtuch — so aber nachher beim Abendtanz die Kerzen flackern, sollet Ihr schon sehen, was für artige Blümlein im Hessen- und Frankenlande wachsen! — Teufel ja! Werdet da

schon einen Schwarm schöner Weiber schauen, daß Ihr nicht wisset, bei welcher Ihr das Hofieren beginnen sollet!"

„Das soll mir eine lustige Qual sein! — Aber holla . . . da nahet abermalen eine Sänfte — und wie es scheinet, eine leere — es bieget sich zum erstenmal kein Antlitz heraus!"

„Mit nichten, da wehet ein Stücklein Schleiertuch!"

„Sassa, ist's etwa ein sprödes Täublein? — Locket mir das Köpflein herfür, Ritter, nun lüstet es mich grad danach, die Holde zu schauen!" —

„Scheint keinen Rittersmann im Geleit zu haben!"

„Um so besser!"

„Merket auf, gnädiger Herr, gleich sollt Ihr sie erblicken!"

Und der schwarze Ritter riß sonder Besinnen eines der Blechschilde vom Altan und warf es hell klirrend und schmetternd auf die Straße nieder, just neben die Sänfte. —

Allgemeines Gekreisch und Auseinandergestieb der Menge — aus dem Fenster der Sänfte jedoch neigte sich erschreckt ein Frauenhaupt so hastig, daß ein Riegel den Schleier faßte und ihn von dem Köpfchen zurückzog. Goldblonde Lockenhaare wallten hervor, so glänzend und üppig, wie diejenigen der Fee Melusine, von denen die Mär erzählt, und gleicherzeit entfuhr den Lippen des

schwarzen Ritters auf der Altane der erschreckte Ruf: „Bassa manelka! Frau Chrysta!“ Da sie ihren Namen so hart über sich erschallen hörte, blickte die Edeldame überrascht empor, und nun war es an dem jungen Herzog, einen lauten Ruf des Entzückens zu tun. Ohne Besinnen griff er rasch in die Rosengirlande des Altans, riß die Blumen heraus und ließ sie mit einem kecken: „Ich grüß dich minnig, fein's Jüngferlein!“ hernieder wirbeln.

Erschrocken fiel ihm sein Nachbar in den Arm, dieweil sich Frau Chrysta heiß und unmutig erglühend zurückzog und die Rosse aufs neue ausschritten.

Gleicherzeit sprengte ein Ritter, welcher zur Begrüßung eines Bekannten an der Straßenecke zurückgeblieben, herzu, und nahm seinen Platz neben der Sänfte wieder ein.

Der Herzog bemerkte ihn kaum. „Heda, Hans-Christian! Wer war dies wonnige Engelein?“ rief er mit flammendem Auge. „Ein Schelm will ich sein, wenn ich jemals ein schöner Weib geschaut!“

„Das sei Gott geklagt!“ atmete der schwarze Ritter betroffen auf. „Bei Frau Chrysta ist kein Minnelohn zu holen, gnädiger Herr, solchen Gedanken laßt beizeiten fahren!“

„Frau Chrysta? Wer ist selbe Frau Chrysta?“ trotzte der andere auf.

„Sie ist die sittsamste und tugendreichste Dame des Frankenlandes, die Hausfrau des Edeln von Knobelsdorff, in dessen Geheg' kein fremder Gesell das weiße Rehlein zu jagen wagt!"

„Hoho! Hat er's etwan mit der Eifersucht?"

„Das just nicht, Herr Herzog; der Knobelsdorff weiß es, daß sein Weib ihm wankellose Treue hält, und sorget sich nicht, so die jungen Gesellen ihr kurtisan sind. Aber man heißet Herrn Ägidius den Mann mit der gerechten und der strengen Hand und weiß, daß er jedwede Ungehörigkeit bitter ahndet und rechtlich richtet, und weil man seinen graden Sinn und edeln Stolz im Lande respektieret, so mag keiner einen Handel mit ihm haben."

„Der Mann mit der gerechten und strengen Hand?" — Der Herzog lachte scharf auf: „Einem fürstlichen Herrn gegenüber dürfte diese Hand wohl fein bescheiden und demütig gefüge bleiben!"

„Möcht's bezweifeln, liebwerter Herr! Ihr kennet den Stolz des Knobelsdorffs nicht; er hat schon manches Recht geübt, und Bauer und Edelmann stehen gleich wert vor ihm, wenn er für Wahrheit und Recht eintritt!"

„Bauer und Edelmann sind auch kein herzoglich Blut!" brauste der junge Fürst Friedrich auf, „wisset Ihr wohl, Hans-Christian, daß Ihr anitzt meinen Trotz gereizt habt, den Mann mit der ‚strengen Hand' auf die Probe zu stellen? — Bin nicht durch das halbe

deutsche Land hierher geritten, um müßig im Winkel zu stehen, wenn mir ein Weib gefällt!"

„So Ihr sie in Ehren hofieret, wird der Knobelsdorff sich der Gnade freuen, welche ein Herzog seinem Weibe erzeiget!"

„Und so ich ein weniges kecklicher um ihre Minne werbe?"

„Wahret Euch, gnädiger Herr! Möchte auch dem Herrn Landgraf von Hessen unlieb sein, so Ihr mit dem Knobelsdorff Handel bekommt!"

Trotzig warf Fürst Friedrich den Kopf zurück: „Ihr sprecht plötzlich so zaghaft, wie ein alt Weib, Herr Ritter! Kriechet Ihr immerhin vor dem Mann mit der ‚strengen Hand' in ein Mausloch! Ich, der Herzog, will ihm justement aufbegehren, und es sehen, ob solch ein Blippenplapp etwan auch an einem herzoglichen Prinzen möcht' Gerechtigkeit üben!" — Unwirsch trat er von der Altane in das getäfelte Prunkgemach seines Gastgebers zurück. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über den zerstampften Turnierplatz, welcher nach reich belebtem Tage jetzt still und einsam dalag, nur noch durch bunte Fahnenfetzen, zersplitterte Speerschafte und gebrochene Lindenholzschilde an die letzten Stunden gemahnend, wo hierselbst ein Bild üppigster Pracht, Schöne, Ritterlichkeit und Furchtlosigkeit die Augen einer zahllosen

Menschenmenge entzückte. Der Kampf zwischen hessischer und fränkischer Ritterschaft war nach langem, heißem Ringen kaum zur Entscheidung gelangt, denn auf beiden Seiten sprengten die vortrefflichsten Streiter in die Schranken, und so endlich einer der Herren geworfen ward, hatte zumeist ein tückischer Zufall oder Unfall sein Spiel dabei. Auf fränkischer Seite hatte der Name Knobelsdorff gar besonders hell geglänzt, und der Landgraf von Hessen, welcher stets ein besonderes Wohlgefallen an dem wackeren Edelmann gefunden, suchte jede Gelegenheit, Herrn Ägidius und seine schöne Gemahlin auf das ehrenvollste auszuzeichnen. Er sah es auch mit Genugtuung, wie die Edelleute in gehorsamer und dienstwilliger Weise Frau Chrysta hofierten, nur das Wesen des jungen Herzog Friedrich mochte ihm nicht behagen, und bemerkte auch, wie der Knobelsdorff die Brauen zusammenzog, wenn ihm das unmutig erglühende Antlitz seines Weibes zeigte, welche ungebührlichen Reden der kaum volljährige Fürst führte.

Nahm auch manch älterer und erlauchter Ritter den jungen Hitzkopf beiseite, ihm höfliche Warnung zu geben, allerdings nur, um sich eine aufbrausende und kecke Antwort zu holen. —

— — — — Die Lichter flammten im Saal, die Bankettafeln brachen fast unter der Last von Blumengewinden, Silbergeschirr und köstlichen Schaugerichten; Weinesglut erhitzte die Köpfe, ein üppig Mahl regte

die Sinne an. Was Wunder, wenn die Herren in launigster Stimmung zum Abendtanz traten, und manch sonst so kühles Blut in diesen Stunden überschäumte, wie der perlende Wein über Bechersrand. —

Das Antlitz des jungen Herzog Friedrich glühte, seine Augen blickten durch die feinen Schleier des Rausches, seine Lippen bebten in Leidenschaft. Still und ernst schritt Frau Chrysta an seiner Seite, doppelt sittsam ihre Würde wahrend, weil der Tänzer mit laut schallender Stimme ihre Schönheit pries und von seinen Gefühlen sprach. — Unwillkürlich hemmten die anderen Paare ihre Schritte, man stand und hörte lachend, welch ein süßes Geheimnis der Fürst in den Saal hineinschrie. Unbewußt im Rausche des Weins? Oder mit Überlegung, um Herrn Ägidius zur Eifersucht zu reizen? Derselbe war ernst und ruhig näher getreten, und hörte jedes Wort, und Herzog Friedrichs flammender Blick suchte ihn sogar — und jetzt schien er sich sogar direkt an ihn zu wenden.

„Ja, ja! Höret's nur an, Herr von Knobelsdorff! Werdet Ihr's etwan bezweifeln, daß Frau Chrysta die Schönste von allen ist?" —

„Gewiß nicht, Herr Herzog! Für mich war sie es jederzeit!" antwortete des Ritters ruhige Stimme.

„Nun, so begreifet Ihr wohl auch, daß eines Mannes Herz in Minne für sie entbrennen muß?" Voll Spott und Herausforderung zog der Sprecher den Arm

seiner Tänzerin noch fester an sich, und Ägidius faltete die Brauen zusammen und antwortete ernst: „Das hab' ich an mir selber erfahren, Fürst Friedrich, und sie darum zu meinem Weibe gemacht, auf daß mir das Recht werde, sie vor unliebsamer Minne fürder schützen zu können."

Alles drängte näher — es ward eine tiefe Stille, und Frau Chrysta erbleichte angstvoll bis in die Lippen und bemühte sich, solch einen Worttausch zu unterbrechen. Aber ihr Tänzer überschrie ihre sanfte Stimme mit lautem Gelächter.

„Zu schützen? — Gegen Euresgleichen vermöget Ihr wohl eine ‚strenge Hand' zu führen — was aber wolltet Ihr wohl anfangen, so ein Herzog Gelüst verspürte, Euer Weiblein einmal zu herzen?" —

Ägidius wechselte die Farbe. Hoch und markig richtete er sich empor, sein hell flammender Blick traf furchtlos des Sprechers Auge.

„Das will ich Euch wohl sagen, gnädiger Herr!"

antwortete er kalt: „Ein Herzog, der Respekt heischet und solchen verdient, der ehret seines Herrgotts Gebot: ‚Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib‘. — So er aber ein Solches außer acht lässet, darf er sich nicht wundern, wenn ihn ein beleidigter Edelmann nicht als hohen Herrn erachtet, sondern mit ihm abrechnet, just wie mit seinesgleichen!“ —

Der schwarze Ritter Hans-Christian war unversehens neben Herrn Friedrich getreten und berührte warnend seinen Arm — der Herzog aber war im Banne des Weines und seines Trotzes, darum wandte er sich jählings, umfaßte Frau Chrysta und küßte wie ein Sinnloser ihre Lippen. —

„Nun, Herr Ritter?“ höhnte er tief aufatmend, „schabt ab und freuet Euch, daß ein fürstlich Blut Euerm Weibe schön getan!“ —

Ein leiser, verzweifelter Aufschrei der Edelfrau; Ägidius griff an seine Seite — das Schwert fehlte; dunkle Glut stieg ihm in das Antlitz, und schnell wie der Gedanke, ehe ein Arm sich zwischen ihn und seinen Beleidiger werfen konnte, schallte der Saal wider von einem derben Backenstreich, welchen seine „strenge Hand“ auf Fürst Friedrichs Wange zeichnete.

„Dies meine Antwort auf Eure Tat und Eure Worte, Herr Herzog!“ — sprach er mit donnernder Stimme: „Wer mein Weib küsset, dem streichle ich hinwider die Wange auf meine Art!“ —

Ein furchtbares, wilderregtes Durcheinander. Die Ritter des Herzogs umringten ihren Herrn und schrien: „Waffa!“ — Die Franken scharten sich um Knobelsdorff und die Hessen suchten voll Bestürzung zu vermitteln.

Da trat der Landgraf mit erhobenem Arm dazwischen und gebot Ruhe: — „Wollet nicht mich zum Richter dieses absonderlichen Handels machen!“ rief er. „Die Klage eines Fürsten gehört vor den Kaiserlichen Stuhl.“ — —

So geschah's. — Herzog Friedrich klagte bei dem Kaiser gegen den Ritter von Knobelsdorff, und verlangte, daß demselben durch den Henker Haupt und Hand vom Rumpfe geschlagen werde, darum, weil er sich gegen einen fürstlichen Herrn tätlich vergangen. —

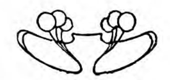
In banger Sorge harrte die fränkische Ritterschaft des Entscheids, und als des Kaisers Vorladung an Ägidius von Knobelsdorff erging, schloß sich ihm die Mehrzahl der Ritter an — freiwillig Zeugnis abzulegen von dem, was sie zu Darmstadt erschaut. — Jeglichen hat der Kaiser gehört, hat den Kläger und den Verklagten vor sein Angesicht treten lassen, die Wahrheit des Vorgangs zu erforschen. Dann hat sein Blick lang und voll besonderen Wohlwollens auf dem Ritter von Knobelsdorff gehaftet. —

Endlich sprach er: „Der Herzog Friedrich hat Euch und Euer Weib und Euer beider Ehre in Übermut und Weinlaune angetastet, und als Ehemann stand Euch

wohl das Recht zu, die Schmach zu rächen, gleichviel an welch einem Haupte. Man nennt Euch den ‚Gerechten‘, Ritter von Knobelsdorff; wohlan, der Kaiser will nicht minder gerecht sein wie Ihr, und darum höret meinen Spruch: — ‚Ein Ritter soll seines Hauses Ehre schützen gegen jedermann, aber er soll bedenken, auf welche Art. Gegen seinesgleichen fechte er den Strauß mit Hand und Schwert aus — einen fürstlichen Herrn aber soll er nicht tätlich angreifen, denn das ist wider Ehr' und Würden. Den soll er durch eine Klage vor den Richterstuhl des Kaisers bringen. Recht tatet Ihr, Ägidius von Knobelsdorff, indem Ihr den Kuß von Eures Weibes Mund durch Handstreich rächtet, aber Unrecht tatet Ihr, weil Ihr einen Herzog berührtet. Dessenthalben soll Euch der Schlag zurückgegeben werden durch meine Hand!“ — Der Kaiser erhob sich und schlug voll großer Kraft die beiden ausgespannten Adlerschwingen auf des Ritters Helm zusammen. „So sollet Ihr und Eure Nachkommen künftighin die Helmzier tragen, auf daß Euer Geschlecht zeitlebens eingedenk sei, daß es dem Ritter nicht ziemet, einen Herzog zu schlagen. ‚Die Ehre des Edelmannes stehet hoch, die Würde eines Fürsten aber noch höher!‘ Das ist die Deutung der zusammengeschlagenen Flügel in Eurem Wappen. — Und nun ziehet mit Gott, mein wackerer Kämpe! Des Kaisers Auge hat stets der Knobelsdorff Fähnlein bei Kampf und Sieg in den Reihen seiner Treuesten und

Tapferſten gegrüßt — es wird auch in Zukunft mit Freuden den ‚weiß=blauen Balken im roten Felde ſchauen‘ — und ſo auch die Adlerſchwingen künftighin ſeitwärts gekehrt auf dem Helm ſtehen, ſoll mir ſein Träger dennoch ſtets willkommen ſein, und mich durch ſolch ein Wappen gemahnen, wie treu und wie gerecht ein Knobelsdorff für ſeine und des Landes Ehre ſteht!“ — —

Voll Jubel und Freude haben die fränkiſchen Edelleute ihren Genoſſen heimgeführt. — Von Stund’ an haben jedoch die Helmſchwingen zuſammengeſchlagen auf dem Wappen geſtanden, und juſt, als habe der gütige Handſchlag des Kaiſers das Geſchlecht doppelt geadelt, iſt es aufgeblüht in Kraft, Ehre und Rechtlichkeit. Der Balken im roten Feld iſt zum Tragbalken des Hohenzollernhauſes geworden, denn die Knobelsdorffs ſind aus dem Frankenland nach der Mark übergeſiedelt, den Balken ihres Wappens in das Fundament des Preußenreichs einzurammen. Heldenblut iſt der Kitt geweſen, welcher ihn mit Brandenburg für ewige Zeit verbunden, und die zuſammengeſchlagenen Helmſchwingeu haben in goldener Treue fleckenlos geleuchtet durch viele Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag. —



Wenn man nicht rechnen kann!

Die Herren im Kasino und die Grundbesitzer der Umgegend zuckten mit mitleidigem Lächeln die Achseln und sprachen: „Fahrbach ist ein charmanter, seelensguter Mann, liebenswürdig, amüsant und kameradschaftlich wie kein zweiter — aber rechnen — nein! Rechnen kann er nicht! — Noch ein paar Jahre, dann sitzt er auf dem Trockenen!“ — Und die Damen der Gesellschaft, die Kaufleute und Dienstboten auf Schloß Fahren schüttelten ebenso die Köpfe und raunten einander zu: „Die gnädige Frau ist eine liebe, prächtige, herzensgute Dame, aber sie kann nicht rechnen, ebensowenig wie ihr Mann! Das Geld rollt ihr durch die Finger, ehe sie zwei und zwei zusammenzählen kann; ihr Wirtschaftsbuch liegt öd und leer, denn Frau von Fahrbach haßt es, Zahlen hineinzuschreiben, welche sie ja doch niemals überrechnet und zusammenzieht! Schade darum — eine Frau, die nicht rechnen kann, wirtschaftet ihren Besitz zugrunde.“ — Und wenn droben im sonnengolddurchstrahlten Turmstübchen die drei

Töchter des Hauses am Tische saßen, mit ihren treuherzig blauen Augen die Gouvernante hilfeflehend ansahen und einen Federhalter um den anderen zerknabberten, um dennoch nicht die kinderleichten Exempel herauszubringen, dann sprang das Fräulein wohl ungeduldig auf, nahm selber die Hefte zur Hand und rief: „Das weiß der große Gott, was ihr für Mädels seid!



— Brav und gut, freundlich und herzig, daß euch kein Mensch böse sein kann — aber rechnen? — Herrgott des Himmels, ihr werdet noch einmal übel durch die Welt stolpern, wenn ihr nicht rechnen könnt.“ — Das liebliche Kleeblatt neigte tiefbeschämt die blondumlockten Köpfchen — und Fräulein löste derweil die Exempel, damit der Herr Kantor die armen Dinger nicht schelte, wenn er am Mittwoch und Sonnabend vom Dorfe heraufkam, die Töchter des Gutsherrn zu unterrichten.

Frau Fama hatte den Ruin des Hauses Fahrbach prophezeit und schier unheimlich präzise trat derselbe auch ein, die ahnungslos heiteren Häupter der Familie treffend wie ein Blitz, der aus dem blauem Himmel herniederzischt.

Man hatte sorglos in den Tag hinein gelebt und es nicht für möglich gehalten, daß auch das größte Vermögen einmal aufgebraucht werden kann. Herr von Fahrbach hatte so menschenfreundlich und gern den armen Leuten seine Kartoffel- und Roggenernte um den halben Preis verkauft, als die Unwetter des Sommers die Felder verwüstet und eine Teuerung heraufbeschworen hatten. Die Gutsnachbarn schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen.

Fahren hatte die verhältnismäßig beste Ernte zu verzeichnen. War sein Besitzer ein praktischer Mann, so schlug er Kapital aus Roggen und Kartoffeln, ebenso wie all die anderen Glücksbegünstigten mit diesem Artikel wucherten — und kolossale Preise erzielten. — Fahrbach aber wischte sich weichherzig ein paar Tränen aus den Augen, als seine hungernden und frierenden Dörfler um Brot jammerten und seine Frau und Töchter als Fürbitterinnen ihn bestürmten, den Armen zu helfen; da gab er den Überschuß umsonst und die Vorräte zu halbem Preise.

Der Inspektor schüttelte brummend den grauen Kopf, aber der Pfarrer stand neben ihm und sprach: „Laßt

ihn gewähren, Alter! Den fröhlichen Geber hat Gott lieb, und wenn der Roggen unserem braven Herrn auch hier auf Erden keine Zinsen trägt, so werden ihm dieselben doch droben desto sicherer und höher angeschrieben!"

„Ach, Herr Pfarr'! So spricht hei wuhl! Awerst rechnen möt een Landwird hüt tau Dage, suß fährt hei seine Karre in' Dreck!" —

„Ein braver Mann denkt an sich selbst zuletzt, und der liebe Herrgott hat noch keinen Barmherzigen zugrunde gehen lassen!"

„Snaken, Herr Pfarr'! He werd' sehn, wat derbi herut kümmt! Mit dem Mul, dar makt mer hol' Redensarten, äwerst de Tüfften und die Toler, die kann keen Mens nich perschwadieren, wenn der Düwel se holt hät!"

Die gnädige Frau und die Töchterlein taten auch das ihre, der Not ringsum zu steuern, und da man im Hause Fahrbach niemals rechnen konnte, so rechnete man auch diesmal nicht.

Der Tropfen aber höhlt den Stein, und als der Frühlingswind um die Türme von Fahren sauste, da mußte der Gutsherr drinnen im Schloß den Kaufkontrakt unterzeichnen, welcher ihm das Erbe der Väter für ewige Zeit entriß. „Gott sei Dank, er hat wenigstens noch zur rechten Zeit verkauft!" sagten die Leute, „er hat so viel gerettet, daß die Familie vor der

äußersten Not geschützt ist! O, wie entsetzlich für die armen Damen! Der Wechsel wird ihnen wohl sehr sauer ankommen!“ —

Merkwürdigerweise ertrug man den schweren Schicksalsschlag gefaßter, als die Menschen erwarteten. Mit ihrem freundlich milden Lächeln nahm die Gutsfrau Abschied von Haus und Hof und der schwerste Seufzer, welcher vom Herrn von Fahrbach laut wurde, klagte um seine armen Leute, welche künftighin einem sehr genauen und strengen Herrn dienen müßten, und um seine Rehböcke, welche nun wohl nicht mehr gehegt und geschont sein würden, wie bei ihm!

Vor dem Schloß standen die Möbelwagen und der Wind sauste durch die offenen, leeren Fenster wie ein leises Klagelied, welches Wald und Flur zu ihrem geliebten Herrn herüber schickten. Heut war's der letzte Tag. —

Im Park, dicht an der Chaussee, steht eine kleine Steinbank im Gebüsch. Flieder und Jasmin flechten ein düfteschweres Dach darüber hin, der Goldregen streut gelbe Flocken auf den Weg und die Nachtigallen haben ihr Nest in die Zweige gebaut, wo wilde Rosen im Lufthauch nicken, wie Grüße der Liebe.

Ein Roß schnauft ungeduldig an der kleinen Lattentür: das Geflüster und Gekose hinter dem Zaune währt ihm zu lang. — Er kennt seinen Herrn kaum wieder, seinen stillen, ernsten Herrn, der wohl niemals die

Augen hob, wenn daheim im Nachbarstädtchen die Mägdlein hinter der Gardine lugten oder, einen Gruß begehrend, im Blumengärtchen vor der Haustür standen.

Jetzt ist er wie ausgewechselt. — Säbel und Mütze liegen auf dem Steintische und er selber hält die blond-lockige Ilse im Arm und küßt wieder und wieder ihr rosiges Angesicht. Tränenperlen an ihren Wimpern, die will er nicht dulden.

„Und wenn du nun auch ein armes Mädchen bist, Herzliebste, das heute Heimat, Hab und Gut verliert, du bleibst dennoch mein süßes Bräutchen vor Gott dem Herrn, und mein Herz gehört dir für alle Ewigkeit, das kannst du nie verlieren!“

„Ach Theo, nun können wir uns ja nicht heiraten, nun muß ich von dir gehen und darf nie zurück-kehren!“

Er streicht zärtlich über den blonden Scheitel. — „Welch arger Gedanke! — Wenn ich Hauptmann bin, hol' ich mein herzig Weibchen heim!“ —

Sie sieht ihn an und schüttelt mit wehem Lächeln den Kopf. „Wir sind beide arm, Theo, und Onkel Fritz sagt: ‚Wo das Feuer auf dem Herd fehlt, da fliegt die Liebe zum Schornstein hinaus.‘“

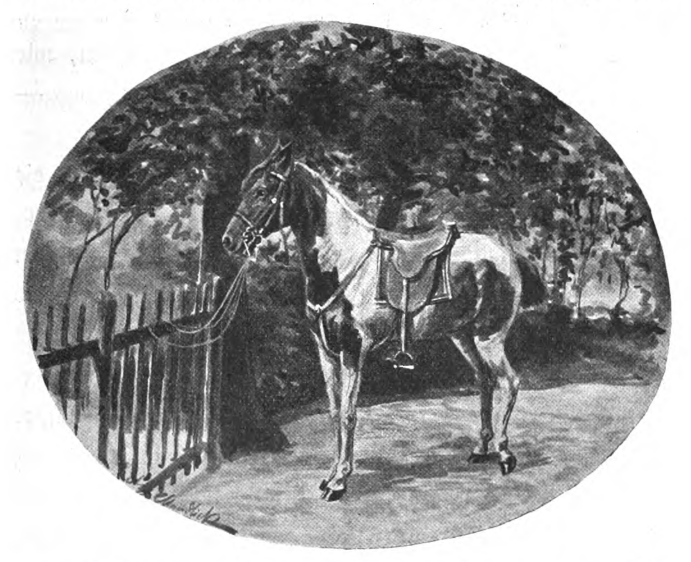
„Torheit, Schatz! Ich bin, gottlob, kein solch' pro-saischer Mensch, wie Onkel Fritz bei welchem jeder Be-griff von Glück und Behagen mit einer guten Schüssel beginnt und bei Hummer und Austern den Höhepunkt

erreicht! Menschen, die sich wahrhaft lieben, ertragen Armut, Leid und Not ebenso leicht und glücklich, wie reiche Leute ohne Liebe an der geringsten Mühseligkeit wie an Zentnerlasten schleppen! Wir werden wenig Geld und Gut haben, meine Ilse, aber wir werden mit dem Wenigen auskommen und die beneidenswertesten Leute auf Gottes weiter Welt sein!" —

Tränen glänzen in ihren großen Kinderaugen, die Arme, welche sie um seinen Nacken gelegt, lösen sich und sinken schlaff hernieder und um einen Schein bleicher denn zuvor hebt sich ihr Gesichtchen voll rührender Bangigkeit zu ihm empor. „Ach, das gerade ist es ja, Theo!" seufzt sie. „Ob ich auskommen würde mit dem, was wir haben! Sieh', ich möchte es wohl für mein Leben gern, habe die besten und schönsten Vorsätze — aber sie werden mir nicht viel nützen, denn die Menschen sagen, wir alle könnten nicht rechnen; wenn wir auch Millionen hätten, wir würden damit fertig werden, denn kein Geld könnte zusammen bleiben, wo nicht eingeteilt und gerechnet würde! Das ist unser Unglück, Theo, und ich habe dich viel, viel zu unbeschreiblich lieb, als daß ich dir eine solche Hausfrau wünschen möchte, die . . . die nicht rechnen kann!" —

Haltlos strömten die blauen Augen über — Ilse lehnte das Köpfchen an die Brust des Geliebten und schluchzte bitterlich.

Lächelnd schloß der junge Offizier die Weinende in die Arme. — „Sei unbesorgt, du herzliebes, kleines Närrchen, wenn dies die einzige Klippe ist, welche dich in unserem Lebensmeere ängstigt, so vertraue dich zuerst deinem Steuermanne an — unser Schiffchen soll nie=



niemals daran scheitern! — Wenn du auch wahrlich nicht rechnen kannst, nun, so kann ich es desto besser und werde schon meine Hände über das Wirtschafts=buch meines Frauchens halten, so sicher und treu, daß kein böses Rechenexempel seinen Schatten in den Sonnen=glanz unseres Glücks werfen soll!"

Sie antwortete nicht, sie küßte stumm seine Lippen, aber über das junge Angesicht ging ein so schmerzliches

Beben, als sei die Sonne ihres Glückes und ihrer Liebe in dieser Stunde für ewige Zeiten untergegangen.

In tiefem, duftigem Schweigen lag rings die blühende Welt, Schmetterlinge hingen trunken an den Blumendolden, blaue Fliegen blitzten durch die Luft, und durch die Zweige ging ein Flüstern und Raunen, als ob die Frühlingselfen mitleidig beratschlagten, wie wohl einem armen Menschenkinde zu helfen sei, das — nicht rechnen kann! —

Drunten vor dem Schloßportal schwirrten die Stimmen, rollte, polterte und dröhnte es in und um die Möbelwagen, aber im Turmstübchen, hoch droben in der luftigen Einsamkeit, da war es feierlich still, so still, daß man vermeinen konnte, die Tränen fallen zu zu hören, welche heimlich auf Feder und Papier hernieder tauten. Stefanie von Fahrbach schrieb ein letztes Lebewohl an ihre Freundin Luise, und sie wußte es, daß nicht Luise allein diesen Brief lesen, daß sich auch ein dunkellockig Männerhaupt darüber neigen würde, mit schmerzlich gefalteten Brauen zu lesen, daß alle Liebe, alles Glück zu Ende sei, daß der süße Traum der Kindheit ausgeträumt und nie zur seligen Wahrheit werden könne, weil — ach weil man im Hause Fahrbach nicht verstand, zu rechnen! —

Öde und leer ringsum, hier, in ihrem traulich lieben Stübchen, wo sie daheim gewesen in Freud' und Leid, so lange sie denken konnte. Hier spann der Efeu seine

grüne Laube um das Bogenfenster, hier zwitscherte und piepste es aus jungen Vogelkehlchen, flatterte um die schlanken Mädchenhände und pickte zutraulich die Körner von den Lippen Stefanies. Dort in der Ecke hatte stets das Puppenbettchen gestanden, da hatte sie manch trüben Wintertag zwischen allen Herrlichkeiten ihrer Spielsachen gesessen, holde Weihnachtsträume zu sinnen und der Märchen zu lauschen, welche Mütterchen und Tante so köstlich zu erzählen wußten. Aber die Spielecke war mit der Zeit zu eng geworden; das flügge Vögelchen hatte die Schwingen geprüft und war hinaus in die Welt geflogen, himmelhoch jauchzend und schnurgerad dem Glück entgegen! Welch ein Wiedersehen mit dem Turmstübchen, als Stefanie nach ihrer Reise heimkehrte! Den ganzen Winter lang hatte sie in der Residenz getanzt, geschwärmt, gesungen und jubiliert, so daß sie vor lauter Trubel nicht zu sich selber kam. Nun träumte sie in stillen Stunden von all dem Entschwundenen. Welke Blumen, Kotillonorden, Photographien, zerbrochene Fächer . . .

Sinnend, lächelnd in süßem Rückerinnern saß Stefanie im Mondenlicht und küßte „sein“ Bild — da war das Kind zum Weibe geworden, und die erste, heilige Liebe mit ihren Seufzern voll Schmerz und Seligkeit trat hinter dem blondlockigen Mädchen in das Turmstübchen und küßte segnend die junge Stirn. — Und dann kam er selber nach Jahren! —

Ganz selbstverständlich war es, daß Stefanie ihre neu erworbene Freundin Luise, in deren elterlichem Hause sie so viel Gastfreundschaft und frohe Stunden genossen, zum Sommeraufenthalt auf ihr heimatliches Gut einlud, und als in Luises Briefen die Jagdpassion des Bruders zu einem stets länger und dringlicher behandelten Thema wurde, da sagte Herr von Fahrbach lachend: „Nun, der Wink mit dem Zaunpfahl ist nicht mißzuverstehen! Soll mir sehr angenehm sein, wenn der Herr Referendar unsere Küche mit frischem Braten versorgt. Lad' ihn ein, Stefy, daß er die Schwester begleitet!"

Mit welch glühenden Wangen ward diese Einladung geschrieben, und wie viel zarte Vergißmeinnicht und Rosen trug Fräulein von Fahrbach hochklopfenden Herzens zusammen, die Fremdenzimmer für Luise und Roderich zu schmücken! —

Welch ein unbeschreiblicher Augenblick, als der Geliebte über die Schwelle des Elternhauses trat, welch eine wolkenlose Zeit erster, selig scheuer Liebe flog dahin im täglichen Verkehr mit ihm.

Kein Wort löste das süße Geheimnis, nur Luise war die Vertraute beider Herzen, und durch sie erfuhr auch Stefanie, daß Roderich eine tiefe, leidenschaftliche Liebe für sie empfinde, als völlig vermögensloser Mann aber mindestens seine Ernennung zum Assessor erwarten

müsse, ehe er es wagen könne, um die Geliebte zu werben.

Stefanie schluchzte an der Brust der Freundin Tränen der Wonne und des Glücks! Gern wartete sie noch ein paar Jahre auf die Erfüllung ihrer Träume, wenngleich sie lächelnd sagte: „Aber Luise, gehört denn soviel Geld zum Leben? Ich habe mir noch niemals Gedanken darüber gemacht, denn ich bekam es stets, wenn ich es gebrauchte! Wenn man ein Rittergut besitzt, hat man doch so viel Vermögen, daß man es gar niemals aufbrauchen kann! Fahren steht viele Tausende im Werte, und bedenke doch, wie lange kann man von tausend Talern einkaufen, bis sie alle sind!"

„Wenn man so naiv rechnet wie du, mein Herzchen, sieht das Leben allerdings so rosig aus," lachte Luise, „Roderich und ich sind aber in sehr anderen Ansichten und Grundsätzen erzogen, und namentlich rechnet Roderich in sehr bescheidener, aber auch sehr solider Weise. Ihr beiden werdet euch herrlich ergänzen! Was er zu sparsam ist, wirst du zu splendid sein, wenn er aber einst dein Vermögen beaufsichtigen und verwalten darf, werdet ihr nie ein Defizit in der Kasse zu beklagen haben."

Stefanie verstand kaum den Sinn des Wortes Defizit; sie lebte sorglos, lachend und singend in den Tag hinein, doppelt freigebig wie früher, denn ihr gutes Herzchen, welches so ganz voll Glück und Sonnenschein war,

konnte jetzt noch viel weniger wie früher ein trauriges Gesicht leiden, und so gab und schenkte sie mit vollen Händen, geliebt und verehrt im Dorfe wie ein guter Engel, dessen Erscheinen stets Licht und Freude mitbringt.

Und nun war aller Sonnenglanz so jählings in schwarze, hoffnungslos finstere Nacht verwandelt. Anfänglich drohte sie unter der Wucht eines solch ungeahnten Unglücks zusammenzubrechen, aber ihr froher Kindersinn brach sich gleich einem Sonnenstrahl Bahn durch die finsteren Wolken. Sie glaubte noch mit der ganzen warmen Innigkeit ihres sechzehnjährigen Herzens an Gott und die Welt, und wenn sie auch unter heißen Tränen an Luise schrieb: „Nun ist es für ewig aus mit all meinem Glück! Sage Roderich Lebewohl von mir, er soll mich vergessen —", so blühte dennoch tief unter der Asche, welche die glänzenden Bilder der Zukunft verschüttet, ein Blümlein treuer Hoffnung, welches sein tränenbetautes Köpfchen desto höher hob, je aussichtsloser sich die Verhältnisse gestalteten.

Luise antwortete in einem sehr erschütterten, herzlichen Briefe, in welchem die köstlichsten aller Worte standen: „Roderich wird dich nie vergessen!" —

Der Reisewagen stand vor der Tür; die Eltern, Ilse und Stefanie waren bereits eingestiegen, nur Ella, die älteste der Töchter, fehlte noch. Schon zum zweitenmal

rief Herr von Fahrbach von seinem hohen Kutschersitz herunter nach der Säumenden.

Endlich erschien sie in der grünen Gattertür des Wirtschaftsgartens, einen kleinen Lindenzweig in der Hand. Sie sah sehr bleich aus, ihre Augen blickten wie in starrer Verzweiflung suchend über den Hof.

Plötzlich flammt es heiß über die abgezehrten Wangen. Dort, ganz weit zurück hinter allem Gesinde, steht der junge Volontär, welcher in Fahren die Landwirtschaft erlernt. Ein schöner, schlanker Mann, mit siegesgewissen Augen und dunklem Bärtchen. Als er nach dem Hut greift, blitzen die Brillanten an seinen Fingern. Er ist der einzige Sohn sehr reicher Eltern.

Ein Ausdruck der Verlegenheit fliegt über sein Gesicht, als sein Blick das Auge Ellas trifft. Es flammt ihm stolz, verachtend beinahe entgegen, dann wendet sie sich ab und steigt in den Wagen. Herr von Fahrbach neigt sich noch einmal zu seinen Leuten, welche weinend und wieder und wieder die Hände darbietend, das Gefährt umringen, er sieht auch seinen Volontär. „Leben Sie wohl, lieber Wellner! Lassen Sie einmal von sich hören!“ ruft er ihm herzlich zu.

Der junge Mann tritt näher und stammelt ein paar unverständliche Worte, er neigt sich sehr tief über die Hand der Baronin, welche sich ihm gütig noch einmal entgegenbietet. Auch Ilse und Stefanie sagen ihm

noch ein paar Worte, nur Ella sitzt regungslos und starrt auf den kleinen Lindenzweig in ihrer Hand.

Herr Wellner ist befangen und sichtlich recht in Eile, er verneigt sich noch einmal hastig, stammelt etwas von einem Befehl des neuen Gutsherrn, welchen er erfüllen müßte, und verschwindet im Gedränge der immer neu herzuströmenden Bauern.

„Nun in Gottes Namen! Lebe wohl, du liebe, alte Heimat!“ —

Die Peitsche knallt, noch ein letztes Grüßen und Rufen, dann greifen die Pferde aus und laut aufschluchzend drücken die Damen die Tücher vor die Augen, nur Ella nicht. Starr, wie versteinert sitzt sie und starrt auf die Lindenblätter in ihrer Hand.

Der Wind streicht durch das Wagenfenster, da erzittern sie leise, wie im tiefsten Weh. — Als sie noch aus der Knospe schauten, da sahen sie nieder in Ellas liebeverklärtes Angesicht und in Wellners flammende Schwarzaugen, welcher bei allem, was ihm heilig, ewige Liebe und Treue schwur!

Und nun war ein Frost über Nacht gefallen, der hatte ein junges Herz so grausam gebrochen, wie der Herbststurm die Lindenblätter in den Staub reißt.

„Falsche Lieb'! Falsche Treu'!“ saust es im Winde und vor Ellas Ohren dröhnt noch immer der Klang jenes entsetzlichen Wortes, welches sie von Wellner erlauscht, als er mit dem Unterförster droben an der

Waldhecke das Schicksal der Familie von Fahrbach be-
sprach.

„Eigentlich hätte man sich diesen Krach schon längst



an den Fingen abzählen können! Konnte ja keiner im Hause rechnen!“

„Fräulein Ella auch nicht?“

Er lachte brutal auf. „Die? Gerade die hat sich am allermeisten verrechnet!“ —

„In Ihnen, Sie Don Juan?“

„In mir.“ — — — —

Wie ein Traum lag es hinter ihnen. Sie, die reichen, glückselig in den Tag hinein lebenden Menschen, welche in einem der schönsten Schlösser gehaust, so lange sie zurückdenken konnten, sie mußten sich jetzt in der kleinen Provinzialstadt in einer winzigen Giebelwohnung zusammenpferchen, anstatt Equipage und Dienerschaft lediglich auf die Dienste ihrer altgetreuen Kinderfrau Lisette angewiesen, welche freiwillig die Armut der geliebten Herrschaft teilte, und sogar hie und da die drückendste Not derselben linderte, wenn ihr Sohn, der wohlhabende Müller im Heimatdorfe, ein Kistchen mit Wurst und Schinken nach dem anderen schickte, und Lisette nicht imstande war, solche Schätze allein zu vertilgen. — Dafür durfte noch nicht einmal ein Wort des Dankes laut werden, denn die energische Alte schnitt jedwedes mit der schier grimmigen Entgegnung ab: „Sei wüll mich wuhl tom Narren hol'n, gnä Frau! Häv över twantig Johr dat Braud von mine laive Herrschaft äten, un' sei wull'n mi gliek den lütten Worst=

zipfel as 'n Präsent utleh'n! — Snacken! Dorum sull keen Menschensiel dat Mul obdohn!"

Und wie manch lieben Tag war solch ein lütten Wurstzipfel das einzige Fleisch, welches auf den Tisch des Herrn von Fahrbach kam!

Darum aber sah man im Hause dennoch keine unglücklichen, mürrischen oder verbitterten Gesichter, und mit allgemeiner Rührung und Teilnahme beobachtete man es, wie leicht und glücklich sich die Familie in ihr herbes Schicksal fand. Nun sah man erst, daß die jungen Baronessen durchaus keine verwöhnten und anspruchsvollen Damen waren, welche das viele Geld für ihre persönliche Behaglichkeit, für Luxus, Putz und Näschereien vergeudet, sondern daß sie sehr praktische, schlichte und fleißige Mädchen waren, welche für ihr Leben gern geschenkt und gegeben hatten, welche lediglich ihre Ausgaben nicht berechnen konnten und viel Geld unnütz und zwecklos verschleuderten, weil sie nicht den richtigen Maßstab anzulegen verstanden.

An den Giebelfenstern blühten Blumen, wehten schneeweiße Gardinen und blitzten blendend saubere Scheiben, und wenn man jenseits am Marktplatz stand, konnte man hinter Fuchsia, Levkoyen und Goldlackstauden die blondlockigen Scheitel der drei Schwestern leuchten sehen, welche sich emsig auf die Arbeit niederbeugten.

Sie verdienten sich ein karges Sümmlein durch ihrer Hände Arbeit. Ilse malte sehr allerliebste, oft äußerst genial entworfene Modelle für Neujahrskarten, welche zu ihrer Seligkeit von einer Fabrik angekauft und sogar recht schön honoriert wurden; Stefanie punzte elegante Lederarbeiten für ein Galanteriewarengeschäft und Ella verfertigte jedwede Handarbeit, mit welcher sie eine Putz- und Weißwarenhändlerin beauftragte.

Anfänglich flogen die paar Taler schnell und meistens für nichts durch die Finger, bis Lisette eines Tages schalt: „Dar sitten die gnä Frölen Dag für Dag un' knütten, un' pünseln un' rackern sich af wie dat leiwe Vieh, un' tom Enne möten se doch verhongern. Jetzt gieft mi mal die Groschens her — sei künnt jo nich rechnen, dat wi utkömm' dermit!" — Und so geschah es, die Schwestern lieferten lachend ihren Verdienst an die treue Lisette ab, und der Haushalt war besser und behaglicher im Gange wie je.

Ganz ehrlich aber war das blonde Kleeblatt doch nicht, denn wenn die Alte die Barschaft einkassiert und in ihren derben Nägelschuhen freundlich brummend hinaus stampfte, steckten die Schwestern heimlich kichernd die Köpfchen zusammen, huschten zu dem alten Glasschrank in der Ecke und holten vorsichtig eine alte, silberne Teebüchse hervor. Darin klang und klirrte es, und jedes Händchen streckte sich hastig aus, um ihren geheimen Silberschatz, welcher sogar schon mit der Zeit in

blankes Gold umgewandelt war, um eine kleine Zutat zu vermehren.

Sie sparten! — Für was, war ihnen noch unklar, aber Weihnachten rückte immer näher, und just zu diesem liebsten Feste sollte der verborgene Sesam seinen Reichtum spenden. Welch ein glückseliges Raunen, Flüstern und Wichtigtun! Eine Summe, die sie früher als Nichts erachtet haben würden, deuchte ihnen jetzt unermessen.

Ilse war die Übermütigste. „Sechs Mark behalte ich mir aber vor!“ tanzte sie mit ausgebreiteten Armen durch das enge Stübchen. „Ich muß mich ja photographieren lassen und Theo mein Bild schicken. Es ist sein sehnlichster Wunsch, denn noch in dem letzten Briefe klagte er, daß sein kleines Medaillonbildchen, das einzige, welches er von mir besäße, schon ganz abgeküßt sei!“ —

„So hat er dich wahrlich treu und uneigennützig lieb!“ sagte Ella leise, den Arm zärtlich um die Glückliche legend. „O Ilse, gebe Gott, daß ihr beide euch angehören könnt!“

„Und ich —“ jubelte Stefanie, „ich punze für ‚ihn‘ eine kleine Ledertasche, in welcher er mein Bild tragen kann, denn Luise schreibt, daß er es Tag und Nacht mit sich führe und die Photographie dadurch schon sehr gelitten habe! — In zwei Jahren hofft Roderich in Diensten des Konsulats nach dem Ausland geschickt zu

werden, und da er dann verhältnismäßig hohen Gehalt bekommt, will er auf keinen Fall ohne ein lieb' Frauchen reisen!"

„Und dieses liebe, süße Frauchen wird keine andere sein, wie du, meine Stefy!" jauchzte Ilse. — „O Gott, wie könnten wir schon alle glücklich sein — wenn . . ."

„Nun, ‚wenn'?"

„Wenn wir nur ein klein wenig Geld hätten!" seufzte das Offiziersbräutchen. „Es ist so peinlich, dem Geliebten nichts, nichts als sich selber entgegenbringen zu können, und namentlich Ella, die sich vielleicht in einen Mann verliebt, der auf eine Mitgift rechnen muß —"

Eine eiskalte, kleine Hand legte sich auf ihren Mund. „Still, still, mein Liebling —" flüsterte das junge Mädchen mit einem herzzerreißenden Lächeln auf den bleichen Lippen, „so etwas ist undenkbar. Ich bleibe entweder bei den Eltern oder werde Diakonissin; das Heiraten taugt nicht für jedermann."

Nachdenklich sah Ilse in das ernste, schwermütige Antlitz der Sprecherin. „Wunderlich, Ella, wenn ich dich nicht Tag und Nacht unter Augen gehabt hätte, würde ich darauf schwören, du habest eine unglückliche Liebe! Hahaha! Wie feuerrot sie wird! Beinahe, als habe man sie auf einem Unrecht ertappt. — Je nun, wir verlangen ja keine Beichte, welch ein Romanheld es dir angetan, denn andere Ritter, wie solche in

Druckerschwärze, sind wohl nie in deine jungfräulich spröde Atmosphäre gelangt. Kommt, Kinder! Laßt uns singen! — Mir ist so himmelstürmend glückselig zu Sinne — als müsse ich meines Herzens Hoffen und Träumen in die Welt hinausjubeln!“ —



Hastig flog der Klaviersessel zur Seite und Ilse griff in die Tasten:

„Es sitzen drei Mädchen am hellen Kamin
Und singen, und plaudern und spinnen!
Da sagte die erste (und das bin ich!!), so schön wie mein Schatz,
So wird man kein' Zweiten mehr finden!
Mich freut es nur, daß ein Husare er ist,
Wie blitzet sein Auge voll Mut und voll List!

Und wenn er reitet, so schön,
Ja, ja, das sollt' ihr nur sehn!
Dann hüpft mir das Herz voller Wonne!
Ich hab's ja immer gesagt, soll ich einmal frein,
Dann darf's ein Soldat nur, und zwar ein Reiter sein!"

Stefanie drängte die Sängerin übermütig beiseite und fuhr mit glockenheller Stimme fort:

„Da lachte die zweite: Das ist wohl schon wahr,
Doch will ich dich drum nicht beneiden —
Denn ach, dein ‚Herr Leutnant', der flucht mir zu viel,"

— — — — — — — — — — — — — —

„Oho! — Das ist Verleumdung!" —
„Ich mag auch die Schnurrbärt' nicht leiden!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Geschmacksache!!!"

Unbeirrt trällert Stefanie weiter:

„Mein Ferdinand —"

„Roderich!! —"

„Der ist ein hochweiser Mann!
Er ist noch gelehrter, wie unser Kaplan!
Und wenn er dichtet, so schön!
Ja, ja, das sollt' ihr mal sehn,
Er nennt mich sein Täubchen, sein Röschen!" —

„Laß sehn, ob's wahr ist!" — jubelte Ilse, Stefanie aber erhob sich, machte Ella einen feierlichen Knix und bot ihr den Klaviersessel an. „Nun spricht die dritte!"

Ella schüttelte abwehrend das Haupt und trat an das Fensterbrett; wie in zufälligem Spiel streicht ihre Hand über ein kleines Lindenstöckchen, welches sie sich

mit größter Mühe und Sorgfalt aus einem kleinen Zweige ihrer heimatlichen Lieblingslinde gezogen. — Das Ästchen war in den drei Jahren, seit es geschnitten, zwar nicht sonderlich gewachsen, aber es war auch nicht vertrocknet, und das genügte dem bescheidenen Sinne Ellas.

„Nun? Darf ich bitten, meine Gnädigste?“

„Laß sein, Stefanie! Du weißt, daß die dritte nicht persönlich redet, sondern, daß nur folgendes von ihr der Wahrheit gemäß berichtet wird!“

Ilse nahm übermütig Platz, spielte einen kecken Lauf und fuhr singend fort:

„Die dritte sagt gar nichts und spinnet und spinnt —
Ist fleißig und grad' wie ein Bienchen!
Die ist noch gar jung, weiß noch nichts von der Lieb',
Sie ist ein gar herzig' Blondinchen!
Jetzt reißt ihr der Faden! Was ist ihr geschehn?
Sie bückt sich ein wenig ... was hab' ich gesehn?
Ein Brief von Rosenpapier
Steckt unterm Brusttuche ihr;
Wie kann uns der Schein doch betrügen,
Was jene plaudern ganz laut,
Hat sie noch keinem vertraut:
Denn junge Lieb' ist verschwiegen!“ —

Neckend blinzelte die Sängerin zu der ernsten Schwester herüber, welche sich tief, tief über die Lindenblättlein neigte — gleicherzeit aber öffnete sich die Tür, ein mächtiger Besen schwankte herein, zwei Wassereimer wurden hart aufgesetzt und Lisettes Rüschenhaube nickte

über die Schwelle. Sie stemmte die Arme in die Seiten und starrte auf die jungen Damen. „Du leiwe God! Jetzt quiddelieren's ok noch!!! Mit jedem Dag wird's Verdienst infamigter, anstatt twe Dahler die Woche nur noch fünf Mark — un doderbei maken's noch Snädderädäng! — Na, in God's Namen, Kinnings, singt all tau! — Jong Vieh hat jong Mut — dat is'n oll wahr Sprichwort!" —

Kichernd und prustend vor Lachen stob es auseinander; — nach zwei Minuten saßen die jungen Damen wieder an der Arbeit und Lisette hantierte mit Besen und Schrubber, als müßte sie die vermißte Mark durch doppelte Reinlichkeit wieder einbringen. — — —

Nun stand Weihnachten vor der Tür, das liebe, gnadenbringende, glückselige Weihnachten. — Der Schnee wirbelte leise und dicht durch den dämmernden Morgen. Ilse kniete vor dem Ofen und blies nachdenklich ins Feuer — da sprangen die bläulichen Funken knisternd von einem Stückchen Kienholz zum andern, schneeweiße Rauchfähnchen kräuselten auf und dann schlug eine helle Flamme in die zierlich aufgebauten Kohlen hinein. — Hei, wie das knattert und faucht! Nun wird es gleich warm im Stübchen werden und die Eltern finden es behaglich und nett, wenn sie aufstehen! —

Sonst war Ilse meist sogleich in die Küche gelaufen, wenn das Feuer brannte, um Lisette bei dem Kaffeebrauen behilflich zu sein, heute saß sie regungslos vor

der Ofentür und starrte in die höher und höher aufprasselnden Flammen.

Die Tür ward geöffnet — leichte Schritte traten über die Schwelle und die Kaffeetassen klirrten in Stefanies Hand.

„Nun, Ilse! So ganz in Gedanken?“ —

Ein tiefer Seufzer. — „Hm . . . ich habe so einen absonderlichen Traum gehabt und möchte gern wissen, was er bedeuten mag.“

„Absonderlichen Traum? Wie, du auch?“

Ilse schnellte herum.

„Du etwa desgleichen?“

„Gewiß . . . gar zu komisch, sage ich dir —“.

„Erzähl' schnell! — Ich habe ja eine große, goldene Zahl gesehen! Die ganze Nacht —“

„Eine Zahl gesehen? Du ebenfalls?“ schrie Stefanie auf und ließ beinahe das Kaffeebrett auf die Erde fallen —: „Welche Zahl sahst du?“

„Nenn' die deine!“ —

Und beinahe à tempo klang es von beiden Lippen: „Siebenhundertfünfundachtzig!“

Beide schraken zusammen und wurden ganz bleich vor Überraschung: „785! — Gott im Himmel, wir beide dieselbe Zahl! Was mag das bedeuten?“

Stefanie fühlte ihre Knie zittern und setzte sich mechanisch nieder. Ilse aber starrte mit geheimnisvoller Miene und weitoffenen Augen in die Feuersglut: „Ich

sah die Zahl groß und helleuchtend, wie aus lauter Sternen zusammengesetzt —"

„Ich auch! — Ich auch! — Sie schwebte vor mir in der Luft!"

„Vor mir auch!"

„Ich griff danach!"

„Ich auch!"

„Ich hielt sie in der Hand — da floß die Zahl zusammen zu einem feurigen Herzen —!"

„Allmächtiger! Ganz wie bei mir — das ist Spuk!" —

„Ilse!"

„Stefanie!"

„Was mag das bedeuten?"

Abermals knarrte die Tür; Ella schaut erstaunt auf die Schwestern: „Kinder, was fehlt euch?"

„O Ella, Ella, unser Traum!"

„Wie? Habt ihr auch so sonderbar geträumt?"

Sprachlos starrten sich die drei an. — „Du . . . Du . . . etwa ebenso?" stotterte Ilse.

Ella setzte sich an den Tisch und stützte sinnend die Stirn in die Hand. „Zu seltsam" — sagte sie leise, „ich habe die ganze Nacht eine große, leuchtend helle Zahl gesehen —"

„Welche! Welche?" keuchten die beiden anderen, fiebernd vor Erregung.

„Eine dreistellige Zahl — — Siebenhundertfünfund-achtzig . . ."

Ein Doppelschrei: „785!“

Überrascht schaute Ella auf. „Träumtet ihr etwa dasselbe?“

„Genau dasselbe! Die Zahl war aus goldenen Sternen zusammengesetzt —.“

„Ja! — Woher wißt ihr das?“

„Du griffest danach —?“

„Ganz recht.“

„Da ward ein Herz daraus?“

„Ein Herz? Nein — in meiner Hand erloschen die Sterne; da schenkte ich sie euch, und sie glühten abermals auf!“

„Wunderlich, in diesem Schlusse weicht dein Traum von dem unseren ab!“

„Aber die Zahl ist genau dieselbe!“

„Himmel! Himmel! Was mag das bedeuten!“

Ella erhob sich in höchstem Erstaunen. „Nun erklärt mir aber, was ihr eigentlich vorhabt? Woher wußtet ihr bereits meinen Traum?“

Da zogen Ilse und Stefanie die Schwester mit glühenden Wangen zu sich nieder auf den Fenstertritt, und es begann ein Flüstern, Aufschreien Staunen und Verwundern ohne Ende.

Was mag's bedeuten? Ein Zufall ist das nun und nimmermehr! Drei Schwestern träumen in einer Nacht ein und denselben wunderbaren Traum, obwohl keinerlei Vorkommnis oder Gespräch eine Veranlassung

dazu gegeben!*) Das grenzt an das Wunderbare, an das Spukhafte! Was mag's bedeuten?

„Wenn wir doch eine Wahrsagerin fragen könnten!" seufzte Ilse.

„Undenkbar! Welch' ein Gerede in dem kleinen Städtchen, wenn das ruchbar würde."

„Oder wenn wir ein Traumbuch hätten!"

„Ich geniere mich, danach in einem Laden zu fragen."

„Ich auch."

„Vielleicht holt uns Lisette eins."

„Lisette! Das ist ein Gedanke! Die Alte ist ja in mancherlei geheimnisvollen Künsten bewandert, sie bespricht das Blut, weiß ein Mittel gegen den Alpdruck, gegen Ratten und Mäuse . . ."

„Gewiß! Lisette weiß sicherlich auch mit Träumen Bescheid!"

„Fragen wir sie!"

„Aber vorsichtig, forscht erst aus, wie der Barometer ihrer Laune steht."

„Da kommt sie! Pst!" . . .

Alle drei sprangen mit glühenden Wangen empor und erwarteten die Eintretende.

Mit dem gewohnten kurzen Ruck flog die Türe auf. Lisette trat ein. Noch trug sie ihre erste Frühmorgentoilette, den weiten, bäuerischen Friesrock, ein dickes Wolltuch zipfelig über die buntblumige Nachtjacke ge=

*) Nach einer wahren Begebenheit.

bunden, die mächtige weiße Krusselhaube auf dem Kopfe und weiche Filzschlappen an den Füßen.

Sie war noch etwas in Gedanken, starrte nachdenklich auf das Mustöpfchen nieder, welches sie zu dem Kaffeetisch tragen wollte, und schlurrte eilig fürbaß.

„Guten Morgen, Lisettchen!“

„Hm . . . hm . . . Kinnings!“

„Gut geschlafen, Lisettchen?“

„Hm . . . hm . . .“

„Auch was Schönes geträumt, Lisettchen?“

„Hm . . . hm . . .“

Da schlangen sich von rechts, links und rückwärts ein paar weiche Arme um sie, in stürmischer Liebkosung die Alte hin- und herreißend wie einen Leckerbissen, um welchen sich die Hühner zanken.

„Lisettchen, liebes Herzenslisettchen, glaubst du etwa an Träume?“

Erstaunt riß die Überraschte die Augen auf und wackelte einen Moment mit dem zahnlosen Munde. — „Töv'n beten! Hävt r' etwan den Veitsdanz kriecht, ihr Lüttjen?“

„Lisettchen — glaubst du an — an — an Träume?“

„Snacken!“ — Und die Alte angelte eifrig mit dem Fuße nach ihrem Schlappantoffel, welchen sie mit samt dem Gleichgewicht verloren.

„Aber süßes Lisettchen, wir haben doch etwas gar zu Wunderbares geträumt!“

„Dat mag 'n gauter Unsinn sein!"

„Wahrhaftig kein Unsinn, Lisettchen! Denk' mal, wir haben alle drei ein und dieselbe Zahl im Traume gesehen!"

In den alten Äuglein flimmerte bereits Interesse. Aber dennoch schlittete des Hauses treue Hüterin geringschätzig nach dem Ofen und tippte gegen die Kacheln, ob er schon warm werde.

„Zahlen?" murmelte sie. „Zahlen taugen all gar nix! — Awerst Nullen — Nullen sin' gaut!"

Mit enttäuschten Gesichtern rückte das Gros der Stürmenden nach und trieb die Alte in der Ofenecke in die Enge.

„Zahlen sind schlecht? Nullen hätten wir sehen müssen?"

„Na, dat kümmt op't Verhalen an!" wackelte die Tolle an der Haube schon etwas eingehender nach den Fragenden hin: „Dat will richtig utleiht sin!"

„Ach einzige, beste, teuerste Olsch! Du kannst ja so prachtvoll Träume deuten. Du kannst ja überhaupt alles, Lisettchen, was man sich nur denken mag! — Du bist so furchtbar klug. Liebes, süßes Liesing, hör' an, lege uns den Traum aus."

Die Alte war ganz und gar Huld geworden. Sie hörte gern, daß sie furchtbar gescheit war, darum nahm sie feierlich auf einem Stuhle Platz, legte beide Hände mit gespreizten Fingern auf die Knie, drückte das Kinn

an und sagte feierlich: „Na, dann vertellt mi ma de Sak'!“

Um sie her kniete und hockte es mit eiferprühenden Augen, und gleich einem Wasserfall brausten die Worte durcheinander, das große Ereignis zu berichten.



Da schüttelte sich die weiße Rüschenhaube wie ein Wirbelwind. „Töv'n beten! Wenn sei wie die Gös dorchnander snattern, soll der Düwel 'n Wort verstahn!“

Da griff Ilse allein den verwirrten Faden der Erzählung auf, und dieweil sie so geheimnisvoll flüsternd

den außerordentlichen Fall vortrug, stand Ella mit gesenktem Haupte und verschlungenen Händen, Stefanie jedoch durch stumme Gesten lebhaft unterstützend, zu ihrer Seite.

Lisette würdevoll, ohne mit einer Wimper zu zucken, auf rohrgeflochtenem Pythiasessel in der Mitte. Obwohl sie durch keinerlei Zeichen, weder Laut noch Bewegung, den Eindruck verriet, welchen der Rapport auf sie machte, bekundeten dennoch ihre flimmernden Grauäuglein das hochgradige Interesse und die geschmeichelte Genugtuung über solch' ehrenhafte Konsultation.

Endlich hielt Ilse hochatmend inne, und Stefanie legte wuchtig beide Hände auf die Schultern der Alten und fragte dumpfen Tones; „Nun, Lisette? Glück oder Unglück?!"

Die Norne im Zwilchrock nickte ein paarmal sinnend mit dem Haupte, strich mit dem Handrücken unter der Nase her und blickte dann entschlossen auf. „Wat dat bedüten sall? Für'n riken Minschen wat gautes, äwerst für euch armet Rackertüg gor nix in mindesten! Der Traum bedüt, dat sei all drei in de Lottri spölen solln, dreimal die Zahl 785 tausammenrechnet, un' wat rutkömmt, als Losnommer dreckt — — dat künn rike Mächens dohn, äwerst sei hätt' jo keen Heller nich', sei könnt' ok nich in de Lottri spöl'n!"

Sprachs diktatorisch, erhob sich und schlurrte unnahbar wie sie gekommen, wieder hinaus.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, nur die Kohlen knallten im Ofen und der Wind trieb ein paar Eiskörner gegen die Scheiben.

„Ja, uns armen Mädchen nützt es nichts, wir können ja nicht in der Lotterie spielen!" seufzte Stefanie endlich schwer auf, und Ella griff resigniert zu ihrer Arbeit und flüsterte: „Ja, ihr armen Dinger, es nützt euch nichts!"

Ilse fuhr mit glühenden Wangen empor und warf sich stürmisch an Ellas Brust: „Doch, doch, es könnte uns alles geträumte Glück bringen, wenn ihr beiden nur wollt!"

Überrascht blickten die Schwestern die Erregte an, Ilse aber fuhr hastig fort: „Haben wir nicht dort in der Teebüchse unseren geheimen Schatz? Können wir denselben nicht verwenden, wie wir wollen, und ein Los dafür kaufen? ‚Man biete dem Glücke die Hand!' stand nicht so auf den großen roten Zetteln hinter den Fensterscheiben des Zigarrenladens?"

„Hurra! Hurra!" — jauchzte Stefanie, und Ella nickte hastig: „Gewiß, die große Kirchenlotterie, mit hunderttausend Talern Hauptgewinn!"

„O Herr des Himmels, wenn wir das große Los gewönnen!"

„Schnell, schnell! Ilse, rechne dreimal unsere Zahl 785 zusammen, wie Lisette sagte."

„Und dann sofort hinüber zu dem Zigarrenhändler, Eben schließt er den Laden auf!“

„Und jetzt sind wir noch ungestört und unbeobachtet, wir können das Los kaufen, ehe es jemand bemerkt.“

„Hurra, das große Los!“

„Schnell, schnell, Ilse, rechne zusammen!“

„Gewiß — ich suche ja schon den Bleistift.“ Mit zitternden Händen wühlte sie in ihrem Schreibkästchen, dann sank sie vor dem Tische nieder und begann mit fiebernden Pulsen das Exempel. Dreimal 785. Das ist eine schreckliche Zahl, aber es geht schon, es muß gehen! —

Ilse rechnete mit allen Fingern; endlich ist das Problem gelöst: „2255!“ ruft sie feierlich und die Schwestern wiederholen mit heiligem Schauder die Nummer des großen Loses: „2255!“ Und dann liegen sie einander stumm in den Armen.

„Laßt uns den lieben Gott um seinen Segen bitten!“ flüstert Ella. — Da neigen sich die drei Blondköpfchen und sprechen ein kurzes, aufgeregtes, aber herzinniges Gebet.

„Und nun schnell, schnell! Ilse und Stefanie, ihr beide geht und kauft das Los!“

Schnell und lautlos fliegen die beiden jungen Damen die Treppe hinab.

Die Schneesternchen umwirbeln sie wie lauter feurige Zahlen — und dann klingelt die Schelle des

Zigarrenladens — angstklopfenden Herzens treten die seltenen Käuferinnen ein. — Gottlob, das Geschäft ist noch unbesucht.

Herr Schulze, der freundlich jugendliche Inhaber, erscheint in noch etwas unfertiger Toilette, prallt erschrocken bei dem Anblick der Baronessen zurück und tänzelt wenige Sekunden danach im türkischen Schlafrock und einem weißen Taschentuch um den Hals über die Schwelle — in der Eile wußte er das Chemisett nicht besser zu ersetzen.

„Ei, ei, meine Damen! Welch eine frühe Überraschung!“ lächelt er galant und will einen Kratzfuß machen, welcher aber in der Enge hinter dem Ladentisch nur ein beängstigendes Flaschenklirren verursacht; „Was befehlen die gnädigen Fräuleins in so früher Morgenstunde?“

Ilse ist am couragiertesten. Sie entwickelt mit sich überstürzenden Worten ihren Wunsch, das Los Nr. 2255 kaufen zu wollen.

Herr Schulze ist etwas betroffen. „Ja, meine Damen!“ zuckt er die Achseln. „Das dürfte ein schwieriges Beginnen sein. Die Ziehung ist bereits in sechs Wochen, alle Lose sind versandt und ich bezweifle sehr, daß gerade ich das Los Nr. 2255 bekommen haben sollte.“

„Ach, Herr Schulze, wir müssen es aber haben!“ flehen die rosigen Lippen höchlichst erschrocken.

„Nun, ich werde mal auf meiner Liste nachsehen, aber es wäre ein ganz unglaublicher Zufall.“

Er blättert eifrig in einem großen Buche und entfaltet einen zahlenbeschriebenen Bogen. — Sein Finger streicht eifrig die Rubriken herab, plötzlich zuckt er empor: „Ah, wahrhaftig!“ —

„Es ist da?“ jauchzt es ihm gegenüber im Duett.

„Ja, meine Damen — hier steht die Zahl — das ist ja in hohem Grade merkwürdig!“

„Schnell, schnell geben Sie her, Herr Schulze!“ —

Der Zigarrenhändler nimmt ein Päckchen Lose aus einem Schubfache und läßt sie suchend durch die Finger gleiten. Endlich ist er fertig damit. „Na nu?“ murmelt er und beginnt aufs neue zu suchen. Abermals vergeblich.

„O Gott, es wird doch nicht schon verkauft sein?“ stöhnt Ilse.

„Werde gleich einmal nachsehen, gnädiges Fräulein!“ Und nun blättert er wieder in dem Buche. — Endlich fährt die fleischige Hand verlegen kratzend in das blonde Haupthaar: „O Jerum, Jerum!“ —

„Verkauft, Herr Schulze?“

„Leider, leider, meine Damen. Drunten in der Webergasse hat's der Nobbe, der alte Halsabschneider, gekauft.“

„Ach, wir gehen hin und bitten ihn —“

„Sie hingehen? Unmöglich, meine Damen, der saubere Patron steht in viel zu üblem Rufe. Aber ich selber könnte ja vielleicht mein Heil versuchen, wenn die Fräuleins durchaus auf diese Nummer bestehen! Hm? Warum denn gerade *diese* Nummer? Sehen Sie mal, hier liegt gerade Nr. 2355 obenauf. Nehmen Sie doch diese, Baronesse! In Ihren Händchen gewinnt die eben so sicher, wie die andere.“

Ilse schüttelte energisch den Kopf. „Es muß 2255 sein, Herr Schulze.“

„Unwiderruflich?“

„Ganz unwiderruflich!“

„Nun, dann will ich gern einmal mein Heil versuchen, obwohl ich nicht recht an einen Erfolg glaube. Ich werde den gnädigen Fräuleins sofort das Resultat melden. Also 2255! — Hm . . . zu schade, daß es gerade 2255 sein muß. — Darf ich mir vielleicht erlauben, zu fragen . . .“

Eine dunkle Gestalt erschien vor der Glastüre des Ladens und Ilse legte bedeutungsvoll das Fingerchen auf den Mund: „Pst! Es kommt jemand — und die ganze Sache ist tiefstes Geheimnis. — Ich verlasse mich also ganz auf Sie, Herr Schulze, und hoffe das Beste!“

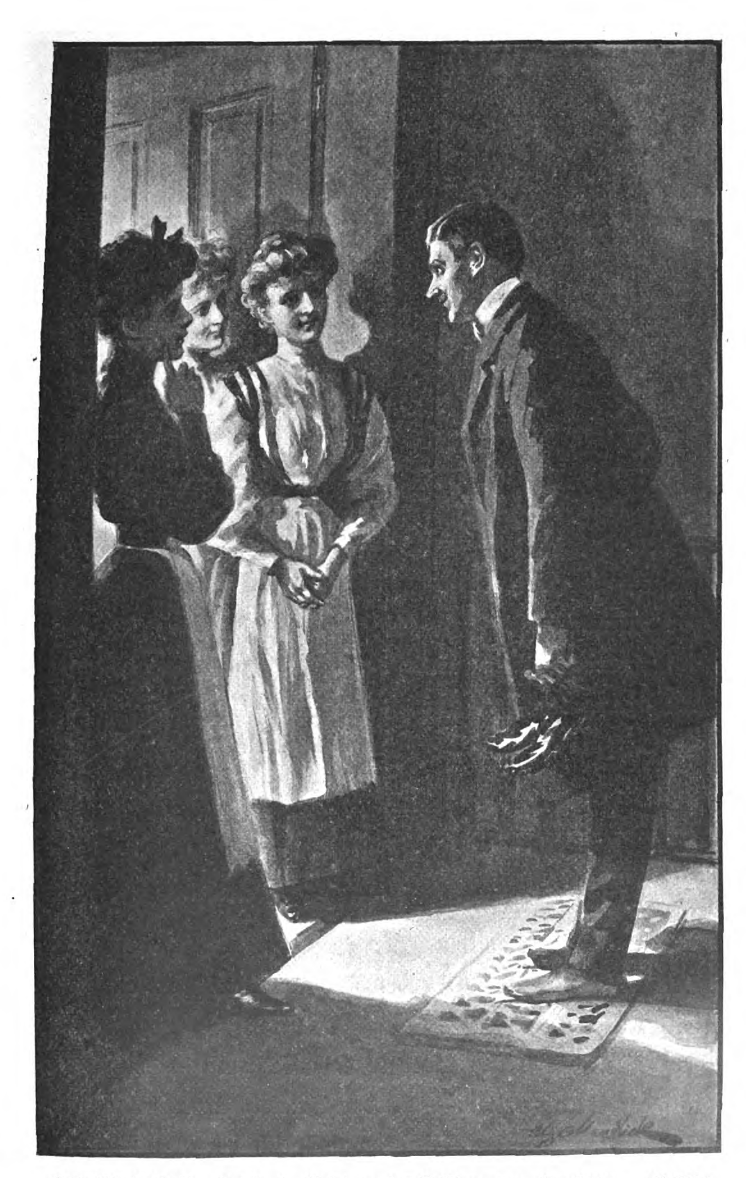
„Gewiß, gnädiges Fräulein, gewiß!“ dienerte der Inhaber der Firma C. A. W. Schulze Nachfolger, beseligt durch den Gedanken, mit dem reizenden kleinen

Fräulein ein wichtiges Geheimnis zu haben — und er chassierte hinter dem Ladentische hervor, die Türe hinter den neuen Kundinnen zu schließen. Mit einer Hand hielt er krampfhaft den Schlafrock übereinander, auf daß er alles zudecke, was noch an der Toilette mangelte, und mit der anderen griff er nach der Türklinke, graziös, mit abgespreiztem kleinem Finger, obwohl Fräulein v. Fahrbachs ihm bereits den Rücken kehrten und durch den Schneesturm davoneilten.

— — — Wie sich drei geängstigte Vöglein im Nest zusammenducken, sehnsüchtig wartend, bis der Alten Flügelschlag näher rauscht, so saßen die drei jungen Mädchen in der Dämmerung im Ofeneckchen, und lauschten atemlos auf jedes Geräusch, welches auf der Treppe laut ward.

Einmal hatte sie der Postbote, ein andermal der Hauswirt, welcher auf den Boden stieg, zu glühenden Wangen emporgeschreckt, jetzt war alles totenstill, nur die Wanduhr schallt leise von der Wand: „Träu — me — Schäu — me“ und ein Wagen fuhr drunten mit quietschenden Rädern durch den hohen Schnee. —

„Er ist aber ausgegangen,“ flüsterte Ilse, „ich stand hier am Fenster und sah ihn in Hut und Mantel das Haus verlassen. Er grüßte mich auch, und seine Geste sprach deutlich aus: ‚Jetzt gehe ich in die Webergasse zum alten Nobbe!‘“



„Herr Schulze!“ klang's wie ein Aufatmen der Erlösung von aller Lippen. (S. 222.)

„Nun, dann muß er auch noch kommen. Er versprach doch, sofort zu melden, wie seine Expedition ausgefallen!“

„Horch . . . klopft es nicht draußen ganz leise?“ —

„Pst . . . ich höre nichts . . .“

„Doch . . . soeben wieder —“

„Wir wollen hinausschleichen —“

„Nur leise, daß Mama und Lisette nichts merken!“

„Die lesen, gottlob, im Schlafzimmer Wäsche aus.“

„Umso besser. Also leise hinaus . . . ja, ja, es klopft wieder! Seltsam . . . daß wir gar keine Schritte hörten.“

Auf lautlosen Sohlen schlichen die jungen Damen zur Türe, öffneten leise und lugten hinaus.

„Herr Schulze!“ klang's wie ein Aufatmen der Erlösung von aller Lippen.

Da stand der brave, pflichtbewußte und verschwiegene Herr Schulze in blauen Wollsocken vor der Türe, hielt die Stiefeln an der Strippe und machte ein Kompliment ums andere.

„Meine Damen“ — flüsterte er.

„Um Gottes willen, Herr Schulze. Sie haben keine Stiefeln an. — Sie werden sich erkälten!“ entsetzte sich Ella.

„Bitte — bitte!“ wehrte er galant ab — „ich stehe auf der Strohmatte. — Meine Stiefeln knarren so sehr und hätten das Geheimnis womöglich verraten.“

„Das Geheimnis! Ach du liebe Zeit! — Bester Herr Schulze, wie steht es damit?“

Er senkte kläglich das blonde Haupt und die Stiefeln baumelten wehmütig an dem schlaff herabhängenden Arme.

„Alles — alles umsonst, meine Damen!“ — hauchte er mit Grabesstimme.

„O wie entsetzlich! Ließ er sich nicht erweichen, ließ er sich gar nicht erbitten, Herr Schulze?“ jammerte das Kleeblatt mit gerungenen Händen.

„Alles umsonst — 2255 ist ewig für Sie verloren!“

Ilse schluchzt leise auf — Stefanie neigt schwermütig das Köpfchen gegen den Türpfosten und Ella flüstert verlegen: — „Ich darf Sie wohl nicht bitten, näher zu treten, Herr Schulze . . . Sie bekommen so kalte Füße . . .“

„Das ist mir eine Auszeichnung!“ — haucht der Hiobsbote schwermütig. „Ich würde gern barfuß durch den Schnee laufen, könnte ich den Damen nur den Wunsch erfüllen, aber der alte Robbe ist durchaus unzugänglich . . .“

„Ungeheuer! — Scheusal!“ —

Herr Schulze fuhr erschrocken zusammen, Ella aber beruhigte ihn seufzend: „Sie meint den alten Robbe.“

„Ach so . . . sehr wohl . . . denn ich, meine Damen, ich verdiene wahrlich keinen Vorwurf —“

Der Sprecher hob den rechten Arm mit der Zugstiefelette

beteuernd gen Himmel — „Ich tat alles, was in meinen Kräften stand.“ — —

„O, Herr Schulze, bester, gütigster Herr Schulze, wir sind Ihnen unendlich dankbar, wir erkennen Ihre Bemühungen von ganzem Herzen an!“ klang es in holder Verwirrung um ihn her, und der also Umschmeichelte nahm schnell die beiden Stiefeln in eine Hand und legte die andere beteuernd auf das Herz.

„Was in meinen Kräften stand, sollte geschehen, den Wunsch der Damen zu erfüllen, das Schicksal aber hat mich dem alten Nobbe gegenüber machtlos gemacht! — Oh, meine Damen — ich fühle mit Ihnen — ich . . . empfinde innigst . . .“

Die Bodentüre knarrte. — „Wahren Sie das Geheimnis, Herr Schulze!“ klang es angstvoll, und wie von der Tarantel gestochen, schnellte der Sprecher, seinen schönsten Gefühlserguß unterbrechend, herum und sauste, patsch, patsch, auf Strümpfen die Treppe hinab.

Die drei jungen Mädchen aber flohen zurück in ihre Ofenecke, und als Lisette das Licht brachte, war sie glücklicherweise zu sehr mit ihren Gedanken beim Wäschekorb zurückgeblieben, um zu bemerken, daß die drei Kinnings rotgeweinte Augen hatten.

Als sie am anderen Morgen Petroleum bei der Firma C. A. W. Schulze geholt hatte, standen die jungen Damen zufällig in der Küche. „Na, wie geht es denn Herrn Schulze?“ fragte Ella.

Lisette sah etwas zerstreut empor. „Der Alte oder sin Jong?“

„Der junge Herr Schulze!“

„Dei hat'n Schnuppen. Seine Näs sitt' em wie'n Karfunkel in't Gesichte, un öber Zähnewieh klagt hei ok!“

Die jungen Damen wechseln einen bedeutungsvollen Blick: „Das kommt von den Strümpfen!“ flüstert Ella voll Mitgefühl und die Schwestern hauchen pathetisch: „Nun leidet er für seinen Opfermut.“ — — — —

Immer näher rückte das Christfest heran und die drei Schwestern saßen abermals im Dämmerlicht zusammen und hörten melancholisch zu, wie es in dem Ofen sauste und fauchte, wie lustige Schellengeläute drunten auf der Straße vorbeiklingelten und die Kinder im beglückenden Verkehr mit Schlitten und Schneeball jauchzten, wie ein Völkchen, welches völlig aus Rand und Band gekommen.

Die Fräulein von Fahrbachs hatten stets ein offenes teilnehmendes Herz für ihres Nächsten Freud' und Leid, heute aber waren sie in so niedergedrückter Stimmung, daß die Außenwelt ihnen fern lag wie etwas lang Aufgegebenes und Verlorenes.

„Ja, lieben Kinder, wir müssen uns nun entscheiden,“ seufzte Ilse. „Das Los Nr. 2255 ist uns verloren, ein anderes zu nehmen hat keinen Zweck und Weihnachten steht vor der Türe. Laßt uns nun überlegen, was wir für das ersparte Geld kaufen wollen,

denn eine Freude wenigstens müssen wir für die zertrümmerten Hoffnungen haben."

Man beratschlagte her und hin, aber der rechte Eifer fehlte bei der Sache und darum kam man zu keinem Entschlusse.

Plötzlich hob Stefanie lauschend das Köpfchen. „Es ist mir immer, als ob es hier an der Flurwand klopfte."

„Wer soll klopfen? Es wird im Ofen oder unter uns in der Etage sein."

„Nein, nein, hört doch — soeben wieder!"

„Pst!" . . .

„Wahrlich, es klopft."

„Das gilt uns! Das ist ein heimliches Zeichen, das kann nur Herr Schulze sein."

„Himmel, wenn er gute Nachricht brächte."

„Schnell hinaus! Aber leise, daß man uns nicht hört!" —

Fiebernd vor Interesse und Hoffnung huschten die jungen Damen hinaus.

„Herr Schulze! Herr Schulze!"

Das war ein dreifacher Jubelschrei.

Da stand er wahrlich vor ihnen, diesmal mit dicken Filzbabuschen über den Stiefeln und einer Pelzkappe auf, die das halbe Gesicht verhüllte.

„Meine Damen, hier ist es!" stieß er hastig hervor und schwenkte einen Papierstreifen in der Luft: „Hier ist es, und ich gratuliere Ihnen!"

Sechs Händchen streckten sich zitternd in freudigem Schreck dem Lose entgegen: „Nr. 2255! Hurra!"

Ella fand zuerst Worte. „Ach, bester Herr Schulze, wie haben Sie das möglich gemacht?"

Der junge Mann stellte sich in graziöse Pose und deklamierte im falschen Pathos: „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen — —"

„Herr Gott des Himmels! — Wer?" —

Herr Schulze erschrak über die Wirkung seiner Worte. „Oh, meine Damen — ich meine das nur sinnbildlich — ich wollte damit sagen, wie es so plötzlich über einen Menschen kommen kann. Gestern fuhr der alte Nobbe noch mit stolzen Rossen spazieren und heute — hat er Bankerott gemacht. Vorher ist er aber zu mir gekommen, ob ich das Los zurückkaufen wolle, er müsse augenblicklich bar Geld haben. — Da ist es, meine Damen — und wie ich schon gesagt — ich gratuliere Ihnen!"

Große, stürmische Freude, welche nur mit Mühe und Not durch Ella im gedämpften Flüstertone erhalten wurde, und während Herr Schulze voll bescheidener Anmut die Dankes- und Lobesergüsse abwehrte, huschte Stefanie davon, den geheimen Inhalt der Teebüchse zu holen, um das Los sofort bezahlen zu können.

Der junge Mann machte die gewagtesten Kratzfüße in seinen Filzschuhen, drückte reihum die Hand, wünschte besten Erfolg und konnte sich nicht eher trennen, als bis die Stimme der Frau von Fahrbach in nächster

Nähe nach den Töchtern rief. — Da sauste er abermals mit den zierlichen Galoppsprüngen eines Oberkellners die Treppe herunter, und die drei jungen Mädchen stürmten, glühend vor Aufregung, in den Korridor zurück.

„Das war die höchste Zeit!“ — jubelte Ilse. „In acht Tagen, vom zwanzigsten bis dreiundzwanzigsten Dezember, ist schon die Ziehung.“

„Und wenn es nun eine Niete ist?“ flüsterte Stefanie plötzlich kleinlaut.

„Undenkbar! Nimm allein die wunderbaren Träume an. Die seltsame Fügung, daß gerade Schulze das Los hatte, daß der alte Nobbe es noch herausgab —“

„Ja, ja, du hast recht, es muß gewinnen! — —“

Welch eine Aufregung, welch schlaflose acht Nächte.

So oft es möglich war, huschten die jungen Damen in den Zigarrenladen, um anzufragen, ob Herr Schulze noch keine Nachricht über den Verlauf der Ziehung erfahren — aber derselbe konnte nur versichern, daß die Liste frühestens am fünfundzwanzigsten Dezember in seine Hände gelangen könne, und daß nur der Gewinn des großen Loses telegraphisch angezeigt werde. Da half es nichts, die ungeduldigen Herzchen mußten ruhig abwarten, bis der verhängnisvolle erste Weihnachtstag empordämmerte. — — —

Wie süß und geheimnisvoll der Christbaum doch in diesem Jahre duftete. Die drei Schwestern standen, glückselig lachend und plaudernd, um die bescheidene

kleine Tanne herum, sie mit Lichtlein und weißer Watte zu schmücken und die paar Liebesgaben für die Eltern und Lisette, zu welchen der Rest des Losgeldes noch gereicht, darunter aufzubauen.

Frau von Fahrbach, welche das späte Aufbleiben nicht vertragen konnte, hatte gewünscht, das Bäumchen schon bei Beginn der Dunkelheit zu entzünden und so geschah es auch.

Drei frische Mädchenstimmen sangen den Christchoral, Papa klingelte, wie altgewohnt, und dann brach der kindlichfrohe Jubel bei dem Anblick des brennenden Baumes und der kleinen Überraschungen los, welche auch die Eltern und Lisette sich für diesen Abend abgedarbt hatten. Den lautesten Schrei des Entzückens aber stieß Stefanie aus. Auf ihrem Platze lag ein kleines Wertpaket, und als sie es öffnete, sank sie halb betäubt vor Seligkeit an die Brust der Mutter.

Roderich sandte einen goldenen Ring, machte der Geliebten eine erste offizielle Liebeserklärung und bat, ihm treu zu bleiben, bis er nach bestandenem Examen bei den Eltern um sie anhalten dürfe. Das war eine unbeschreibliche Überraschung. Freudentränen netzten die Augen der Eltern, wie ein Wonnetaumel erfaßte es die Schwestern.

Ilse trocknete allerdings verstohlen die Augen und lief unbemerkt an den Briefkasten, ob nicht auch für sie ein Gruß von Theo eingetroffen sei, aber sie kam mit

leeren Händen zurück und tat sich Gewalt an, die glückselige Stimmung nicht durch ein trauriges Gesicht zu trüben.

An der Flurtüre klingelte es.

„Der Postbote, gewiß der Postbote!“ sprang Ilse wie elektrisiert empor, und ehe nur Lisette oder eine der Schwestern Zeit fand, aufzustehen, flog die junge Dame bereits durch die Türe, den Korridor entlang.

Die Türklinke klappt, tiefe Stille. Plötzlich ein heller, zitternder Schrei des Entzückens, welcher in Küssen erstickt.

„Na nu, zum Donnerwetter, was ist denn das?“ schrickt Herr von Fahrbach empor, reißt die Lampe vom Tische und eilt, gefolgt von allen, auf den Flur.

„Theo, es ist Theo!“ flüstert Ella mit feuchten Augen.

Und er war es.

Fünf Minuten später saß ein überglückliches Paar unter dem Christbaum und als in all dem herzen und küssen eine sekundenlange Pause eintrat, legte Herr von Fahrbach plötzlich die Hand auf die Schulter des jungen Offiziers.

„Das war ein regelrechter Überfall, lieber Theo, welcher uns sämtlichst in des Siegers Hände lieferte. Aber dennoch ist Ihr lieber Besuch gegen jede Verabredung, und wenn es nicht der heilige Abend wäre, so würde ich ernstlich böse werden. Nach diesen ungezählten Küssen bleibt uns Alten ja absolut nichts anderes übrig,

als euere Verlobung zuzugeben, aber ich tue es mit schwerem Herzen, denn ein jahrelanger Brautstand ist sehr traurig, und doch werden euch die Verhältnisse zwingen, noch eine lange Zeit mit der Hochzeit zu warten."

Theo hatte sich erhoben und blickte dem alten Herrn mit strahlendem Lächeln in die Augen, dann zog er seine Hand ehrerbietig an die Lippen und sagte mit beinahe schelmischem Blicke: „Lieber, teurer Vater — sehen Sie doch einmal auf meine Achselstücke!"

„Klang und Gloria! Der zweite Stern! Hauptmann? Theo, du bist Hauptmann geworden?"

„Würde ich sonst diesen Überfall riskiert haben? Jetzt bittet sich der Hauptmann die Braut aus und in drei Jahren, wenn dieser Stern in der ‚ersten Klasse' strahlt, das liebe, liebe Frauchen!"

Nun war es völlig Weihnachten geworden. Papa Fahrbach opferte sogar sein Christgeschenk, die Flasche Rum, um einen Verlobungspunsch zu brauen, und dieweil sich dessen Duft mit dem der Tanne mischte, herrschte eine solch glückselige Aufregung, daß kein, gar kein anderer Gedanke mehr aufkam, als der an bräutlich-junges Glück.

Und wieder klingelte es, diesmal stürmisch, heftig, gewaltig, als solle der morsche Draht reißen.

„Potztausend, das scheint der Knecht Ruprecht zu sein! Diesmal mag Lisette öffnen, denn wenn der etwa

auch einen Überfall auf meine Ella plant, will ich lieber die Alte ins erste Treffen schicken."

Das lustige Gelächter erstickte die Vorgänge auf dem Flur, aber jählings flog die Türe zurück, daß sie gegen die Wand krachte, und durch verschiedene Aufschreie begrüßt, taumelte Herr Schulze in das Zimmer, schwenkte eine Depesche und sank atemlos auf einen Stuhl.

„Das große Los! Richtig das große Los!" keuchte er.

Die babylonische Verwirrung kann kaum größer gewesen sein, als die, welche nun in dem Giebelstübchen der Familie von Fahrbach herrschte! Vorerst verstand keiner sein eigenes Wort, dann legten sich allmählich die hohen Wogen und die drei Schwestern, welche sich von der Tatsache ihres Glückes überzeugt hatten, begannen mit glühenden Wangen den ahnungslosen Anwesenden die Aufklärung zu geben, daß das Los Nr. 2255 ihr rechtmäßiges Eigentum sei.

Minutenlang wirkte solch ein Übermaß des überraschenden Glückes völlig wie lähmend auf die Hörenden, als man aber das Los vor Augen hatte, als man anfing, die Wahrheit zu begreifen, da war es, als ob nun alle Geister der jauchzenden Freude um den Tannenbaum entfesselt wären.

Herr Schulze mußte sich zu den Glücklichen setzen und mit anstoßen — auf die zwei Bräute — auf das große Los — auf die Schwiegersöhne — ihm ward

ganz schwindlig vor Hochachtung, Atemlosigkeit und Punschgenuß.

Endlich trat eine Pause der Erschöpfung ein.

„So, Kinder, nun erzählt aber mal, wie ihr auf die Idee gekommen seid, ein Los zu nehmen!" sagte Herr von Fahrbach und lehnte sich behaglich in die Sofaecke zurück.

„Ja, und namentlich, warum die Damen gerade auf das Los Nr. 2255 bestanden!" flehte Herr Schulze, brennend vor Neugierde.

„Das war ebenso wunderbar wie einfach," lachte Ilse. „Hört zu!" Und nun erzählte sie die Begebenheit mit den drei gleichen Träumen.

„Auf Lisettes ahnungslosen Rat rechneten wir nun dreimal die Zahl 785 zusammen, was die Summe von 2255 ergab, und nahmen diese Losnummer, weil wir überzeugt waren, damit zu gewinnen."

„Dreimal 785?“ — fragte Herr Schulze erstaunt, und sein flinker Kopf hatte sofort das Exempel fertig. „Erlauben Sie, meine Damen, das stimmt nicht, dreimal 785 gibt nicht 2255, sondern 2355!“

„Unmöglich, Herr Schulze.“

„Aufs Wort, gnädiges Fräulein.“

„Gebt einmal Papier her!“ — Die drei Schwestern sind dunkelrot und atemlos vor Verlegenheit.

Herr von Fahrbach nimmt den Stift zur Hand, Theo aber ruft mit schallendem Lachen: „Herr Schulze hat recht, es macht 2355! Das ist ja köstlich, ganz unbezahlbar; meine kleine Braut gewann durch einen Rechenfehler das große Los!“

Große, ungeheure Heiterkeit, selbst die drei Schwestern vergessen es momentan, sich zu schämen, daß sie so schlecht rechneten.

„Das ist eine wunderbare Fügung des Himmels,“ sagt Herr von Fahrbach endlich wehmütig, „das schlechte Rechnen brachte uns Unglück und Glück, es nahm uns alles und gab uns alles wieder!“

Lisette hielt sich mit beiden Händen den Kopf und schwankte in die Küche. Das war zuviel auf einmal, das konnte ihr armer, alter Kopf nicht fassen. Sie setzte sich an den Küchentisch und wollte einen Brief nach Hause an ihren Jochen schreiben, aber die Buchstaben flirrten ihr vor den Augen und die Gedanken wirbelten durcheinander wie ein Schwarm aufgescheuchter

Spatzen. Rechnen oder nicht rechnen können, das ist die Frage! — ‚Sein oder Nichtsein‘. Wenn man nicht rechnen kann, wird man arm, aber man gewinnt unter Umständen auch das große Los — und nun weiß Lisette beim besten Willen nicht, was sie ihrem Jochen raten soll.

Ihr Haupt sinkt vornüber, sie murmelt lächelnd: „Dat is gewiß, de gnä' Herr hätt' hüt Abend ok ganz un' gar nicht rechnen könn', he wullt haf Water, haf Zocker un' haf Rum in de Bowle dahn, öwerst es is nur Zocker un' Rum 'worn!“ — — — — — — —

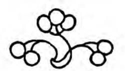
Im Hause Fahrbach hat man bald darauf Hochzeit gefeiert und nie hat man in Stadt und Land so viel über ein Familienereignis gesprochen, als das so zufällig durch einen Rechenfehler gewonnene große Los.

Ilse und Stefanie sind bereits unbeschreiblich glückliche junge Frauen, Ella aber lebt still und zurückgezogen mit ihren Eltern in der behaglichen kleinen Villa am Rhein, welche sie für ihren Losanteil erstanden. Sie will nicht heiraten. — Eines Tages, nachdem die Kunde des neuerworbenen Reichtums allgemein bekannt geworden, erhielt sie einen Brief, der barg ein paar junge Lindenblätter und redete von alter Lieb' und alter Treu'.

Da faltete ein herbes, ironisches Lächeln die Lippen des stolzen Mädchens. Sie antwortete nur eine kurze Zeile: „Diesmal verrechneten Sie sich. Meine Schwestern sind reich geworden, ich bin arm geblieben wie zuvor!“

Da hörte sie nie wieder ein Sterbenswörtchen von dem, welcher sie trotz all ihres Geldes so arm an Glück und Liebe gemacht.

Herr Schulze hat eine Zeitlang in unglücklicher Liebe um Ella geseufzt, bis die Zeit das Kraut der Vergessenheit auf diesem Herzensgrabe wachsen ließ — jetzt ist er Vater von sechs Kindern, und wenn er abends auf der Bank vor der Haustüre sitzt, und die Nachbarn sich zu ihm gesellen, dann weiß ein jeder, welche Geschichte er am liebsten erzählt — die, wie einst drei junge Damen das große Los gewannen.



Ein gemütlicher Weihnachtsabend.

Es war kurz vor Weihnachten.

Keine Zeit ist so lieb, so traut, so geheimnisvoll wie diese!

Ein jeder befindet sich in gehobener Stimmung, die Dienstboten sind eiserner und arbeitsbeflissener denn je, selbst die arroganteste Kinderfrau entzückt ihre Umgebung zeitweise durch ein wohlwollendes Lächeln, sie ignoriert nicht wie sonst voll eiserner Konsequenz die größeren Kinder, sondern läßt, während das Baby schläft, ihre Feldherrnblicke auch über diese gleiten, obwohl dies nicht ihre, sondern der Bonne Sache ist.

„Kurtchen!" mahnt sie freundlich, ohne sich von ihrem Korbsessel zu erheben: „du brennst von hinten an!" — und die Bonne blickt von ihren Eisserviettchen, welche sie heimlich für die gnädige Frau stickt, auf, und stürzt sich mit gellendem Schreckensschrei auf ihren Pflegebefohlenen, welcher im Eifer des Versteckspielens allzunahe an den Koksofen geraten ist. Sein Schürzchen ist

bereits quittegelb gesengt, — aber edlere, rückwärts-gelegene Teile sind Gott sei Dank noch nicht verletzt.

Und Fräulein stickt eifrig weiter, und die hochlöbliche Kinderfrau klappert mechanisch mit den Stricknadeln und freut sich auf den Moment, wo sie der gnädigen Frau nachdrücklich erzählen wird: Ja, wenn ich nicht gewesen wäre! —

Das Stubenmädchen wischt unaufgefordert Staub, sogar in den Ecken, und hinter den Nippes, wogegen sie sonst eine chronische Abneigung hat, — ja, sie hat seit gestern eine wahre Tätigkeitswut entwickelt und eine neue Plüschborde um den Kleiderrock der Gebieterin gemacht, obwohl die alte noch gar nicht das Stadium erreicht hatte, welches für gewöhnlich nötig war, um Fräulein Minna die Nadel in die Hand zu zwingen.

Die Kinderfrau meint zwar ironisch: Minna habe die alte für sich selbst sehr notwendig gebraucht! Aber sie teilt diese Ansicht nur der Bonne mit, denn in der seligen, fröhlichen Weihnachtszeit ist sie selbst gegen die naseweise, so oft den Respekt gegen sie vergessende Minna in gewisser Weise wohlwollend. —

Herr Köbernuß, der Bursche in Livree, von welchem der Herr Major noch kürzlich behauptet hat: „er sei der größte Schafsdämel auf Gottes weiter Welt" — sammelt plötzlich feurige Kohlen auf das Haupt seines Herrn, und zeigt sich von beängstigender Intelligenz. — Die Lampen, gegen welche der Hausherr seit Wintersbeginn als

„elende Sommerfunzen“ gewettert hat, brennen plötzlich hell wie Elektrisches, die Öfen sind rechtzeitig zugeschraubt und erfüllen endlich den Zweck ihres Daseins, die Zimmer nicht nur mit Rauch anzufüllen, sondern auch zu erwärmen. — Die Serviettenringe, der Essig- und Ölständer und der Brotkorb erscheinen ohne vorhergegangenes drittes Aufgebot der Hausfrau blitzblank geputzt auf dem Eßtisch, und Kurtchen erscheint sogar ganz aufgelöst vor Begeisterung neben Papas Schreibtisch und präsentiert ein Pferdchen, an welches der liebe Köbernuß zwei veritable, neue Holzrädchen geschnitzt hat.

Die gnädige Frau ist ganz gerührt und selbst der gestrenge Herr Major schlägt reuig an die Brust und murmelt: „Er scheint sich wirklich noch zu machen, der Kerl!“

„Ja, er ist ein guter Mensch — und so aufmerksam seit einiger Zeit!“

„Na, dann soll er Weihnachten auch nicht zu kurz kommen!“ —

Wo alles liebt, kann die Köchin allein nicht hassen! Das Essen schmeckt ausgezeichnet, sie schickt endlich die Braten auf einer großen — nicht mehr auf der kleinen Schüssel, welche den tranchierenden Hausherrn das ganze Jahr zur Wut gereizt, herein, ja, sie garniert sogar die Mondaminspeise geschmackvoll mit grüner Petersilie und hat selbst der Gans elegante Papierhöschen angezogen, was sonst nur bei Puter und Fasan geschieht, wenn

Gäste anwesend sind. — Der Kaffee ist dem Hausherrn endlich stark genug, und die Majorin ist entzückt, wie gut und billig Auguste seit kurzem alles einkauft!

Ja, es ist eine selige, fröhliche Zeit, diese letzte Woche vor Weihnachten, eitel Harmonie und Wohlbehagen, gute Dienstboten, artige Kinder, ein zärtliches Frauchen und ein bestgelaunter, galanter Gatte, — dazu das geheimnisvolle Hasten und Treiben, dieses Versteckthalten und Davonhuschen, — das leise Klingeln vor der Schlafstube der Kinder, — wenn die Kleinen abends im Bettchen liegen und mit seligpochendem Herzen lauschen, wie Christkindlein vorüberfliegt!

Sonst hat Papa nicht viel Zeit für solche Scherze, vor Weihnachten wird aber auch sein Herz wieder um zwanzig Jahre jünger, und er schwebt auf den Fußspitzen mit der Christkindsklingel über den Flur, — ja, er riskiert sogar einen Schnupfen und begibt sich bei 8 Grad Kälte und Schneegestöber auf den Balkon, um erschreckend täuschend das „J—a“ von Knecht Ruprechts Eselchen nachzuahmen, oder mit Frau Holles Bündel an das nahe Kinderstubenfenster zu klopfen, — ja, er manövriert sogar mit dem Teppichklopfer, um etliche Honigkuchen — des höheren Effektes wegen — auf das Fensterbrett der Kleinen zu zaubern.

Seit etlichen Jahren war es in dem Regiment Sitte geworden, daß die Offiziersdamen sich zu einer gemütlichen Teestunde vereinigten, wenn die Gatten durch

Kriegsspiel, Vorträge oder Liebesmahle im Kasino gefesselt waren. Auch in der Woche vor Weihnachten wurden diese sehr beliebten Abende beibehalten, ja, sie gewannen noch an Reiz, weil man während etlicher Stunden ungestört an Weihnachtsgeschenken arbeiten konnte. Auch sah und hörte man doch noch so viel Hübsches und Nützliches, konnte noch vor Toresschluß dies und jenes einkaufen, was man ganz vergessen hatte oder noch nicht kannte, holte sich Rat und erteilte solchen, und empfand das ganze Hochgefühl weihnachtlicher Stimmung, wenn man in hohen Pelzschuhen durch den Schnee einherstapfte und die geschäftige Menge in den Straßen und vor den hellen Schauläden noch um seine gewichtige Person bereichern konnte!

So saßen wir auch in diesem Jahr wieder in gehobenster Stimmung um den runden Teetisch bei Frau von X. zusammen und stickten, strickten und häkelten eifrig darauf los, dieweil muntere Reden die Arbeit begleiteten und aus der Kinderstube süße Weisen bis nach den Salons herüberdrangen!

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ und „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ —

„Wie kommt es nur, daß das Christfest ein so ausgesprochen heiteres und glückseliges ist?“ hub meine Nachbarin plötzlich an und zog nachdenklich den roten Seidenfaden durch ihren Tischläufer: „Von dem ernsten Osterfest will ich ja ganz absehen, aber Pfingsten, das

liebliche, heitere, welches schon durch seine Lage im wonnigen Lenz dazu prädestiniert scheint, froh und jubelnd begangen zu werden, — selbst die Pfingstfreude läßt sich mit der des Weihnachtsfestes gar nicht vergleichen!" —

„Na natürlich!" nickte die dicke kleine Gattin eines Hauptmanns in ihrer drastischen Weise: „Wenn es Pfingsten so viel Geschenktes gäbe, wie jetzt, dann sollten Sie mal den Spektakel hören! Unsere verderbte Menschheit freut sich nur, wenn sich's lohnt, sie muß was Reelles in Aussicht haben, wenn sie sich mit Singen und Jubilieren anstrengen soll! Streichen Sie dem Christfest seine Gaben, — und Sie sollen sehen, es verläuft noch stiller und spurloser wie der große Buß- und Bettag!" —

Ein Sturm der Gegenrede erhob sich.

„Die Geschenke üben doch höchstens ihren Reiz auf die Kinder und die Armen aus! Aber wir alten, vernünftigen Menschen, die wir doch wahrlich keinen Wert mehr auf dergleichen legen —"

„Stopp! — stopp! Sehen Sie mal die Frau von St. an! Fragen Sie mal als Beichtvater, ob sie wahrlich so gleichgültig gegen die Perlen und Brillanten ist, welche auf jedem Wunschzettel obenan stehen! —"

„Verleumdung!!" —

„Oder fragen Sie unsere liebe Frau Klärchen, ob sie nicht auf ein Christgeschenk brennt —!!"

„Auf welch eines? Farbe bekennen!!“

Die dicke Hauptmännin schmunzelte und sah die jung verheiratete Kollegin zweiter Klasse neckisch an. „Na — auf den Kinderwagen, die Erstlingshemdchen — das Steckkissen — und last not least — das feuchte, warme, zappelnde — schreiende Etwas darin . . .“

Jubelndes Gelächter, verschiedene Witze und dann kam die Frau Majorin auf das angeregte Thema zurück.

„Gut, sagen wir, die Jugend ist berechtigt, sich über Geschenke zu freuen und sich die Feststimmung durch dieselben erhöhen zu lassen, aber es gibt doch alte, recht alte Menschen, welche selbst auf Brillanten und Steckkissen keinen Wert mehr legen und dennoch ihr Weihnachten so froh, so heiter, so echt ‚in großer Freude, welche uns allen verkündet ist‘ verleben, daß man dafür wahrlich nur den Grund in der tiefen, religiösen Bedeutung dieses köstlichen Festes suchen kann!“ —

„Sehr recht! Wenn nicht Unglück oder Krankheit die strahlenden Tannenlichtchen verdunkeln, kann Weihnachten auf keine Menschenseele einen traurigen oder niederschlagenden Eindruck machen, Menschen, welche ohne schwere Sorgen, im Kreise ihrer gesunden Lieben, ein unbehagliches oder unerquickliches Weihnachtsfest verlebt haben, gibt es einfach nicht!“

Da hob die Frau Oberst, welche bis dahin schweigend über ihrer Stickerei gesessen, und emsig die rotblauen

Kreuzstiche abgezählt hatte, das hübsche, liebenswürdige Gesicht, welches mit seinen rosigen Wangen auffallend jugendlich und frisch unter dem früh ergrauten Scheitel hervorlächelte. „Wirklich nicht, liebe Frau von L.?“ fragte sie mit fast schelmischem Seitenblick, „und wenn ich Ihnen das Gegenteil beweisen könnte?“

Alle Augen richteten sich voll lebhaften Interesses auf die ebenso beliebte wie allgemein hochverehrte Regimentsmutter.

„Einen Gegenbeweis? — O liebe, beste gnädige Frau, wir sehen es Ihnen an, Sie haben uns ein eigenes Erlebnis zu erzählen!“

Die Kommandeuse nickte und seufzte nicht allzu ernsthaft auf: „Ein schreckliches, unvergeßlich fatales Erlebnis, welches sich — unbegreiflich aber wahr, an das heiterste und wonnigste aller Feste knüpft!“

„Unbegreiflich! Wie ist das möglich? Gewiß ein Schreck durch plötzliche Krankheitserscheinungen?“ —

„Sie irren, meine Damen!“ schüttelte Frau von W. schalkhaft den Kopf und fädelte mit graziösen Händen ihre Nadel ein: „Mein Mann mokierte sich in jener Zeit selber über seine ‚brutale‘ Gesundheit, meine Kinder tobten im Vollbesitz aller Kräfte und Stimmittel um den Tannenbaum, und doch habe ich an jenem heiligen Abend nicht einen Augenblick ein frohes oder sorgenfreies Empfinden gehabt!“ — —

„Hatten Sie schreckliche Neujahrsrechnungen vor sich?“ fragte die wohlgenährte Frau Hauptmann leise, mit tiefdunkel gefärbtem Brustton der Überzeugung und einem so machtvoll mitfühlenden Seufzer, daß die kleine Runde in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Am herzlichsten lachte Frau von W. „Nein, Liebste, Schulden und Rechnungen hat es nie in meinem Haushalt gegeben, am wenigsten in jener Zeit, wo uns der Himmel sehr voll Baßgeigen hing, und sogar ein kleines ‚Moospastillenschächtelchen‘, dessen Inhalt mir sehr gute Dienste geleistet, als sehr primitive, aber wohlbewährte Sparkasse in meinem Schreibtisch stand, und erstaunlich viel Inhalt aufwies! Nein, der Morgen des 24. Dezembers hatte meinen Mann und mich noch in strahlendster und ungetrübtester Festfreude gesehen, — des Donners schwarze Wolken zogen erst ein paar Stunden später sehr schwarz über Ilion herauf!!“—

„Wir brennen auf die Lösung, gnädigste Frau!“

„Sie erfolgt sogleich!“ — Frau von W. schraubte das Flämmchen unter dem silbernen Spirituskesselchen etwas niedriger, nahm ihre Arbeit wieder auf und begann mit sehr ernsthaftem Gesicht, aus welchem die schönen, dunkeln Augen aber desto schalkhafter blitzten, folgendermaßen: „Es ist schon eine Reihe von Jahren her, und meine großen Schlingels drüben waren noch kleine, sehr wilde und unberechenbare Knaben, als sich das Schreckliche ereignete. Stella war noch nicht lange

geboren, Hermännchen beglückte die Welt überhaupt noch nicht durch die Anwesenheit seiner gewichtigen Person. Mein Mann stand zu jener Zeit in H. und zwar bekleidete er die Stellung eines Divisionsadjutanten bei Exzellenz A., welchen Sie, liebe Frau von L., ja auch noch persönlich kennen!"

Die Majorin machte ein Gesicht, in welchem sich unverhohlenes Entsetzen spiegelte und eine unwillkürliche Bewegung, als wolle sie sich bei dem Klang dieses Namens bekreuzigen. „Gott sei's geklagt!" stöhnte sie auf, „wir hatten ihn als Brigadekommandeur und zitterten drei Jahre lang vor ihm ebensosehr, wie vor der Gattin! Der alte A. war, wie Sie wohl wissen, meine Damen, unbeschreiblich gefürchtet!" —

„Die Frau noch mehr!" —

„Kennen Sie das drollige Bonmot, welches von einem seiner Opfer verfaßt war?" —

„Nein! Bitte erzählen!" —

„Der alte A. hieß mit Vornamen Gottlieb, und so sagte man bald: ‚Wen Gott=lieb hat — den züchtigt er!!'" —

Wieder ein jubelndes Gelächter, Frau von W. aber fuhr heiter fort: „Sie sehen, in welch einem Ruf der alte Herr stand, und wie furchtbare, ungeheuerliche Geschichten man uns von dem gestrengen Ehepaar erzählte, als die Versetzung meines Mannes herauskam. Man ängstigte mich schon im voraus halb zu nichte, malte mir

die schrecklichsten Zukunftsbilder, und ich reiste schließlich in dem Gefühl nach H. ab, unser aller hochnotpeinlichstem Halsgericht entgegenzugehen. —

Wir kamen Ende Oktober dort an, und ich hatte noch wenig Gelegenheit gehabt, das gefürchtete Ehepaar kennen zu lernen.

Bei der Antrittsvisite wagte ich kaum, die Blicke zu der hohen, etwas altmodisch steifen und sehr imponierenden Gestalt Ihrer Exzellenz zu erheben, sie erschien mir wie eine machtvolle Gebieterin, unnahbar und tiefsten Respekt einflößend, und diese Empfindung und das Vorurteil, welches ich mitgebracht, trübten meinen Blick. Ich sah nicht ihr wohlwollendes Lächeln als solches an, und ihre sehr freundlichen, teilnehmenden Worte schlugen kalt und streng an mein Ohr, weil das Organ etwas sehr Hartes und Klangloses hatte. Von Seiner Exzellenz hatte ich überhaupt keine Vorstellung, denn ich wagte kaum, ihn anzusehen, und da der alte Herr von Natur wenig redselig war, wechselte er nur ein paar Worte mit meinem Mann, über Dinge, welche mir sehr fern lagen. Aber seine starkbuschigen Augenbrauen, der volle, etwas starre Bart und die scharfmarkierte Nase gaben ihm etwas Martialisches, Bärbeißiges, so daß ich wie erlöst aufatmete, als sich die Tür wieder hinter uns schloß.

Dann waren wir noch einmal zum Diner geladen, ein steifes, feierliches Fest, ein sogenanntes Spitzendiner, wo wir weit unten an der Tafel saßen, und außer bei

der Begrüßung und Verabschiedung keine Gelegenheit fanden, uns eingehender mit den Gastgebern unterhalten zu können.

So kam der 24. Dezember heran.

Das Haus hallte wider von Lust und Jubel, die Buben tobten in unbezähmbarer Vorfreude durch Haus, Hof und Stall, und mein Mann und ich putzten hinter verschlossener Tür den Tannenbaum.

Derselbe erwies sich größer, als wir berechnet. Die Lichtchen verschwanden im Handumdrehen an den buschigen Zweigen, und ich griff schnell nach Mantel und Hut, um noch einen neuen Vorrat an Christbaumschmuck zu holen.

Als ich mit strahlendem Angesicht, hochbepackt mit geheimnisvollen Kartons, wieder heimwärts eile, stehe ich plötzlich vor einer hohen, in einen Pelzsammetmantel gehüllten Gestalt, welche die Hand mit dem großen Muff ausstreckt und mir den Weg versperrt.

„Grüß Sie Gott, meine liebe Frau von W.! Ich war just auf dem Wege zu Ihnen, als ich Sie die Straße entlang kommen sah! — Gehe ein Stückchen mit Ihnen!“ —

Ihre Exzellenz!

Ich sank beinahe in die Knie vor Schreck und Devotion und stammelte Worte höchster Ehrerbietung.

Der kostbare, seidengefütterte Mantel rauschte neben mir her und Exzellenz erkundigte sich mit ihrer kräftig tönenden Stimme nach meinen Kindern. Ob sie gesund wären, wie viele es ihrer wären, ob sie recht munter

und vergnügt seien usw., lauter Fragen, welche ich frohen Herzens prompt beantworten konnte.



Plötzlich wandte Exzellenz ihr würdevolles Haupt in dem großen, federumwallten Capothut mir zu und blickte mich mit den großen, gestrengen Augen durchdringend an.

„Ich will Ihnen mal etwas sagen, kleine Frau! Sie wissen, daß wir leider Gottes keine Kinder haben. Auch keine Verwandten in der Nähe, wo junge Brut im Neste ist. Unser Weihnachten ist still und einsam, und doch möchten wir gern mit anderen froh sein. Was sollen wir

beiden Alten so verlassen unterm Christbaum sitzen, — da kommen nur trübe Gedanken und die taugen nichts. Kinderjubel würde uns wohltun, — man wird jung dabei, und ohne Trompeten, Lämmchen und Trommel ist's kein echtes Weihnachten, da mag man nun sagen, was man will! Also meine liebe W., — wir erachten den Adjutanten als ein Stück vom Divisionär, und wenn es Ihnen recht ist, so kommen mein Mann und ich heute abend zu Ihnen! Um wieviel Uhr bescheren Sie?" —

Mir war's, als sollte ich vor Schreck in die Erde sinken! — Exzellenzs zur Bescherung bei uns! Angesichts meiner ungezogenen, unberechenbaren Rangen!

Was ich zur Antwort gestottert, weiß ich nicht mehr, aber es muß wohl befriedigt haben, denn Exzellenz nickte wohlgefällig und sagte: „Gut, um $^1/_2$6 Uhr sind wir bei Ihnen! Aber gar keine Umstände! Lassen Sie alles so sein, wie sonst, vor allem die Kinder in voller Freiheit! Ungezogen und laut wären die Jungens, sagen Sie? — Unsinn! Das sagt jede Mutter, wenn sie keine Pagoden in den Ecken sitzen hat! — Wir wollen ja Spektakel haben! — Und noch eins — wenn's etwa auch bei Ihnen den obligaten Karpfen gibt, dann bitte ich für meinen Mann um ‚blau mit Butter‘, in anderer Fasson ißt er ihn nicht. Aber das ist Nebensache! Am liebsten ist uns ein einfaches Butterbrot und echte, rechte Weihnachtsstimmung! — Und nun leben Sie wohl,

kleines Frauchen, und seien Sie nicht allzu böse über den Überfall!" —

Wie ich nach Hause kam, weiß ich nicht.

Aber zehn Minuten später lag ich halb aufgelöst vor Sorge und Bangen im Sessel und konnte meinem Mann das Ungeheuerliche kaum erzählen, so hoch schlug mir das Herz im Halse.

Und mein guter Leo, welcher erst so seelenvergnügt gepfiffen hatte: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit", ward plötzlich ganz still und sah starr in die nächste Ecke.

„Das ist ja fabelhaft liebenswürdig von A.'s!" sagte er endlich tief aufatmend, mit einem Versuch recht heiter zu scheinen, „wirklich, eine rechte Auszeichnung! Na, da mach nur alles so hübsch und nett wie möglich, Herzchen, daß es Exzellenzens auch gefällt! Schade, daß unsere Lümmels so unmusikalisch sind und kein Weihnachtsliedchen singen können! Dafür mußt du dich doppelt am Klavier anstrengen!"

„Ach Leo!" stöhnte ich auf, „A.s haben selber keine Kinder, sie ahnen gar nicht, was zwei solche Rangen wie unsere besagen wollen! Wenn sie ihre Rüpeleien und Frechheiten loslassen und den Respekt vergessen, nehmen es die alten Leute womöglich als Beleidigung!" —

„Unsinn, Gretchen! So vernünftig sind sie doch! Na, und am Christfest werden die Jungens schon manierlich sein! Da haben sie ihre Spielsachen und amüsieren

sich damit! Wir bekomplimentieren A.'s sogleich nach der Bescherung in den Salon!" —

„Ach, und Stella brüllt ja jedes fremde Gesicht an! Wer selber keine Kinder hat, vermag sich ja in solch einen kleinen Eigensinn gar nicht hineinzudenken!" —

„Die Kinderfrau stellt sich mit ihr möglichst weit weg! Wenn sie die hellen Lichtchen sieht, achtet sie gar nicht auf die Fremden!"

„Unser schönes, behagliches Fest! Ach, mir liegt es wie Zentnerlast auf dem Herzen!" —

„Torheit, Herzchen! Es geht eben wie's geht!"

„Und deine Zukunft? Denk' doch nur, was für unberechenbar strenge, gefürchtete Menschen A.s sind! — Passiert etwas, so bist du mit deiner Karriere fertig!" —

„Hoffen wir also, das nichts passiert!" versuchte Leo zu scherzen, aber er sah doch recht verändert aus, und mit dem Lachen und Pfeifen war's vorbei.

Voll nervöser Hast beendeten wir die Vorbereitungen; ich gab in der Küche Gegenorder, daß der Karpfen nicht wie sonst, in polnischer Biersauce, sondern einfach blau gesotten werde solle, — die Köchin raste zur Stadt, um noch Geflügel als Braten zu besorgen, mein Mann eilte davon, um noch eine ganz tadellose Marke Tischwein und gute Zigarren zu besorgen, ich nähte auf Babys Tragkleidchen frische rosa Seidenschleifen und gab schweren Herzens die neuen Matrosenanzüge für die Buben heraus, mit der traurigen Überzeugung, daß sie an diesem Abend

unter tropfenden Wachslichtchen, bei klebrigen Bonbons und dem Geschenk einer Wassermühle rettungslos geliefert sein würden. Dann benutzte ich jeden freien Moment, um die Jungens auf die hohe Bedeutung und Wichtigkeit des Exzellenzenbesuchs vorzubereiten. In diesen Weihnachtsübermut hinein eine Moralpredigt!! —

Fritzchen hörte sie an, indem er sich auf den Kopf stellte und mit den Beinen wild durch die Luft fuchtelte, Leopoldchen versenkte die blauroten Fäuste in die Hosentaschen und grinste mich mit einer so frechen Visage an, daß ich Angst schwitzte.

„Laß se man antreten, Mammus! Heute abend wird nich gehauen! Ich fürchte mich den Deiwel for so zwei Olle! Heute schon gar nich! Heute ist ja Weihnachten!“ —

Leider! Leider war Weihnachten, ich beklagte es aus tiefstem Herzensgrund.

Mit Bangemachen und Drohen erreichte ich heute bei meinen Herren Söhnen gar nichts, das sah ich ein, darum legte ich mich mit blassen Wangen aufs Schmeicheln und Versprechen.

„Wenn ihr euch heute abend musterhaft betragt, Jungens, dürft ihr von den Kuchentellern, welche auf euerm Platz stehen, so viel essen, wie ihr wollt!“ versprach ich, mit dem arglistigen Hintergedanken, nur Honigkuchen, Pfeffernüsse und etwas Schokolade, und zwar in recht beschränkter Anzahl, auf dieselben zu legen.

„Hurra! Mammus! danzen Teller aufessen!“ jauchzte Kurtchen als kleinster und naivster des anwesenden Konsortiums, und ich hoffte im stillen, daß seine Begeisterung die beiden größeren Sünder mit fortreißen würde.

Aber ich irrte mich.

Herr Fritz trat einen Schritt näher und eröffnete die Debatte: „Liegt auch Blockzucker auf den Tellern?“

„Ja!“ nickte ich befangen.

„Auch gebrannte Mandeln und Makronen?“ — fuhr Leopold mit funkelnden Augen fort: „Rosa Pomade — so benannte er Fontangs — und ‚kandizierte‘ Früchte?“

Entsetzliche Bengels! Wenn ich „nein“ sagte, waren sie alles imstande! Also ich stöhnte abermals ein „Ja! ich hoffe es, daß Christkindchen auch so etwas bringt!“

Fritz bekundete entschiedenes Feldherrntalent, denn er erkannte die Schwäche des Gegners und beschloß sofort, sie nach Menschenmöglichkeit auszunutzen. Er rückte mir noch einen Schritt näher, er fuhr schnalzend mit der Zunge über die Lippen und stieß, grunzend vor Appetit, hervor: „Und ein großes Marzipanherz liegt auch darauf?!“

„Nein!“ rief ich voll unüberlegter Entrüstung aus. „Wollt ihr euch totessen? Wollt ihr platzen?!“ —

„Ich habe noch nie einen geplatzten Jungen gesehen!“ grollte Fritz mit herausforderndem Blick — und Kurtchen

schrie eifrig: „Un Dutti paßt auch nis! un Dutti will Paziman essen!!"

„Ja, Marzipan essen!" echote Leopold, und wie auf Kommando hingen die drei Kletten an meinem Rock und brüllten wie die Unsinnigen: „Marzipan essen! — oder die Ollen sollen nicht kommen! Es ist unser Weihnachten! — Wir wollen keine fremden Menschen an unserm Weihnachten!" —

O, wie zuckte es mir in der Hand, trotz des vierundzwanzigsten Dezembers, an welchem statutengemäß nie gehauen wurde, diesen Strolchen die einzig hierauf gebührende Antwort zu geben, — aber dreimal wehe! — Exzellenzens wünschten ja Kinderjubel und Kinderfreude — also — Schicksal gehe deinen Lauf.

„Gut," — sagte ich energisch, „ihr sollt sogar Marzipan essen, aber nur unter einer Bedingung: ihr müßt sehr artig und manierlich sein, ihr gebt Exzellenz keine freche Antwort, ihr sprecht überhaupt nur mit den beiden Herrschaften, wenn sie euch fragen, antwortet kurz und bescheiden und geht sogleich zu euern Spielsachen zurück, wollt ihr das?"

„Ja, ja! Hurra, der Mammus gibt uns Marzipan! liebe Mutti! guter Mammus!" — jubelte es Antwort, und ich trocknete den Schweiß von der Stirn, und war um zwei Erfahrungen reicher. — Erstens sah ich ein, daß es sehr verkehrt ist, die Kinder für einen wichtigen Moment drillen zu wollen, sie werden dadurch erst auf

dessen Bedeutsamkeit aufmerksam und nutzen mit ihrem angeborenen Scharfsinn die Situation jedesmal zu ihrem Vorteil aus. — Zweitens sah ich ein, daß es völlig verfehlt ist, sich auf Versprechungen einzulassen; man weist dadurch dem kindlichen Spürsinn selber den Weg, wo es etwas zu seinen Gunsten herausschlagen kann!

Je nun, für mich war diesmal der Würfel gefallen. Ich seufzte resigniert: „Après nous le déluge!“ oder besser — „Nach Weihnachten das Leibweh!“ Aber ich wollte geduldig die verrenkten Mäglein wieder auskurieren, wenn nur „der heitere, fröhliche Weihnachtsabend voll Kinderjubel!“, welchen Exzellenz so gern verleben wollte, ohne existenzgefährdenden Unfall vorüberging.

Ach, wie beklommen war mir an diesem schönsten aller Festtage zumut!

Stella war zu früh aus ihrem Mittagsschlaf geweckt, weil Kurtchen Platz für all die neuen Spielsachen schaffen wollte und die alten infolgedessen voll blinden Eifers aus dem Wege räumte. Die Ruine einer Arche Noah flog dabei recht rücksichtslos gegen das Verdeck des Kinderwagens, daß derselbe krachend erzitterte und Baby mit gellendem Schrei sich solche Ungehörigkeit verbat.

Nun war sie schlechter Laune und zum schreien geneigter wie je, und als wir sie in das weißgestickte

Tragkleidchen zwängten, war es mit der Freundschaft vollends aus!

Ach, wie schlug mir das Herz vor Aufregung so hoch im Halse, als die Uhr die fünfte Stunde verkündete!



Wir hatten für A.'s noch eine schöne Majolikajardiniere mit Blumen besorgt, alles stand feierlich geordnet bereit, nicht so harmlos aufgestapelt und bunt durcheinander gewürfelt wie sonst, es lag über allem ein etwas formellerer Hauch, — welchem das Benehmen unserer Rangen vorläufig noch nicht im mindesten entsprach. Sie johlten und spektakelten vor Ungeduld in der Kinderstube herum, paukten gegen die

Tür, gröhlten ohne alle Melodie „Stille Nacht, heilige Nacht!" — und quälten zum tausendstenmal! „Vaterchen! Süßer Mammus! Laß es doch losgehen!"

Sonst hatte uns diese unbändige, tolle Vorfreude stets amüsiert, heute preßte sie mir nur tiefe Seufzer der Angst und Besorgnis aus.

„Wie werden sich A.'s wundern! Ach, kinderlose Ehepaare denken sich alles so anders, so ideal!" jammerte ich: „sie ahnen gar nicht, was Spektakel ist! Sie werden unsere Kinder entsetzlich finden und uns Eltern rücksichtslos und despektierlich, daß wir ihnen solche Göhren vorführen! Ach, Leo, in die Garde kommst du nie und nimmer wieder zurück!"

Mein Mann wurde der Antwort überhoben. Es rollte eine Equipage vor, — und der Adjutant stürzte zur Treppe, den gestrengen Vorgesetzten gebührlich an der Haustür der kleinen Villa zu begrüßen.

Zwei Minuten später rauschte Ihre Exzellenz an Leos Arm in den Salon, und ich zwang mein blasses Gesicht in strahlendfrohe, festliche Fältchen und begrüßte unsere Gäste.

Der Bursche und ein Dienstmann schleppten eine Unmasse von Paketen und monströsen Ballen durch die Tür nach, und die beiden alten Herrschaften entwickelten einen rührenden Eifer, auszupacken. „Wir haben uns erlaubt, Ihren Lieblingen ein paar Kleinigkeiten mitzubringen!" lachte der General in dröhnendem Baß, und

seine Gemahlin versicherte mit geröteten Wangen: „Ich hoffe, daß wir Ihren Beifall finden, liebste W.! Es sind so rechte, echte Kinderspielsachen, recht zum Radaumachen — da hier, eine türkische Musik! und dieses Nebelhorn — gibt einen greulichen Ton, macht aber sicher Effekt! — und diese Meierei — und der Schellenmann für das ganz kleine, und eine Quietschente ... und diese Spieldose in Puppenform! Wo sind denn die Schachteln mit den Soldaten, Gottlieb? — Ach so! — hier, Manöver mit Zelten — das ist ja leider alles ohne Musik, nur der Brummkreisel und die Mähschäfchen ..."

Ich schnappte nach Luft! Allmächtiger Gott! Trommel und Pfeifen tauchten auch noch auf, — arbeiteten denn die beiden ahnungslosen Menschen an dem eigenen Trommelfellruin?!

Aber ich dankte — entzückt, tausendmal! — Und mein Mann suchte nach Worten — und da er sie nicht fand, küßte er immer wieder die Hände der gütigsten Weihnachtsfee.

An der Nebentür paukte es wieder mit Fäusten. „Geht's bald los?!" schmetterten die schrillen Organchen im Trio, und Exzellenz schmunzelte: „Aha! Der Wilde tobt schon an den Mauern! Nun aber mal Marsch — Marsch — Hurra! Bauen Sie schnell noch auf, lieber W., und dann zur Klingel!"

Und während mein Mann voll nervöser Hast alle neuen Herrlichkeiten ins Christzimmer schleppte, begaben

sich die beiden Exzellenzen an die Tür, vor welcher „die Wilden tobten“ und begannen eine Unterhaltung.

„Eine schöne Empfehlung vom Christkindchen und Weihnachten wäre erst übers Jahr!“ scherzte der General durchs Schlüsselloch. Ich bebte vor Angst an allen Gliedern, denn ich hörte schon im Geiste eine furchtbar despektierliche, freche Antwort als Gegenleistung.

Aber es entstand nur ein leises Flüstern und dann klang Fritzens Stimme gemäßigt laut zurück:

„Was krieg' ich, wenn ich so'n Ulk glaube?“ —

Exzellenz lachte schallend auf und setzte die Unterhaltung sichtlich amüsiert fort, während ich jeden Augenblick auf das Schrecklichste gefaßt war.

Gott sei Dank — mein Mann kam zurück, bot Frau v. A. den Arm und führte sie ins Nebenzimmer zu einem Sessel.

Wir sangen vor versammeltem Hausstand die Weihnachtslieder, während die Herren den Baum anzündeten. Der General hatte sich auch dieses Vergnügen nicht nehmen lassen.

Fritz folgte sofort ohne jede Prüderie dem Wink Ihrer Exzellenz und benahm sich voll innigster Zutraulichkeit, — wenigstens benannte Frau von A. seine Frechheit so liebenswürdig! Er schwang sich auf ihren Schoß, ohne jeden Respekt vor dem schweren Atlaskleid, und musterte sie während des Gesangs höchst ungeniert, ja, ich beobachtete voll Entsetzen, während einer Pause, welche

ich machte, daß der gräßliche Bengel über irgend etwas lebhafte, heimliche Gesten, oder besser gesagt Fratzen, mit seinem Kumpan Leopold wechselte.

Was ihnen aber an der würdigen Dame so erstaunlich auffiel, konnte ich der Kürze wegen nicht ergründen, doch habe ich wohl nie so falsch Klavier gespielt, wie in diesem Augenblick.

Endlich klingelte es.

Mein Ältester stieß ein wahrhaft indianisches Freudengeheul aus, in welches die beiden Jüngern voll ohrenzerreißender Kraft einstimmten, — Fritz schlug mit Armen und Beinen um sich, um von dem Schoß Ihrer Exzellenz herunterzukommen, und ich sah es voll haarsträubenden Entsetzens, daß Frau von A. ihn nur um so fester hielt. — „Komm, mein Herzchen! Laß dich schön anfassen, — ich führe dich!" — sagte sie huldvoll und umschloß mit festem Griff das Handgelenk des Kleinen. Mit funkelnden Äuglein revoltierte der Schlingel, er öffnete schon den Mund und machte ein Gesicht — — — da stehe ich hinter ihm und sage so heiter, wie es mir in dem Moment möglich ist: „Nun, Leo, dann laß du dich zu dem Marzipanteller führen! Exzellenz weiß, wo er steht!"

Das stark betonte Zauberwort Marzipan wirkte, — wie die Kletten hing es sich von allen Seiten an den rauschenden Atlasrock, — gleichzeitig öffneten sich die Flügeltüren, und mit einem Hurra, — welches das Herz

des Generals im Leibe lachen ließ, stürmten die Bengels — Frau von A. zu einem unfreiwilligen Trab nötigend — in die blendende Halle hinein.

Nun — Spektakel gab's genug! Wenn die alten Herrschaften dem Jubel und Trubel zuliebe gekommen waren, so hatten sie ihre Rechnung gefunden! Die Kinder waren ganz außer sich über den Aufbau, welcher dank der Generosität unserer Gäste auch wirklich verblüffend war, uud ich flüsterte ihnen zu, das Christkind sei auch zweimal dagewesen, Exzellenz habe noch all diese vielen, köstlichen Sachen nachbestellt! — Da flossen die kleinen Herzen vor Dank und Rührung über und äußerten dies ohne Ansehen der Person. — Der General stand da, wie ein Hirsch, über welchen die Meute herfällt, — so hing, kletterte und klammerte es sich an ihn, — mein Mann riß den Ältesten — ich die beiden Jüngsten los — und Exzellenz wischt sich prustend den Schweiß von der Stirn und lachte: „Lassen Sie doch! Famose Rangen — puh . . . ja, so drei Jungens . . . puh . . . man sollte es kaum glauben!" —

Dann gab's Attacke auf Ihre Exzellenz! Der Atlasrock knackte in allen Nähten, — und die Kinderfrau stieß mich heimlich an und deutete auf die Rückenfalten — entsetzlich! — sie waren bereits zum Opfer gefallen! Stella war von Lärm und Licht so geblendet, daß sie wie starr auf dem Arm ihrer Alten saß, — ja, sie vergaß sogar beim Anblick der fremden Gesichter loszubrüllen.

Ich wollte schon aufatmen, — da wendet sich Frau von A., — sieht das Baby — und mit ihrer starken, etwas rauhen Stimme ruft sie es voll Entzücken an. „Ei, Baby, ei, da sind wir ja!“ und damit steht sie auch schon vor ihr, faßt ohne langes Zaudern zu und nimmt Fräulein Stella auf den Arm. —

Ein Zetergeschrei! —

Exzellenz läßt es tanzen und hopsen, — verschwendet alle Kosenamen, — umsonst — Baby brüllt! Und dabei klammern sich die rosa Fäustchen in die Spitzengarnierung der Taille — und ratsch — ratsch — mir schwindelt vor Entsetzen! —

Endlich gibt es die Generalin selber zurück, das unartige kleine Ding, etwas enttäuscht und sichtlich entrüstet über Babys Abneigung gegen sie.

„Ich hatte mich gerade so sehr auf das Kleine gefreut!“ sagt sie und winkt abermals mit den Händen, was ein erneutes Gebrüll zur Folge hat.

Die Kinderfrau verschwindet schleunigst hinter dem Tannenbaum.

Und nun erhebt sich der ohrenzerreißende Lärm und steigert sich von Minute zu Minute bis zum Tumult!

Das rasselt — schrillt — trommelt — klingt — pfeift — mäht — musiziert und knallt durcheinander, daß einem Hören und Sehen vergeht!

Der General findet diesen Hexensabbat anfänglich höchst ergötzlich, denn er animiert die Jungens in fröh-

lichster Weise, immer noch toller loszulegen, ja, er setzt selber die Trompete an den Mund und dreht den kleinen Leierkasten.

Auch Frau von A. scheint hochbefriedigt von dem „Weihnachtsjubel“, sie ist so tollkühn, Freund Fritz in die Geheimnisse des Nebelhorns einzuweihen, und nun geht's los! — Daß sich Gott erbarm! —

„Es ist wirklich reizend! gar zu allerliebst!“ versichert sie mit hochrotem Kopf —: „ganz so haben wir uns das Fest bei Ihnen gedacht!“ —

Nachdem zehn Minuten vergangen sind und der Lärm noch immer lawinenartig anwächst, setzt sich der General auf den nächsten Stuhl nieder. Er lacht meinem Mann zu: „Gute Lungen und Passion haben die Bengels! — Brillant!!“

„Leider in diesem Fall auch eine schlecht angebrachte Ausdauer, Exzellenz!“ — antwortet Leo; „darf ich nicht bitten, im Salon Platz zu nehmen?“ —

„O bewahre! Wir sind ja um der Kinder willen hier!“ — wehrt der General eifrig ab und wendet sich wieder zu den beiden Ältesten, welche irgendeine Erklärung heischend, a tempo auf ihn einschreien.

Auch Frau von A. hat sich dem Tannenbaum gegenübergesetzt, sie läßt die Arme sinken und beschränkt sich nunmehr auf das Zusehen, — aber da hat sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht! — Mitgegangen — mitgehangen — denken die Kleinen und schleppen sie



Das trommelt, musiziert und knallt durcheinander, daß einem Hören und Sehen vergeht. (S. 262.)

von einer Ecke in die andere, — bald hier, bald dort muß sie sehen, bewundern — tuten — klingeln — Püppchen tanzen lassen; — mit der Beharrlichkeit und klettenhaften Zudringlichkeit, welche die lieben Kleinen für Beweise ihrer Zuneigung erachten, wird sie in Atem erhalten, bis sie schließlich ganz erschöpft in den Salon flüchtet, wohin uns die Herren schleunigst folgen. Glücklicherweise waren die Exzellenzen damit einverstanden und wir flüchteten aus dem Indianerdorf.

Nun sitzen wir und unterhalten uns.

Furchtbares Sprechen bei dem Lärm und Getöse, welches ununterbrochen aus dem Nebenzimmer hereindringt.

Mir ist bereits ganz elend von der Anstrengung. Eine Konversation mit gefürchteten Vorgesetzten ist schon für gewöhnlich eine harte Arbeit, welche alle Geisteskräfte beansprucht, — nun gar unter diesen Verhältnissen, wo meine Blicke wie hypnotisiert auf den zerfetzten Spitzen und ausgerissenen Kleiderfalten haften! Furchtbar! —

Auch Frau von A. sieht ganz erschöpft und müde aus und der General schüttelt von Zeit zu Zeit den Kopf und fragt: „Bekommen die Kinder den Radau nicht bald satt? — Man sollte denken, es müsse ihnen bald über werden!“ —

O ahnungsloser Engel du! —

Weihnachten ist die Zeit goldener Freiheit, wo alles erlaubt ist, — die Herren Jungens brauchen Platz zum Spielen, sie okkupieren sehr bald auch unsern Salon und alles Hinausweisen hilft nichts. Die Quälerei und zärtlichen Zudringlichkeiten beginnen von neuem.

Meine Angst war entsetzlich. Ich stürze in die Küche und höre zu meinem Entzücken, daß das Essen bereit ist. Generals haben nichts dagegen, daß so zeitig angerichtet wird, und ich sehe es ihnen an, sie atmen auf, als wir endlich dem Spektakel zu entrinnen scheinen. Aber vergebliche Hoffnung, — die Wohnung ist klein und die Salons vogelfrei, — und erfahrungsgemäß gilt für die lieben Kleinen stets der Spruch: „Was die Menschen ärgert, — treib ich, — und wo man mich nicht gern sieht, bleib ich!“ —

Das mäht und dudelt und quietscht mit einer Konsequenz neben uns weiter, daß man aus der Haut fahren möchte!

Ich sehe es Frau von A., der Ruhegewöhnten, Kinderlosen an, daß sie bereits aufs höchste nervös und angegriffen ist. — Leider ist es auch so heiß in dem Zimmer, daß wir die Tür nach dem Salon öffnen müssen.

„Gehen die Kinder denn noch nicht zu Bett?“ frägt der General und schließt momentan die Augen, um einen furchtbaren Anprall von Nebelhorn und türkischer Musik über sich ergehen zu lassen, und ich antworte recht

kleinlaut und geängstigt: „Leider ist es den Größeren erlaubt, am Weihnachtsabend bis 9 Uhr aufzubleiben, — Baby wird aber jetzt schon zur Ruhe gebracht!“ —

„So, so!“ —

Frau von A. sitzt mit dem Rücken nach der offenen Salontür und ich sehe, wie Fritz und Leopold mit rechten Gaunerphysiognomien hinter der Portiere hervor lugen und abermals Betrachtungen über die fremde Dame anstellen.

Was ist es nur, — was ihnen so sehr an ihr auffällt? Mir schwindeln die Sinne zu sehr, um es erforschen zu können — da — jetzt . . . jetzt habe ich es doch heraus! Der Kopfputz der alten Dame nötigt ihnen das besondere Interesse ab. —

Fritz steht nämlich plötzlich neben mir und flüstert mir zu: „Du — Mammus — sind das frische Blätter auf dem Kopf der Exzellenz?“ —

„Weiß ich nicht!“ raune ich zerstreut und ärgerlich zurück und gebe ihm einen Knuff, daß er verschwinden soll. Und er schiebt gottlob ab. —

Was haben sie mit den Blättern?

Exzellenz trägt eine sehr statiöse Coiffure, zarte, cremeseidene Blonden, um welche ein Arrangement von grünem Laub gelegt ist, dessen Natürlichkeit wohl das Auge eines Kindes fesseln und täuschen kann. Die Blätter und Zweige legen sich über die grau melierten

Haarpuffen und bilden am Hinterhaupt einen umfangreichen Tuff, aus welchem die zarten Enden der Blondenbarbe niederhängen.

Da die Generalin etwas über Rückenschmerzen geklagt, hat mein Mann den hochlehnig steifen Tafelstuhl mit einem niederen, bequemeren Sessel vertauscht, in welchen sich die alte Dame etwas müde und einsilbig zurücklehnt, während die Teller für den Nachtisch gewechselt werden. Sie scheint gar nicht mehr von dem Fest befriedigt, auch dem General ist der Trubel zu viel geworden, er hat gleich bei Beginn des Essens dem Burschen zugeflüstert, daß der Wagen besorgt werden solle. Wie ein Gefühl der tiefsten Verzagtheit überkommt es mich; die Gestrengen werden ein sehr unsympathisches Gefühl mit nach Hause nehmen, — sie werden uns, die Eltern, für die Kinder verantwortlich machen — wer weiß, welch furchtbare Folgen dieser Weihnachtsabend nach sich zieht!

Ich will mich gerade wieder so recht liebenswürdig an den General wenden, als ein gellender Schrei des Entsetzens aus dem Munde Ihrer Exzellenz bricht! —

Wir springen auf — wir sehen hin — —

Was hat sich ereignet? —

Hinter den niedern Sessel der Generalin hat sich mein ungeratener Bengel Fritz geschlichen, — hält in dem Arm das kleine Ziegenböckchen, welches wir ihnen

geschenkt, und welches im Stall sein Domizil hat, — und er hebt das Tier bis dicht an den Blätterkranz im Haar Ihrer Exzellenz — daß plötzlich der warme, feuchte Atem leise schnaufend den Nacken der alten Dame streift. Und plötzlich faßt das Böcklein zu, — faßt die Blätter und Blonden und rupft und reißt — —

Grundgütiger!! —

Exzellenz schnellt herum — blickt in das haarige, schwarzweiße, so völlig unerwartete Gesicht des Tieres, — gleichzeitig wird ihr die Coiffure wild zausend aus dem Haar gerissen — —

Halb ohnmächtig vor Schreck liegt Frau von A. in dem Sessel. Ein jähes Durcheinander, — rufen — zuspringen — halten — —

Die Knie zittern mir, ich selber fühle mich einer Ohnmacht nahe.

„Bengel infamer!“ donnert mein Mann: „Bist du verrückt? Was tust du da?!“ —

Fritz preßt den Ziegenbock erschrocken an sich und flüchtet zurück, wodurch die letzten Haarnadeln weichen und der Kopfputz zwischen den Kiefern des Vierfüßlers zurückbleibt.

„Ach Papa — wir wollten ja nur sehen — ob die Blätter frisch waren! — Leo meinte, wenn der Bock sie frißt, sind sie echt gewachsen, — und darum holten wir ihn herauf!“ —

Der General lacht mit dröhnender Stimme — aber es klingt mir furchtbar in den Ohren, wie ein Richterspruch — und Frau von A. springt aus dem Sessel empor und fährt mit beiden Händen nach dem furchtbar zerzausten, entblößten Haupt. Mit zitternden Händen halte ich den zerfetzten Kopfputz und stöhne wie eine Mondsüchtige: — „O Exzellenz — können Sie vergeben!" —

Sie antwortet — ja sie lächelt sogar, wie mir scheint, aber es wallt und wogt vor meinen Augen.

Ich weiß nicht mehr, wie wir Abschied nahmen, wie Generals sogleich den Wagen bestiegen, welcher just gemeldet ward, — ich sah nur die gestrenge, gefürchtetste aller Frauen, wir sie mit ausgerissenen Kleiderfalten, zerfetzten Spitzen und schrecklich zerzaustem Kopf mein Haus verließ. — — —

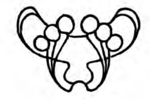
Après nous le déluge! — Ich habe selten so verzweifelte Tränen geweint, wie in dieser Christnacht!"

Frau von W. machte eine Pause, und unser harmonisches Gelächter erfüllte das Zimmer. Dann legte sich der Sturm.

„Und hatte Fritzens Attentat wahrlich böse Folgen?" fragten wir atemlos.

Die Frau Oberst lächelte. „Folgen hatte es, — aber keine bösen. A.'s sind unsere liebsten, besten Freunde geworden, und wir haben uns auch in diesem Falle überzeugt, wie ungerecht und einseitig die Welt oft urteilt.

Exzellenz war ein strenger, aber durchaus wohlwollender und gerechter Vorgesetzter, und seine Frau die verkörperte Herzensgüte, — das Äußere und Wesen beider aber war eigenartig genug, den oberflächlichen Beschauer zu täuschen, und gab einzig den Anlaß zu dem Renommee, welches sie gleich chinesischer Mauer umgab, niemand wagte es, sie zu übersteigen!" —



Der Weihnachtshase.

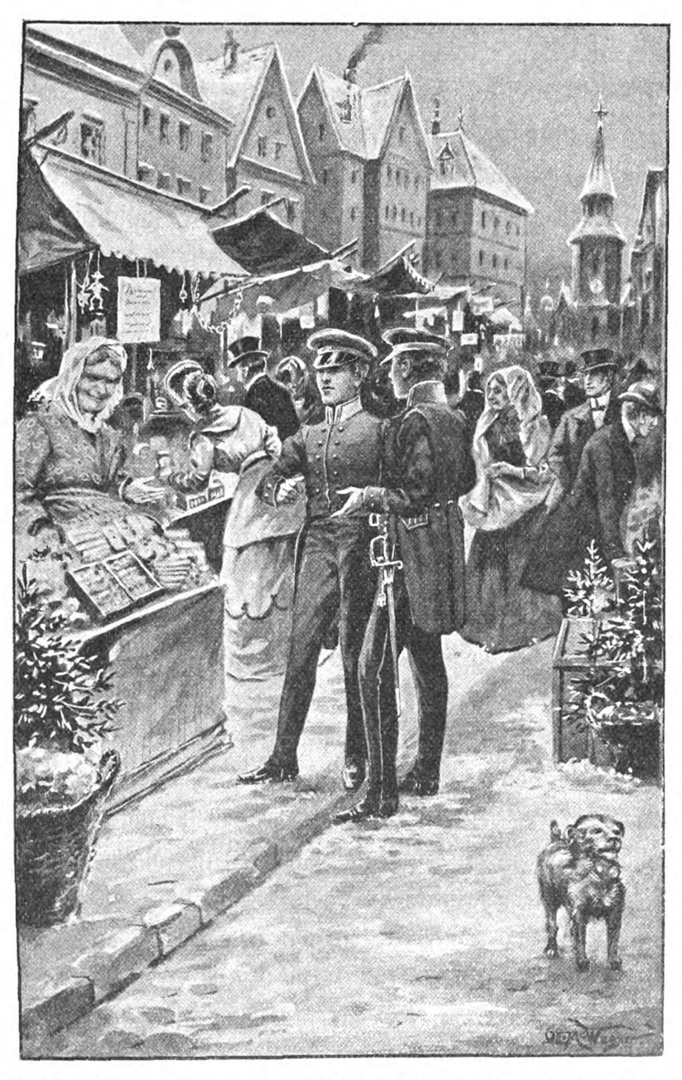
Die liebe, fröhliche Weihnachtszeit bietet wohl für jedermann doppelt reiche Erinnerungen, ernst und heiter, je nachdem Leben und Schicksal die Lose mischte! Wenn die ersten Schneeflocken wirbeln, wenn der erste Wagen voll Tannengrün durch die Straßen fährt, wenn ein weihnachtlicher Duft von selbstgebackenem Kuchen durch das Haus zieht, wenn aller Orten und Enden die trauten Weisen der Christlieder erklingen, dann jauchzen wohl die Herzen der Kleinen, und die klaren Kinderaugen blicken sehnsüchtig und erwartungsvoll voraus — nur voraus in die lockende, selige Zukunft des nahen Festes mit all seinen Herrlichkeiten; die Großen und Alten aber lassen wohl für Augenblicke die geschäftigen Hände ruhen, lächeln wie in lieblichem Traum und blicken zurück, — oft weit zurück, in eine Zeit, wo die Welt noch so offen, die Herzen so weit — und Weihnachten ein Fest war, welches selbst die heißesten, kühnsten Wünsche mit Hilfe eines Spielwarenladens noch erfüllen konnte! —

Ja, dann kommen mit dem Tannenduft all die Gedanken dahergezogen, welche so lange im Herzen verborgen lagen, dann steigen Bilder herauf, welche man seit Jahren vergessen geglaubt, die Kindheit, die Jugend lebt neu auf und läßt die müden Herzen noch einmal schneller schlagen, — das ist der Christzauber, welcher für die Alten das schönste Weihnachtsgeschenk mitbringt — die Erinnerung.

Kommt nun der Dezember ins Land gezogen, und erscheint ein saftiger Hasenbraten auf dem Tische, dann muß ich ihn jedesmal mit einem heitern Lächeln grüßen; ist doch mit solchem Anblick auch für mich eine Erinnerung verknüpft, welche damals ein ganzes Städtchen höchlichst amüsiert hat!

Es handelt sich um einen lustigen Kadettenstreich, welchen ein gewisser Großpapa mit seinem Intimus vor langen Jahren ausgeführt hat, und welchen der alte Herr gar zu gerne noch mit vergnüglichem Schmunzeln erzählt! — —

Lang — lang ist's her, da wanderten zwei junge Kadetten Arm in Arm durch die kleine Residenzstadt Kassel, welche in all dem Trubel der großen Weihnachtsmesse kaum wieder zu erkennen war. Welche Herrlichkeiten boten sich den Augen, welch ungeheuer leckere Dinge lockten aus den Buden hervor, und wie groß war schon damals ein Kadettenmagen und wie schrecklich



Die beiden Freunde konnten den Anblick der Leckerbuden nicht mehr ertragen. (S. 276.)

leer die Taschen solch eines kleinen, kurfürstlichen Fräckchens mit blanken Knöpfen!! —

Hermännchen und „Schorsche" lernten des Tantulus Qualen hier vollauf verstehen und in ihrer ganzen Unerträglichkeit ermessen, und je länger sie zwischen den verführerischen Budenreihen hin und her durch den Schnee stampften, je lieblicher die kleinen, verschneiten Tannenbäumchen rechts und links dufteten, je hungriger sie durch das „Bummeln" wurden, um so unerträglicher ward das Bewußtsein ihrer Mittellosigkeit, um so leidenschaftlicher ihre Sucht nach schnödem Mammon, welcher einzig und allein zu intimer Bekanntschaft mit Pfeffernüssen, „Pflastersteinen", Rosinenwecken und Honigkuchen verhelfen konnte!

Woher nehmen und nicht stehlen?!

Das war die Frage! Ein Attentat auf den Geldbeutel und einen Appell an den Opfermut der Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten hatte sich schon am vergangenen Sonntag als absolut erfolglos erwiesen! Gerade jetzt, in der seligen, fröhlichen Weihnachtszeit, wo doch alle Herzen weich wie Butter sein sollten, schien die ganze liebe Familie zu Stein erstarrt, und die Rechte sowohl wie die Linke waren nicht zu bewegen, die Börse aus der Tasche zu ziehen.

Schlechte Zeiten! — Was sollten sie anfangen? Die beiden Freunde konnten den Anblick der Leckerbuden nicht mehr ertragen, sie wandten sich mit düstern Mienen

dem „Dippenmarcht“ zu und sannen auf Mittel und Wege, diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen.

Die phantastischsten Pläne blühten in grellen Farben auf und welkten unter dem Eiseshauch der Unmöglichkeit und Unausführbarkeit sofort wieder hin, und wie des Daseins ganzer Jammer die jungen Vaterlandsstreiter immer unbarmherziger packte, da überkam sie ein ungeheurer Weltschmerz und eine Verachtung gegen alles, was da in Kassel kreuchte und fleuchte!

Hinaus in die Einsamkeit, in Gottes freie, weite Natur, durch welche Nietzsches Übermensch als schöne, blonde, wilde Bestie ungehindert jagen darf! —

Weit vor die Stadt, ein beträchtliches Stück hinter dem Au-Tor gelegen, besaß Schorsches Großmama, die verwitwete Frau Generalin von M., einen großen Garten, dessen „Bäumlein rüttle dich und schüttle dich“ im Sommer und Herbst eine magnetische Anziehungskraft auf die Herren Kadetten ausübten.

Jetzt gab es nur Eis und Schnee dort, aber aus alter Vorliebe wanderten die beiden Freunde doch hinaus, beide mit ihren kleinen Teschings bewaffnet, um eventuell etwas Jagd auf Krähen oder Spatzen zu machen. Als die beiden Miniatur-Strategen den verschneiten Gartenpfad längs der wehmütig trauernden Kohlstrünke des Gemüselandes einherwandelten, — huscht es plötzlich hinter einer Schneescholle hervor und hoppelt gemächlich

der Hecke, welche den Garten vom Feld trennte, entgegen.

„Ein Brummer! — Hermann! — Ein Brummer!!“ —

„Schorsche schieß! — drauf! — fest draufgehalten!“ —

Und gleicherzeit blitzt es zweimal auf — der Hase schießt einen regelrechten Purzelbaum und macht das tragische Liedlein zur Wahrheit: — „Das arme, arme Häslein — das Häslein war tot!“ —

Die beiden Schützen stürzten sich mit wildem Freudengeheul auf ihr Opfer.

Einen Augenblick schwellte nur gerechter Weidmannsstolz die jugendlichen Busen, als aber Hermännchen den Freund Lampe an den Hinterläufen hochhob, ihn bedeutsam in der Hand wog und anerkennend sprach: „Alle Donnerwetter! Das ist aber ein strammer Bengel!“ da zuckte es blitzartig durch Schorsches Hirn wie ein großer, leuchtender, rettender Gedanke!

„Hampler!“ rief er — denn also lautete Hermanns Spitzname — „Hampler . . . wir haben den Hasen in Großmutters Garten geschossen, — der Hase gehört uns!“

Sein Visavis zuckte die Achseln. „Das schon, aber was nützt das? Wer soll uns ihn braten? Wenn wir ihn zu Hause abliefern, haben wir überhaupt das Nachsehen, — sie essen ihn, während wir im Korps Pamps füttern!“

Schorsche trat mit lebhaft blitzenden Äuglein näher.

„Darum liefern wir ihn nicht ab! Weißte was, Hampler? Wir verkaufen ihn? Dann haben wir Geld!“

Welch ein Wort! — Wie ein Zauberklang tönte es. Geld für den Christmarkt! —

Beide Freunde sanken sich sprachlos in die Arme und fühlten es, — noch nie im Leben waren sie so völlig zwei Seelen und ein Gedanke gewesen, wie in diesem Augenblick.

Sie nahmen den Hasen in die Mitte und führten in wildem Freudentaumel einen wahrhaft indianischen Siegestanz mit dito Geheul auf.

Und dann kam die Reaktion.

„Wer soll ihn uns aber abkaufen?“

Ja, der Deiwel — da lag der Hase plötzlich im Pfeffer! —

„Wir wollen ihn der Köchin im König von Preußen anbieten!“ —

„Geht nicht, — da sind wir beide bekannt!“ —

„Dann in Schirmers Hotel!“ —

„Da ist so viel Verkehr! Wie sollen wir den Hasen unbemerkt dahin bringen? Wir haben doch Uniform an!“

„Wir geben ihn einem Eckensteher, — der besorgt's!“ —

„Und betrügt uns! — Proste Mahlzeit! die zwei Groschen verdienen wir lieber selber!“ —

„Aber es gibt ein Geschwätz durch das ganze Nest, wie können zwei Kadetten einen Hasen verkaufen?“

„Laß uns nur überlegen, — wenn der Hase da ist, muß auch noch ein guter Gedanke kommen!“

Und er kam.

Abermals wandelten die beiden Freunde Arm in Arm im Garten auf und nieder, aber diesmal brüteten sie nicht mit düsteren Mienen Unheil, sondern lachten und kicherten mit wahren Gaunerphysiognomien und hatten die ganze Welt zum Fressen lieb, — fürnehmlich alle Honigkuchen- und Bretzelbuden auf dem Christmarkt!

Und dann ward an die Vorbereitung des großen Werkes gegangen.

Hermanns Vater besaß einen alten Kutscher, ein Faktotum mit Namen Wammel, — dessen Kleiderschrank ward auserseshen, die nötigen Rüststücke für die „göttliche“ Komödie zu liefern. — —

— Es dämmerte früher noch als sonst, denn der Schnee wirbelte in dichten Flocken durch die Luft und verschleierte die schmalen Gassen und Straßen, so daß ein Lichtlein nach dem anderen aufblitzte, die Herrlichkeiten der Schaufenster aufs glänzendste zu beleuchten. —

Die alte Generalin von M. saß in dem bequemen Ledersessel, hatte die Brille in das Futteral gesteckt und lauschte sichtlich erheitert den höchst lustigen und amüsanten Geschichtchen, mit welchen sie ihr Enkelsohn Schorsche nach besten Kräften unterhielt.

So hatte sich der Herr Kadett lange nicht angestrengt, die alte Dame bei guter Laune zu erhalten, aber die Großmama schrieb diese Galanterie dem nahen Christfest zugute, welches bekanntlich einen ganz besonderen Einfluß auf die Artigkeit der großen wie der kleinen



Kinder ausübt.

Schorsche erzählte von den letzten Hoffesten, wo er als Page Dienst getan, und ward gar

nicht müde, die Herrlichkeiten des Bufetts zu schildern. Vor allen Dingen lobte er den Hasenbraten — so saftig — so delikat — so reich gespickt und würzig-weich — daß er auf der Zunge zerging! —

Die Generalin bekam förmlich Appetit bei dieser Beschreibung und nickte mit dem Kopf: „Ja, so ein guter Hase ist die helle Freude für alte Leute! . . . hm . . . und mein Buttermann wollte mir doch schon am Dienstag einen mitbringen!“

„Ja, die Hasen sind jetzt rar, Großmutter! Beim Wildhändler in der Königstraße hängen welche aus, die kosten ihre fünfundzwanzig Groschen! — Aber zu Weihnachten könntest du dir wirklich mal ein Hasenbrätchen leisten! Die Zeit ist ja nun bald vorüber . . .“

Und die Augen des Sprechers hafteten voll brennender Ungeduld an den Zeigern der Uhr, welche sich kaum noch erkennen ließen.

Da hustet es draußen auf dem Flur und stampft auf der Treppe. „Da kommt jemand, Großmutter! Ich will mal nachsehen!“ — und der Herr Schorsche fliegt zur Tür.

Nach zwei Minuten steckt er den Kopf lachend wieder in das Zimmer: „Lupus in fabula, Großmutter! Wenn man von dem Hasen spricht, steht er hinter der Tür! — Da ist ein Mann, Großmutter, der bietet einen an!“ —

„So so! Frag mal, ob er aus Riewelingshausen kommt!“ —

Leises Getuschel draußen und eine laute, sehr rauhe Stimme.

„Nee, Großmutter, aus Waldau kommt er!"

„Na, dann soll er weitergehen — ich habe bei dem Wiedemann bestellt!"

„Komm doch mal her, Großmutter! sieh dir doch mal an! Au! ein Mordshase; so groß, wie sonst zweie! und mal feist!! — Der Wiedemann läßt dich ja doch im Stich, und dann haben wir nichts zum Fest!"

„Na . . . wieviel will er denn haben?"

Die Generalin hatte umsonst nach ihrer Brille gesucht, sie erhebt sich und humpelt nach der Tür.

„Guten Abend, Frau Generalen! Na — wuttse Se dann 's Häsche hawe?'

„Wie teuer sind Sie denn damit, Mann?" —

„Na — 's is mei letztes heit! — un feist for

dreie! — die fünfunzwanzig Groschen is he wul wert... aber weil Sie's sind, Frau Generalen, da sullen Se's für zehn gute Groschen hawe — un' ausgewurfen is es au noch nit, das propere kleene Hushäsche!!"

Frau von M. schmunzelt. Sie befühlt zwar den Hasen noch von allen Seiten und meint, so sehr feist sei er nun grad nicht, — aber Schorsche drängt, der Mann müßte heim, und der kleine dicke Bauer in der riesigen Pelzmütze und den enormen Stiefeln unter der Düffeljoppe trampelt frierend auf der Treppe und meint auch, „lang verdisketieren könne er sich nicht mehr." —

Na, da zieht die Großmutter das Geldtäschchen und zahlt, und der Mann aus der Waldau grunzt schönen Dank und trappt die Stiege hinab. Schorsche schleppt mit wahrem Triumphgejodel den Hasen in die Küche, lobt ihn noch in und aus dem Sack, wie feist und billig er sei, versichert der Großmama: „er sei ja halb geschenkt," und meint, „den halte dir mal warm, Großmutterchen! der ist ein echter Mann! ein ganz redlicher Mensch! Zehn gute Groschen! Na — ich habe ihm nachgerufen, den nächsten soll er uns auch bringen!!" —

Die Generalin freut sich im stillen auch über das gute Geschäft, welches sie gemacht hat, und ist mit allen Gedanken schon so völlig bei dem Hasenbraten, daß es ihr gar nicht auffällt, welch eine Eile ihr Schorschchen plötzlich hat, einen guten Freund zu besuchen!

Sie hat nichts dagegen, und der Herr Kadett umarmt sie, als habe ihn ein Zärtlichkeitsparoxismus ergriffen, — greift nach Mütze und Seitengewehr und stürmt davon. —

Es ist Abend, — die Lichter brennen auf dem Meßplatz, es jubelt, schrillt, pfeift, mäckert, quakt, lacht und schiebt und drängt sich durcheinander. O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit!

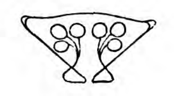
Schorsche und Hermann schlenderten abermals durch den frohen Trubel, mit strahlend verklärten Gesichtern und unaufhörlich kauenden Backen.

O du heiliges Linksschwenkt! Wie viel, wie unendlich viel des Schönsten und Appetitlichsten kann man für zehn gute Groschen doch kaufen!

So angenehm satt — Schorsche nennt es „voll" — wie heute haben sie sich lange nicht gefühlt, des Daseins und der Weihnachtsmesse Lieblichkeit nie so gründlich noch durchkostet, wie an dem heutigen Tage!

Ja — das Leben ist doch schön, o Königin! Fürnehmlich, wenn Hasen in der Welt herumlaufen und sich liebenswürdigerweise schießen lassen! Frau Generalin von M. hat noch verschiedene Hasen aus ihrem Garten bezahlt und gegessen, denn die kurfürstliche Leibhege grenzte an denselben, und die Herren Kadetten legten nicht umsonst die leckersten Kohlblätter auf den Schnee! Tempi passati!

Die beiden Kadetten sind alte Männer geworden, welche des Lebens Ernst reichlich erfahren haben — wenn aber die liebe Weihnachtszeit mit all ihrem glückseligen Zauber kommt und ein saftiger Hasenbraten auf dem Tisch erscheint, dann schmunzeln die Grauköpfe doch recht schalkhaft in den Bart und werden wieder jung bei der Erinnerung an die zehn guten Groschen und all die unzähligen Pfeffernüsse, welche sie solch einem braven Lampe einst zu verdanken hatten!



Neujahrsglocken.

Er hatte sie nicht sonderlich beachtet bisher. In dem Schwarm der großen Geselligkeit waren sie sich wohl begegnet, ein paar nichtssagende Worte miteinander getauscht und sich mit steifem Gruße wieder getrennt.

Der Geschmack ist ja so verschieden — und das immer vergnügte, lachende kleine Wesen mit den lebhaften Augen, welche er kokett nannte — war absolut nicht der seine!

So schritt er etliche Jahre an ihr vorüber, ohne ihr mehr zu erzeigen, wie die notwendigste Höflichkeit, und ahnte es nicht, wie ihre Blicke ihm heimlich folgten, wie sie aufleuchteten in tiefem, ehrlichem Entzücken, wenn sie auf seiner schlanken, eleganten Gestalt ruhten, wie sie sein schönes, geistvolles Antlitz wieder und immer

wieder suchten. So gleichgültig sie seit jeher ihm gewesen, so interessant war er ihr von Anbeginn.

Sie hatte unter all den vielen Menschen nach einem einzigen gesucht, welcher ihre Gedanken fesseln, ihre Phantasie anregen könne, und sie fand ihn — Walter, den schlanken, jungen Offizier mit den leuchtenden Augen und dem siegesbewußten Blick.

Sie wußte es selber nicht, warum sie gerade ihn, den Fremden, welcher kaum ein Wort mit ihr wechselte, so besonders anziehend fand. Es war keine mädchenhafte Schwärmerei, welche allein seiner Schönheit galt, es war auch nicht der zündende Blitz einer jähen, auflodernden Liebe, welcher sie getroffen, sie schaute auf den jungen Kriegsgott mit dem wunschlosen Entzücken, wie man einen leuchtenden Stern am Himmel grüßt, dessen Glanz das Auge entzückt. Sie beobachtete, wie er von den jungen Damen ausgezeichnet und begehrt wurde, sie trat oft in die Nähe, um seiner Unterhaltung mit anderen unbemerkt zu lauschen, und sie atmete unwillkürlich höher auf, wenn der Zufall ihn in ihre Nähe bannte, wenn er in formeller Höflichkeit ihre dargereichte Hand an die Lippen zog.

So begegneten sie sich längere Zeit, wie zwei Menschen, welche an den Ufern eines Stromes dahinwandeln — er hüben — sie drüben.

Wohl trifft sich einmal der Blick, wohl klingt die Stimme fern und fremd einander zu, aber zwischen ihnen

rauschen die trennenden Wogen, und keine Brücke ist da, welche sie überspannt.

Und dennoch kam die Stunde, welche den goldenen Regenbogen des Zufalls von Ufer zu Ufer spannte.

Die Saison war eine angeregtere als sonst, sie schillerte in üppigeren Blüten wie die Jahre vorher und hatte manch leuchtende Devise auf ihr Banner geschrieben, welches sie der Jugend durch Spiel und Tanz vorantrug. Namentlich für den Sylvesterabend plante man viel Schönes. So sollte auch eine Gavotte in Kostüm getanzt werden, und das Los sollte voll heiterer Laune die einzelnen Paare zusammenwürfeln.

Und es fiel.

Nanna hatte es nicht gezogen und es nicht eigenwillig zu ihren Gunsten beeinflußt, es fiel ihr in den Schoß wie eine Blüte, welche der Willen anderer verstreut.

Sie tanzte mit Walter.

Wie schwer fiel das Einstudieren!

Beiden deuchte es wohl anfänglich mehr Arbeit als Vergnügen.

Dann aber — als die ersten Schwierigkeiten überwunden, als man sich freier und sicherer bewegen konnte, da spann sich ein geheimer, wundersamer Zauber um die Tanzenden. Wie eine süße, herzbetörende Gewalt beschlich es die Herzen — erst ahnungslos und unbemerkt, dann heißer und lockender — so wie die Melodien

sie umgaukelten und ihre schillernden Netze aus Sang und Klang um die Seele webten.

Sie hielten sich bei den Händen — sie mußten sich in die Augen schauen, und ihre Blicke, welche sich anfänglich so höflich und formell nur gestreift, senkten sich länger und ausdrucksvoller ineinander, bis die Wangen flammten und ein leises Beben durch die Finger flog.

Das Lampenlicht wob seine milden Lichtschleier um das Antlitz und verklärte es — die weichen Seidenfalten glänzten und rote Rosen atmeten süßen Duft — und hatte Walter anfänglich erleichtert aufgeatmet, wenn die Probe glücklich „überstanden“ war, so empfand er bald eine geheime Sehnsucht nach den süßen, lockenden Weisen der Gavotte, nach dem blonden Köpfchen, welches mit so wundersam glänzenden Augen zu ihm auffah. — — „Wir müssen noch oft und viel proben, Fräulein Nanna!“ lächelte er; „vorläufig können wir noch gar nichts; — das muß alles viel, viel besser werden — bis zur Vollendung!!“ —

Und sie lachte mit und neckte ihn: „Nun, ich dächte, wir wären fleißig genug und studierten jeden Knix auf das allergenaueste!“

„Dennoch haben wir noch gar manches hinzuzulernen!“ —

Und sie lernten alle Tage mehr — das Schmiegen und Biegen nach süßem Zauberklang — das Umfassen

und Umschlingen, das in die Augen schauen und Händedrücken — das Sehnen und Hoffen und liebhaben....

Nur ein Saisonflirt? —

Gewiß, sie waren ja beide so vernünftig, sie dachten nur an den Augenblick und baten ihn: „Verweile doch — du bist so schön!“ —

Auch fürchteten sie die beobachtenden Blicke der andern und bangten um das liebe, holde Geheimnis, welches heimlich, tief im Herzen, zu knospen begann.

Niemand sollte es ahnen, was sie plötzlich an Wonne und Weh empfanden — sie gegenseitig am wenigsten!

Waren die Musikklänge verstummt und die Tanzprobe eingestellt, so bemühten sich beide, so harmlos heiter und gleichgültig wie nur möglich zu erscheinen, und während Nanna mit anderen Herren scherzte und lachte, stürmte ihr Herz in der Brust, und ihr Blick flog wieder und immer wieder heimlich zu ihm, welcher all ihr Denken und Sinnen zu eigen genommen hatte.

Und Walter wandte sich so gleichgültig wie nur möglich von seiner Partnerin ab, mit anderen Damen zu plaudern, und hielt sich ihr fern und blickte ebenso fremd und gleichgültig über das blonde Köpfchen hinweg wie ehemals — ja er hastete danach, sich zu verabschieden — und doch hatten seine Augen aufgeleuchtet, als die nächste Probe wieder für den kommenden Tag angesetzt wurde. Welch eine wunderliche, selige Zeit, dieses Licht- und Schattenspiel zwischen zwei Herzen! — Welch eine

Sorge, welch ein Bangen, daß eins dem andern zu viel verraten möchte von all' dem, was tief im Herzen glüht und bebt. Nanna, die sonst mit allen andern so heiter und übermütig zu plaudern verstand, war wortkarg und befangen, sowie sie dem Geliebten gegenüberstand, und auch Walter fand ihr gegenüber nicht mehr den harmlos heitern Verkehrston wie zuvor.

Eine wonnigwehe, süßgeheime Herzensnot lastete auf beiden, und wie eine Erlösung kam es über sie, wenn die weichen, betörenden Musikklänge einsetzten, wenn sie sich die Hände entgegenstreckten und die zierlichen Tanzfiguren schlangen. Dann lächelten sie sich mit heißen Wangen an — umfingen sich leidenschaftlicher wie zuvor — sagten sich mit stummen Blicken so viel — o so viel! —

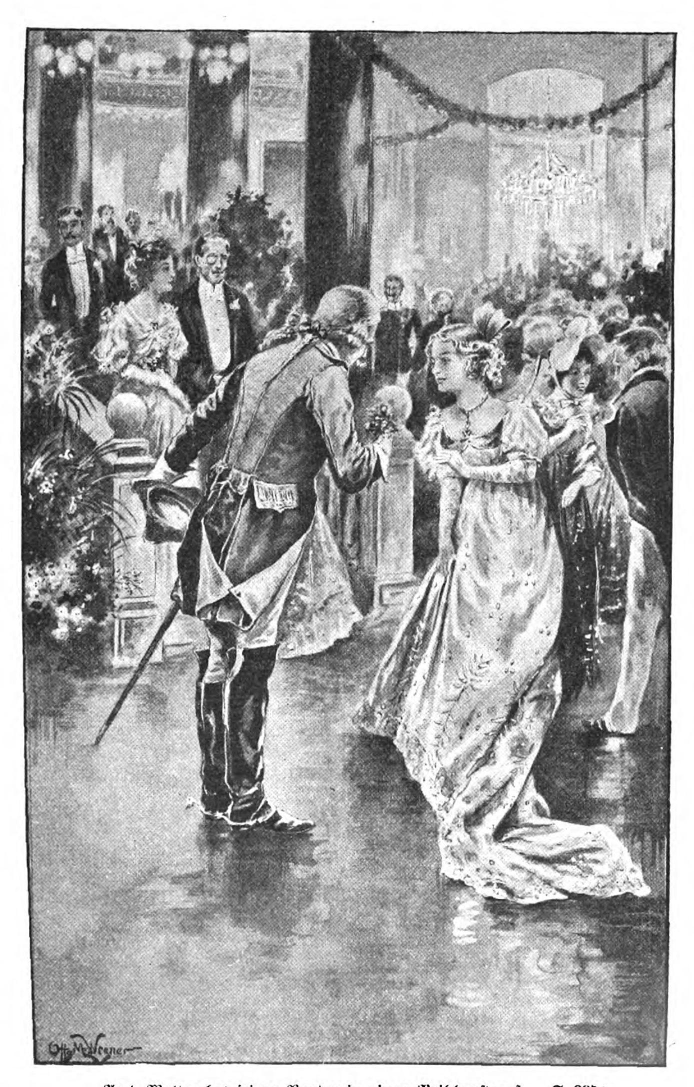
Ja, die Musik! Die Musik mit ihrer geheimen Zaubermacht hatte es ihnen angetan, die war daran schuld, daß sie, die sich erst so fern und fremd gewesen, sich plötzlich so nahe standen.

Und die Aufführung kam.

Walter hatte sich noch nie gefragt: liebst du sie? — wohl aber war ihm der Gedanke nicht gleichgültig: liebt sie mich? —

Manchmal bejahte er sich diese Frage auf das bestimmteste.

Er glaubte ihr durch die Augen bis in das tiefste Herz geschaut zu haben; und dann gab es doch wieder



Auch Walter bot seiner Partnerin einen Veilchenstrauß. (S. 295.)

Stunden, wo er das schöne Haupt in die Hand stützte und die dunklen Schatten des Zweifels durch seine Seele schlichen. So kam der Sylvesterabend heran. Die Kerzen strahlten — der Schwarm der Gäste füllte den Festsaal — die Gavotte wurde getanzt.

Walters Augen hafteten voll Entzücken auf seiner Partnerin. Ach wie schön war sie doch in dem weißen Kleid! — Und Nannas Herz schlug hoch auf bei dem Anblick des bildschönen Mannes, welcher ihr in der so überaus kleidsamen Uniform eines Grenadiers aus der Zopfzeit entgegentrat. Nanna glaubte, nie etwas Herrlicheres gesehen zu haben.

Konnte sich seine schlanke, elegante Gestalt besser präsentieren als in dem flotten, rotaufgeschlagenen Waffenrock mit dem Spitzenjabot, den weißen Beinkleidern und hohen Spornstiefeln? Hatten seine dunklen Augen jemals sieghafter geblitzt als wie jetzt, unter der weißen Zopfperücke und dem kecken Dreispitz? —

Konnte man je ein schöneres Antlitz schauen, als das seine? —

Die Gavotte wurde im Empirekostüm getanzt und die anderen Herren sahen ebenfalls sehr vorteilhaft aus — was aber waren sie in Nannas Augen gegen Walter? —

Wie ein süßer Rausch des Entzückens überkam es sie — wie im Traum tanzte sie, ihre Lippen lächelten, ihre Augen strahlten — und die Zauberweisen umfluteten

sie ... langsam, feierlich, in dem würdevollen Rhythmus der Gavotte.

Ach, viel zu langsam, — viel zu feierlich!

Nanna hatte das Gefühl, als müßte sie sich in die Arme des schönen Mannes werfen und mit fiebernden Pulsen jauchzen: „Laß uns tanzen! Laß uns auf feurigen Klängen dahinstürmen — direkt in den offenen Himmel hinein — —!"

Und sie atmete tief auf — „Nachher — wenn die Gavotte vorüber — dann wird er kommen und solch einen Sturmgalopp mit dir tanzen!" —

Der Tanz näherte sich dem Ende und als kleine Huldigung überreichten die Herren ihren Damen in der letzten Tour einen kleinen Blumenstrauß, mit all der serieusen Grandezza einer Zeit, in welcher „der Großvater die Großmutter nahm!" —

Auch Walter bot seiner Partnerin einen Veilchenstrauß — und Nanna umschloß ihn mit bebenden Fingern: Blumen von ihm! — Ein erster Liebesgruß! — Welch einen unermeßlichen Wert, welch eine hohe Bedeutung haben solch ein paar kleine Blüten für ein Weiberherz!

Wie ein Kleinod deuchten sie ihr — und als die anderen Damen nach Schluß des Tanzes ihre Sträußchen an der Brust befestigten, eilte Nanna hastig in ein Nebenzimmer und trat in die Fensternische.

Sollte auch sie ihre köstlichen Blüten, das erste Andenken, welches sie von ihm erhielt, an der Brust tragen, sie dem traurigsten Los preisgeben?

Zerdrückt, verwelkt würden sie schon nach wenig Augenblicken zu Boden fallen, unter den Füßen der Tanzenden ihr kurzes Leben enden und für immer für sie verloren sein! Nein, das durfte um keinen Preis geschehen!

Nannas Blick irrte suchend umher. Seitwärts an der Wand befand sich eine Borde, die gewährte ihren süßen Veilchen wohl sichern Schutz!

Schnell hob sie sich auf den Fußspitzen und schob den kleinen Strauß in seinen sicheren Versteck, und dann eilte sie mit klopfendem Herzen in den Festsaal zurück, wo sich die Jugend im flotten Tanze drehen sollte, bis das alte Jahr seine letzten Atemzüge getan, und das neue mit jauchzendem „Glück auf!" seine hüllenden Schleier zerreißt.

Walters Blick hatte seine Partnerin gesucht, er forschte auch nach dem Veilchenstrauß, welchen er ihr überreicht.

Wo war er? —

Alle anderen Damen trugen voll liebenswürdiger Aufmerksamkeit die Gabe ihrer Herren am Kleide und nur sie . . .

Waren ihr die Veilchen so gleichgültig, daß sie kaum dafür dankte — daß sie dieselben achtlos beiseite warf? —

Walters Blick verdüsterte sich — seine Zähne gruben sich in die Lippen. Trotzig hob er das schöne Haupt in den Nacken.

Mit bebendem Herzen wartet Nanna auf ihn, der all ihre Sinne beherrscht.

Walzerweisen erklingen — ein stürmischer Galopp braust daher . . . wo bleibt Walter?

Er tanzt — tanzt mit allen anderen Damen, nur nicht mit ihr!

Heiße, ungeweinte Tränen brennen in Nannas Augen. Mechanisch folgt sie ihren Tänzern — und während sie dahinfliegt in fremdem Arm, schreit ihr Herz wild auf in Qualen sehnenden Leids.

Warum kommt er nicht?

Ach nur einmal — einmal mit ihm tanzen, so lange wie er das Kostüm trägt, welches ihre Augen blendet und entzückt — nur einmal in seinem Arm liegen — fest umschlossen voll himmelhoch jauchzender Wonne! Warum kommt er nicht? —

Der Zeiger der Uhr rückt vor — die schweren Perücken belästigen so sehr beim Tanz — die Herren wollen sich umkleiden — —

Nanna umkrampft mit bebenden Händen die Sessellehne. Er schreitet dicht an ihr vorüber, sein Blick streift sie — so fremd, so kühl — so vorwurfsvoll . . . kommt er? —

Nein — er schreitet vorüber und ist im nächsten

Augenblick hinter der Tür verschwunden. Wie ein Wehe-schrei geht es durch Nannas Herz.

Nein, er liebt sie nicht — der kurze, selige Traum ist mit den Klängen der Gavotte verflogen, — er liebt sie nicht. — Ist's nicht gut so? Warum soll er sie lieben? Wer wird einen Saisonflirt so ernst nehmen? Er trägt doch die Devise an der Stirn: „Gebt mir nur 'nen flüchtigen Liebestraum für dieses flüchtige Leben!" —

Und doch! Es ist auch schwer, aus einem schönen Traum zu öder Wirklichkeit zu erwachen! Es ist ihr so weh um das Herz — ungesehen eilt sie in das Neben-zimmer, nimmt ihre Veilchen von der Borde und tritt in die schützende Fensternische. Dort senkt sie das Antlitz auf die kühlen, kleinen Blumenblätter und trinkt den süßen Duft wie eine Sterbende . . .

Welch ein Jubel ringsum! Das neue Jahr ist an-gebrochen! — Hochrufe! Lachen und Singen, ein lärmender Tusch vom Orchester und auf der Straße übermütig lärmende Menschen — — — Nanna hört und sieht es nicht; sie hört auch nicht den leisen Schritt hinter sich, sie sieht nicht, wie Walter jäh betroffen stehen bleibt und sie hochklopfenden Herzens anblickt. —

Da, also da sind die Veilchen: Von Tränen und Küssen bedeckt! —

Er will hastig zurückweichen, er preßt die Lippen zu-sammen — und doch, er kann nicht anders, er muß

deu Arm heben, ihn jählings, voll ungestümer Hast um die zierliche Mädchengestalt legen — „Nanna!“

Nun tanzen sie beide keine Gavotte, aber sie sehen einander doch in die Augen — mit brennendem Blick — wortlos — glückselig. —

Und sie neigt ihr Köpfchen zurück wie im Traum — seine Wange flammt an der ihren.

— — — Draußen läuten die Neujahrsglocken!



Rosen unterm Schnee.



Es war eine milde, mondhelle Frühlings=nacht.

Silbern verschleiert tauchten die gewaltigen Berghäupter aus den tie=fen Talschat=ten empor, die Wellen des Flusses, welche so eilig und ge=schwätzig zwischen den

hohen Ufern dahin schäumten, glitzerten in zauberhafter Schöne, wie ein breites Silberband, welches Feenhände um die Stirn der schlafenden Erde geschlungen, und aus dem nahen Wald wogte duftiger Lenzesodem, köstlich rein und frisch, durchduftet von den Blüten, welche im Garten die jungen Gesichtchen dem Vollmond zuwandten.

Die Nachtigallen jubelten und klagten aus dem blühenden Flieder empor, und die beiden jungen Mädchen, die an dem offenen Fenster des altehrwürdigen Hauses lehnten und voll schweigenden Entzückens in dieses Maienparadies hinausträumten, umschlangen sich fester und inniger und schmiegten die rosigen Wangen aneinander, wie zwei Menschenkinder, die in Liebe und Treue eins geworden sind.

Nora und Otty waren Pensionsgenossinnen und hatten in dem grauen Hause, das so heimlich und versteckt wie ein Dornröschen in seinem Blütengarten lag, drei glückselige Jugendjahre verlebt.

Sie hatten sich sogleich vom ersten Blick an gefunden, als die zierliche kleine Otty mit den kecken, dunkelblitzenden Augen, welche freilich in diesem Moment recht verweint und schüchtern blickten, zum erstenmal in den Kreis der Pensionärinnen geführt wurde.

Da sah sie, wie die jungen Mädchen ihr recht neugierig, prüfend und musternd entgegenblickten, wie sie spöttisch die Näschen über ihre tränenfeuchten Wangen

rümpften, ihren altmodischen Mantel und Hut heimlich verspotteten und sich unmerkliche Zeichen machten, die ein allgemeines Lippenbeißen und unterdrücktes Kichern zur Folge hatten. Nur ein paar große, ernste, leuchtend blaue Mädchenaugen richteten sich voll herzlicher Teilnahme auf die Neuangekommene, und die schlanke, blonde Nora trat freundlich neben die kleine Otty, legte den Arm um sie und küßte sie auf die Wange.

„Wir wollen gute Kameradschaft halten, Otty Florenzius!" sagte sie herzlich; „wir werden in einem Zimmer wohnen, und ich hoffe, daß wir viele schöne Jahre miteinander darin verleben!" —

„Natürlich, Nora bekommt stets die Neulinge zum eindressieren!" lachte eine Stimme aus der Schar der anderen jungen Mädchen, und abermals erhob sich ein allgemeines Kichern und Prusten; Otty aber umklammerte jählings die Hand ihrer schlanken Beschützerin und lächelte unter Tränen zu ihr auf: „Wie freue ich mich, daß gerade du mit mir zusammen wohnen sollst! Ich bin von daheim so viel Liebe gewöhnt, Großmama war Tag und Nacht um mich, und mein guter Vater verzog und verwöhnte mich so sehr! Nun Großmutterchen tot ist, ward es notwendig, daß ich in eine Pension kam, — ach . . . und du glaubst nicht, Nora, wie schwer es ist wenn man zum erstenmal von Hause fortkommt!"

„Ihr wohnt auf dem Lande, Otty?"

„Ja, Papa besitzt ein schönes, großes Gut, aber es ist einsam gelegen, und weil Großmama kränklich war und Vater sehr still und wortkarg ist, so hatten wir keinen Verkehr. Du mußt also schon Geduld mit mir haben, liebe Nora, wenn ich in erster Zeit allzu scheu und sonderbar bin, — ich denke, ich überwinde es aber bald.“ — Nora nickte ihr lächelnd zu und hatte viel Geduld und Liebe zu dem armen, jungen Kind, welches gar bald Qualen des Heimwehs litt und zu niemand Vertrauen faßte, als zu der stillen, ernsten Nora mit dem Madonnengesicht und den Veilchenaugen.

Eine innige, große Freundschaft entwickelte sich aus diesem täglichen Verkehr, und als ein paar Monate vergangen waren, da hatten die beiden jungen Mädchen ahnungslos die Stellen getauscht.

Aus der schüchternen, etwas altmodisch erzogenen Otty war ein lebenslustiges, elegantes und bildhübsches Mädchen geworden, das bald im Kreise der Gefährtinnen tonangebend war. Es war bald bekannt geworden, daß Otty eine reiche Erbin war, — ihr Vater versorgte sie in ausgiebigster Weise mit Geld, — und da die Pension keine allzu strenge war, sondern den jungen Mädchen hauptsächlich Umgangsformen und eine Ausbildung in schönen Künsten, Musik, Malerei und Gesang geben sollte, so konnte Otty nach Herzenslust in den Magazinen der Stadt einkaufen, um sich modern und

elegant zu kleiden, oder sich und ihre Mitschülerinnen durch allerhand Näschereien zu erfreuen.

Aus dem ehemals so unscheinbar aussehenden Mädchen entwickelte sich in der Stadtluft gar bald ein recht elegantes, allerliebstes kleines Fräulein, dessen sprudelnde Laune und Lebhaftigkeit ihr alle Herzen gewann. Nora sah oft ein wenig besorgt in die kecken, lustblitzenden Augen, welche das Leben so gar nicht ernst nehmen wollten, und sie mußte oft ihren ruhigen, gesitteten Einfluß geltend machen, wenn die leichtsinnige kleine Freundin trotz aller Vorstellungen die rosa Briefchen aufhob und mit leisem Gelächter las, die ihre Verehrer heimlich über den Gartenzaun warfen.

Nora war sehr ärgerlich, wenn ihre Freundin während der Spaziergänge mit den Primanern und Fähnrichen kokettierte und sich in den Tanzstunden allzusehr den Hof machen ließ; aber wenn sie ihre Ermahnungen anhub, schlang Otty stürmisch den Arm um ihren Nacken, blickte ihr mit den blitzend dunklen Augen so voll Übermut und strahlender Heiterkeit in das Antlitz und jubelte so herzgewinnend froh und kindlich heiter: „Nora vergib mir! — ach es ist ja so schön, sich zu amüsieren, sich anbeten zu lassen, du weißt, Nora, daß ich es nicht böse meine, wenn ich lache und tanze!“ — daß die ernste Freundin wohl oder übel sich drein finden mußte.

„Ja, Otty, ich weiß es, daß du nicht die Absicht hast, kokett zu sein, — dein Wesen hat nur leicht diesen

Anschein, und darum solltest du alles vermeiden, was es auffällig macht! Ich begreife nicht, wie du Menschen, die dir gleichgültig sind, ja über die du heimlich deine Witze machst, so anmutig anlächeln und sie mit so bezaubernden Augen ansehen kannst! Ich wäre dies gar nicht imstande, denn es ist doch immer ein bißchen Falschheit, den Menschen Empfindungen zu zeigen, die man nicht für sie fühlt!"

Otty lachte hell auf: „Ja du! Du liebe Heilige! Du nimmst alles so furchtbar ernst und solide wie eine Nonne! Wo sollte dann die Fröhlichkeit herkommen, wenn wir alle Leute nach unseren ehrlichsten Gefühlen behandeln wollten! Da würden wir das Lachen bald verlernen! Daß ich recht in diesem Punkte habe, kannst du schon an den Erfolgen sehen! Du bildhübsches, großes, schlankes Mädchen mit dem ewig ernsten, stillen Wesen stehst unbeachtet beiseite, weil du es in deiner Redlichkeit nicht fertig bringst, den Menschen ein X für ein U zu machen! Ich garstiger kleiner Sprühteufel hingegen bin umschwärmt und verehrt wie ein Götzenbild, warum? Weil ich es mit der Aufrichtigkeit nicht allzu genau nehme, sondern die Menschen in meinem Interesse ausnutze. Du nennst das unedel — und egoistisch — und Gott weiß wie noch! Aber du mußt mir zugeben, daß es trotz alledem praktisch und weltklug ist, und daß ich sehr viel bessere Geschäfte im Leben machen werde, als du, mein Liebling!" —

Nora schüttelte traurig den Kopf — und doch konnte sie der kleinen Schelmin nicht zürnen, im Gegenteil, gerade die großen Gegensätze ihrer Charaktere berührten sich sympathisch, und wenn Otty auch in allen anderen Dingen wankelmütig und selbstsüchtig erschien, — in ihrer Freundschaft war sie es nicht, — im Gegenteil, sie kannte keine größere Freude, als Nora Beweise ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu geben, sie überschüttete sie mit Geschenken und fand gar nicht genug Worte, um die Freundin ihrer Liebe und Treue zu versichern.

So waren drei Jahre wie im Flug entschwunden, eine glückselige, harmonische Zeit, an die alle Pensionärinnen voll dankbaren Entzückens zurückdachten.

Nun hatten Noras Eltern die Tochter heimgerufen, und die beiden Freundinnen saßen zum letztenmal Arm in Arm an dem offenen Fenster ihres lieben, trauten Stübchens, um die ganze Poesie solch eines Trennungsschmerzes voll bitter-süßer Tränen auszukosten.

„Nora — wirst du mich auch nicht vergessen?“ — schluchzte Otty und umschlang die Gestalt der Freundin voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Nora küßte die fragenden Lippen: „Welch ein Gedanke, mein Liebling! Du weißt, daß mein ganzes Herz voll steter Treue dir allein angehört!“

Otty richtete sich empor und blickte forschend in das vom Mondlicht beschienene Gesicht der Sprecherin. „Nein, Nora! Das weiß ich nicht!“ stieß sie erregt hervor;

„früher war ich dessen wohl gewiß, aber seit kurzer Zeit — seit du den dritten Brief aus Düsseldorf bekamst — — —"

Nora zuckte leicht zusammen. „Aber Otty — ich verstehe dich nicht —! Was meinst du damit?"

„Was ich meine?! Daß du seit jenem Tage ein Geheimnis vor mir hast, Nora! O glaube ja nicht, daß ich so kurzsichtig und töricht bin! Ich habe es wohl gesehen, wie heiß du erglühtest, als dein Blick die Briefadresse traf, — du kanntest die Schriftzüge ganz genau, und dann verließest du unter einem Vorwand das Zimmer, um das Schreiben heimlich öffnen zu können. Heimlich, Nora! Heimlichkeiten auch vor mir! Glaubst du, ich hätte dich nicht beobachtet? Wie verklärt sahst du aus! Deine Augen strahlten! Dein ganzes Wesen war verändert und ist es auch noch; soll ich dir sagen, warum? Du hast ein Bild erhalten, von einer Person, welche du viel — viel — ach tausendmal lieber hast, als mich!"

Und Otty barg ihr Antlitz schluchzend an der Schulter der Freundin.

Nora von Rastatt war heiß erglüht. Sie atmete schwer auf und drückte die bebende Gestalt der Kleinen fest und innig an sich.

„Nein, Otty — nicht tausendmal lieber . . . wohl aber . . . ach, wohl aber ebenso lieb wie dich!" sagte sie leise mit ihrer weichen, seelenvollen Stimme.

Otty Florenzius hob jählings das Köpfchen. „Also doch! O du Böse! Und davon hättest du mir freiwillig kein Wort gesagt! Ist das etwa ehrliche Freundschaft, wie?!“

Nora verschlang die bebenden Hände. „Verzeih mir, Otty! — Ich sehe es selber ein, daß ich vielleicht unrecht tat, dir etwas zu verheimlichen, was seit Jahren schon meine ganze Seele erfüllte! Aber es gibt Empfindungen, die nicht zum müßigen Geschwätz erniedrigt werden dürfen, und je heiliger ein Gefühl ist, desto sorgsamer verbirgt man es!“ —

Einen kurzen, schweren Kampf kämpfte sie mit sich, dann aber schlang sie jählings die Arme um Otty, blickte ihr wie in beschwörender Frage ins Gesicht und flüsterte: „Meinst du es treu mit mir, Otty — von ganzem Herzen treu?“ —

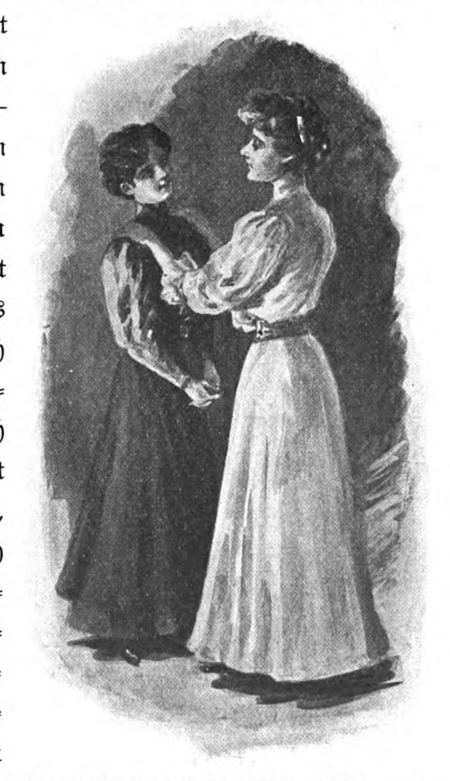
Die Kleine faltete hastig die Händchen über der Brust: „Treu bis in den Tod! — Ich werde dein Geheimnis ewig hüten und wahren!“

Nora küßte sie auf die Lippen, zog das dunkle Lokkenköpfchen fester an sich und flüsterte: „So höre. Es war ein halbes Jahr nach meiner Konfirmation, als meine Eltern mich selber hierher in die Pension brachten, wo ich bis zu meinem achtzehnten Lebensjahre bleiben sollte, denn in meinem kleinen Heimatstädtchen hatte ich keine Gelegenheit, mich in der Musik auszubilden.

Wir reisten über Düsseldorf, und an der Bahn

empfing uns der Sohn eines intimen Jugendfreundes meines Vaters.

Er hieß Raoul von Glärnisch und bildete sein hervorragendes Maltalent auf der Akademie in Düsseldorf aus. — O Otty — welch ein Augenblick, als ich ihm zuerst in die Augen sah! — Ich bin seit jeher ein stilles, ernstes Mädchen gewesen, ich habe niemals geschwärmt und mich bald hier, bald dort begeistert, wie du, kleine Libelle! — Ich bin schwerblütig beanlagt, und ein Gefühl, das mich beherrscht, ist keine Eintagsfliege, sondern ein



Stück Leben, ein Teil meines ureigensten Ichs. — Nie zuvor hatte ich einen Menschen kennen gelernt, der einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, wie Raoul! Seine ideale, sonnige Schönheit entzückte mich, seine Liebenswürdigkeit ließ mein Herz

höher schlagen, seine Kunst, sein reiches Wissen imponierten mir. — Und es war, als ob eine geheime Zaubermacht auch sein Herz in Banden geschlagen. Inniger und zärtlicher ruhte sein Blick auf mir, länger hielt er meine Hand, fester, ausdrucksvoller drückte er sie.

‚Fräulein Nora — wissen Sie wohl, was ich möchte?‘

Ich blickte fragend in seine leuchtenden Augen auf.

‚Als Ingeborg möchte ich Sie malen!‘ rief er leidenschaftlich: ‚Auf einsamem Felsstein am Meere sitzend, das blonde, herrliche Haar gelöst im Winde flatternd, den Falken auf der Hand und den Blick voll tiefen Liebessehnens hinaus auf das graue Nordlandsmeer gerichtet —:

Konnt fernhin sehn —
Die Segel wehn!
Ach sie dürfen Fritjof auf weiten
Meeren geleiten!‘

Ich ward sehr verlegen bei seinen schmeichelhaften Worten, noch verlegener aber senkte ich die Blicke, als ich in seine Augen schaute, die noch viel mehr, — ach so unendlich viel mehr sagten, als diese Worte!

Mein Vater lachte. ‚Könnte wahrlich ein schönes Bild werden, Raoul! Fürerst aber machen Sie Ihre Studien dazu, und Nora spielt noch zwei oder drei Jahre Fingerübungen und Sonaten in ihrer Pension! Wenn ihr dann beide fertig ausgebildet seid und mein Mädel zu uns heimkommt, melden Sie sich zum Besuch an, Freund Glärnisch, und malen die Ingeborg!‘

O wie jauchzte mein Herz bei diesem Gedanken, wie flammte es so heiß und verräterisch in meinen Augen auf!

Nachmittags fuhren wir rheinab, und Raoul begleitete uns.

Es war eine Mondnacht — so wie heute! Lind und duftig — zauberhaft schön und blütenfrisch wie jene Maiennacht, da der Trompeter unter das Turmfenster seiner Margareta trat und das Lied blies: ‚Jung Werner ist der glückseligste Mann im römischen Reich geworden!‘ — Ach Otty, auch ich ward in jenem Frühlingswehen das glückseligste Wesen auf Gottes weiter Welt! Raoul stand neben mir an dem Schiffsgeländer und träumte gleich mir still in die Pracht hinaus, welche, in silberne Lichtfluten getaucht, an uns vorüberzog. —

Und plötzlich nahm er meine Hand in die seine, drückte sie voll leidenschaftlicher Innigkeit und neigte sich nahe, ganz nahe zu mir.

Was er da alles in mein Ohr flüsterte — o ich weiß es noch so genau und vermöchte doch nicht, es zu wiederholen! Aber in jener seligen Stunde gelobten wir uns einander an, und siehst du, Otty, das ist der Grund, warum ich mich so still von allen Vergnügungen, die euch entzückten, zurückzog; warum ich nach keinem andern Herrn blickte und keine Aufmerksamkeiten und Huldigungen duldete. Ich liebe Raoul! Und diese

Liebe wird meines ganzen Lebens Inhalt sein! — Du wirst das noch nicht verstehen, mein Liebling, denn dein flatterhaftes Herzchen hat die große, heilige und wahre Liebe, die selbst den Tod überdauert, noch nicht kennen gelernt!"

„Aber ich werde sie kennen lernen, Nora!" rief das junge Mädchen mit glühenden Wangen und preßte die Freundin leidenschaftlich an die Brust, „und ich werde so lieben wie du! Treu bis in den Tod! O wehe mir, wenn mich dann der Erkorene nicht wiederlieben würde! Ich ginge zugrunde an solchem Unglück! Doch warum jetzt an so etwas denken! Jetzt, wo ich mich mit dir freuen und vor Glückseligkeit in alle Welt hineinjubeln möchte! Der Brief aus Düsseldorf war natürlich von ihm, dem Herrlichsten von allen — und er hat dir sein Bild geschickt — und was geschrieben?"

„Was er schrieb?" Nora lächelte wie verklärt. „Daß er nun meines Vaters Wort einfordern und zu uns kommen wolle, um seine Ingeborg zu malen!" flüsterte sie und strich mit der Hand wie träumend über ihr glänzendes, goldblondes Haar —: „Ach Otty, — du ahnst nicht, was dieses Wiedersehen für mich bedeutet! Den Gipfel alles Glückes! Die Erfüllung all meiner sehnlichsten Wünsche, die Verwirklichung alles dessen, was mir die vermessensten Träume vorgegaukelt!"

Otty nahm das glühende Antlitz der Sprecherin

zwischen ihre kleinen, heißen Hände und küßte stürmisch Wangen und Mund.

„Ja, du wirst glücklich sein, Teuerste! Und ich werde mich in deinem Glück sonnen und mich mit dir freuen! Wer verdient es mehr auf der Welt, als du! — Aber ach —“ und die Sprecherin schlug plötzlich die Hände vor das erregte Gesichtchen und schluchzte laut auf, „wenn du dich verlobst und verheiratest, dann wirst du mich um des Geliebten willen vergessen, dann wird unsere Freundschaft zu Grabe gelegt werden, denn nicht umsonst heißt es: ‚Hochzeitsglocken sind der Freundschaft Sterbeglocken!‘ —“

Nora zog die Weinende voll großer Innigkeit an sich. „Daran glaubst du selber nicht, Otty!“ sagte sie sehr ernst, „dazu kennst du mich zu gut! — Du weißt, daß ich nichts im Leben so hoch und heilig halte wie die Treue! — Wem ich jemals die Treue gelobte, dem halte ich sie unverbrüchlich, mag da kommen, was wolle, mag sie noch so schwer auf die Probe gestellt werden, ich breche sie nicht; aber ich verlange auch von denen, welchen ich mein Herz so völlig zu eigen gebe, daß sie mir wieder die Treue halten! — Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen, Kleine, wohl aber könnte ich um dein sorgloses, flatterhaftes Herzchen bangen, daß es mir nicht eines schönen Tages doch davonfliegt und die arme Nora einsam und unglücklich zurückläßt!“

Otty schüttelte heftig die dunklen Löckchen aus der

Stirn und umarmte die Freundin in ihrer erregten, leidenschaftlichen Weise so ungestüm, daß Nora kaum zu atmen vermochte.

„Ich? Ich sollte dir jemals die Treue brechen?“ rief sie, „niemals, Nora! Das schwöre ich dir! Nicht einmal — nein hundert-, tausendmal! Gott soll mich strafen, wenn ich jemals vergesse, was du mir Gutes getan, wie viel Liebe und Freundschaft du mir geschenkt! Himmel und Erde sollen einstürzen, wenn ich je im Leben falsch an dir handeln oder dich vergessen würde! Hörst du, Liebste, das schwöre ich dir! Und du sollst das gleiche tun — du sollst mir ebenfalls Treue geloben.“ — —

Nora legte mit ernstem Lächeln die Hand auf den Mund der Sprecherin. „Nicht mit solchen Worten, mein Liebling, die klingen theatralisch und überschwenglich, die liebe ich nicht. Hier meine Hand! Und blick in meine Augen, darin sollst du lesen, wie treu ich es mit dir meine!“

Wieder umarmte und küßte Otty Florenzius das ernste Mädchen voll glühender Begeisterung, und als sich der Sturm ihrer Gefühle etwas gelegt, fragte sie plötzlich: „Und sein Bild hat er dir geschickt? Weißt du auch, daß ich dir eigentlich böse sein müßte, weil du dein Geheimnis so lange vor mir gehütet hast? Ich entschuldige es lediglich mit deiner ganzen Art und Weise, die so verschlossen und schweigsam ist, daß man

es nicht als ein Zeichen von Mißtrauen auffassen kann! Nun laß mich aber schnell sein Bild sehen! Ich muß wissen, wie der Mann aussieht, der dieses stolzeste und sprödeste aller Herzen zu eigen gewann!“

Die Sprecherin hustete scharf auf und zog fröstelnd ein Tuch um die Schultern, Nora aber sprang erschrocken von dem Fensterbrett herab. „Du hustest schon wieder, Kleine!“ sagte sie besorgt, „beim Abschiedsfest der Tanzstunde hast du dich doch tüchtig erkältet! Ich warnte dich gleich, als du die kalte Limonade tranktst, du warst viel zu erhitzt, und Tante Emma hatte es auch streng verboten! Komm schnell in das Zimmer! So herrlich diese Mondnacht auch ist, die Luft scheint doch zu kühl für dich zu sein!“

Otty lachte. „O du lieber Angsthase! Dies bißchen Husten ist gar nicht der Rede wert! Da hättest du mal hören sollen, wie ich daheim in dem kalten, großen Gutshaus oft gehustet habe! Beinahe so schlimm, wie mein armes Mütterchen, ehe sie starb! — So; nun hast du deinen Willen. Ich schließe das Fenster und stecke Licht an! Zur Belohnung darf ich nun aber auch sein Bild sehen, — ja?“ —

Etwas zögernd griff Nora in die Tasche ihres Kleides und entnahm ihr einen Brief. Man sah, es kostete sie einige Überwindung, ihr größtes Kleinod fremden Blicken preiszugeben, — und wenn es auch die der besten Freundin waren.

Mit leicht bebenden Händen schlug sie das feine Seidenpapier zurück und bot der Gefährtin die Photographie dar. „Hier sieh!“ sagte sie schlicht und innig: „Mein ganzes Glück!“

Otty neigte sich hastig gegen das Licht, und ihr Blick traf schier ungeduldig forschend das schöne Männerantlitz, das ihr aus dem Bild entgegenlächelte.

Ein leiser Laut höchster Überraschung und höchsten Entzückens.

Wie gebannt starrte sie auf Raoul von Glärnisch nieder, und in Noras Wangen flammte es purpurn heiß vor stolzer, seliger Freude und Genugtuung.

„O Himmel, wie schön, wie blendend schön ist er!“ stieß Otty atemlos hervor: „Wirklich, liebstes Herz — so viel hatte ich nicht erwartet! Welche Augen! Welch ein Gesicht! Der Apoll von Belvedere ist nicht schöner als er! O Nora! Nora! ja du bist glücklich — beneidenswert glücklich!“

Otty rief es in derselben überschwenglichen Weise wie zuvor, und doch hatte ihre Stimme plötzlich einen andern Ausdruck, sie umarmte die Freundin flüchtiger als zuvor und wandte sich sofort wieder dem Bilde zu.

„Hat er blaue Augen? Auf dem Bild hier sehen sie eigentlich dunkel aus! Und die Locken . . . wie bildschön ringeln sie sich um seine Stirn, so ein echter, rechter Künstlerkopf — o und die Hand . . . welch eine klassische Form hat sie! Ist er groß oder klein? Größer

als du? — Und sieht er sehr blaß und interessant aus, oder hat er frische Farben? . . ."

So sprudelte es von ihren Lippen, und Nora griff lächelnd nach dem Bild und sagte: „Halt! halt! eine Frage nach der andern! — Ich denke, ich kann sie alle zu deiner Zufriedenheit beantworten!" Und dabei traf ihr Blick voll zärtlichster Liebe das Bild des Verlobten, und sie neigte das Antlitz und drückte einen Kuß darauf. Über Ottys lebhaftes Gesichtchen flog unmerklich ein Schatten. Sie warf sich auf einen Stuhl und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. „O du Glückliche!" seufzte sie, „ja, es muß schön sein, solch einen herrlichen Herzliebsten zu haben! — Ob der meine wohl jemals ebenso schön sein wird? Ach, einen Maler hatte ich mir seit jeher gewünscht, es ist so poetisch, und die

Künstler sind alle so interessant! Ja, du kannst wirklich lachen, Nora! Du bist ein Glückspilz!"

„Möchte Gott mir dieses Glück schirmen! Raoul ist nicht nur schön, er ist auch brav und edel, und das ist die Hauptsache! Nun aber laß uns zu Bett gehen, mein Liebling, es ist schon sehr spät geworden, und du siehst plötzlich so bleich aus, — die Nachtluft hat dir am Ende doch geschadet!"

Die Sprecherin neigte sich voll zärtlicher Sorge über die Freundin, und Otty schlang voll etwas nervöser Innigkeit die Arme um ihren Nacken.

„Ja, ich bin müde geworden, — wir wollen uns beeilen, daß wir zu Bett kommen. Gute Nacht, meine liebe, liebe Nora, — du Glückliche! — träume von ihm! —"

„Die letzte Nacht in der Pension, — die letzte Nacht in unserm trauten Stübchen!" nickte Nora voll Wehmut, und just als habe sie nur auf einen Anlaß gewartet, um ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen, schluchzte Otty plötzlich laut auf und warf sich bitterlich weinend auf ihre Kissen. „Du sollst nicht fort von mir! Ich ertrage es nicht!" rief sie voll leidenschaftlichen Trotzes, „ich will es nicht! Bleib' hier, Nora! Ich sterbe, wenn du gehst!"

Da nahm Nora die Aufgeregte wie ein kleines Kind in den Arm und beruhigte sie, und als Otty das blasse, weinende Gesicht zum Schlaf neigte, saß Nora noch

neben ihrem Bett und hielt troſtreich und liebevoll die heiße kleine Hand in der ihren.

Spät erſt, als ſie die Freundin in feſtem Schlaf wähnte, ſuchte ſie ſelber ihr Lager auf.

Otty ſchlief aber nicht.

Mit weitoffenen, brennenden Augen lag ſie und ſtarrte in das mondhelle Zimmer. „Wie glücklich, wie beneidenswert glücklich!" war der einzige Gedanke, der ſie beherrſchte, und dabei ſchwebte das ſchöne Männergeſicht vor ihr, wie eine Viſion.

Wahrlich, ſo ſchön hatte ihr noch kein anderer je zuvor gedeucht, und dieſer . . . gerade dieſer war der Bräutigam der beſten Freundin!

Welch irre, wirre Gedanken kreuzen plötzlich hinter ihrer Stirn. Wie mit dämoniſchen Gewalten drängt und treibt es ſie.

Leiſe, ganz leiſe und heimlich gleitet ſie aus dem Bett, ſchleicht neben das Lager der Freundin und taſtet nach deren Kleiderrock.

Hier in der Taſche kniſtert der Brief. — —

Otty beißt wie in leidenſchaftlichem Trotz die Zähne zuſammen und zieht Brief und Bild vorſichtig heraus. —

Lautlos wie ein Schatten flieht ſie mit der koſtbaren Beute in ihre Kiſſen zurück.

Ein neues, ganz fremdes, unerklärliches Gefühl beherrſcht ſie. Sie kennt keine Scham und Reue über ihr verächtliches und frevelhaftes Tun, nur eine Emp-

findung höchster Genugtuung und fiebernden Entzückens überkommt sie.

Nun gehört er auch ihr, der schöne, bildschöne Mann, nun muß ihn Nora mit ihr teilen . . . wenigstens in effigie . . .

Sie verbirgt ihren Raub auf das sorgsamste und schläft ein.

Wüste, beängstigende Träume quälen sie, vor einem Abgrund steht sie — am jenseitigen Ufer Raoul. Sie breitet die Arme nach ihm aus und ruft ungestüm seinen Namen, er lächelt und bietet ihr die Fingerspitzen dar. Sie will sie erhaschen — um jeden Preis — und sie springt blindlings über die Tiefe hinweg. Die Felsen aber weichen zu beiden Seiten zurück — sie kann nicht Fuß fassen und sinkt in die Tiefe . . . Eiseskälte durchschauert sie — ihr Herzschlag stockt — dunkel wie ein Grab wird es um sie her — —

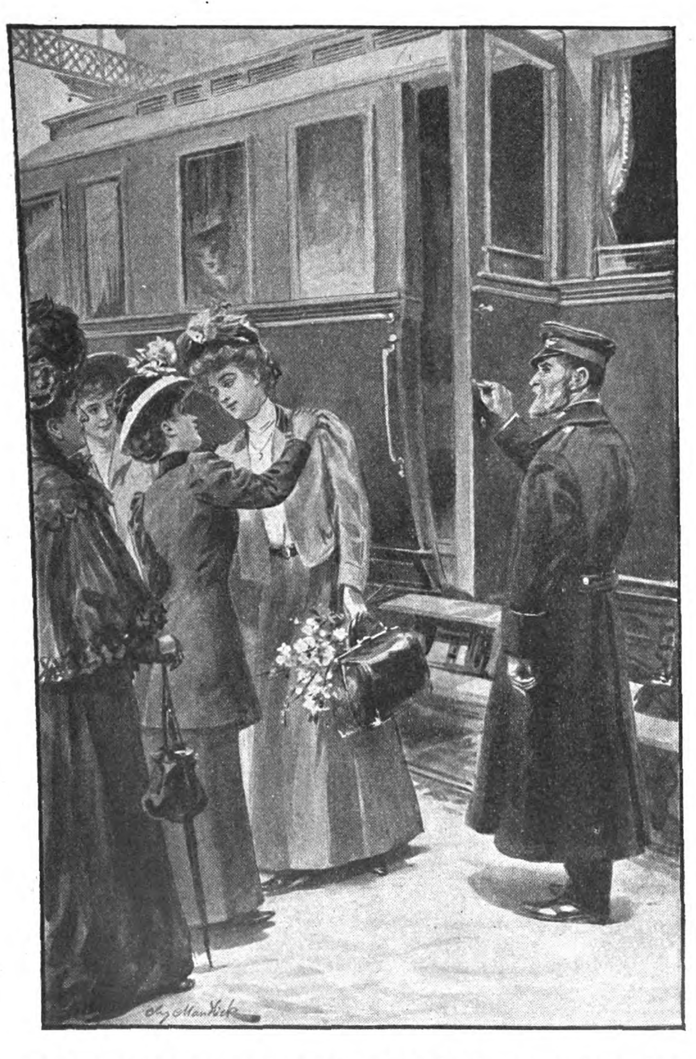
„Nora! Nora!“ schreit sie gellend auf. —

Zwei Arme umfassen sie liebevoll rettend wie die eines Engels.

Sie erwacht.

Nora neigt sich über sie und streicht ihr zärtlich mit der kühlen, weichen Hand über die schweißbedeckte Stirn.

„Kind — du träumst ja gar zu ängstlich! Komm, ermuntere dich, — es ist so wie so schon die höchste Zeit, wir haben es beide tüchtig verschlafen!“



„Bitte einsteigen! einsteigen!“ klingt die Stimme des Schaffners neben ihnen. (S. 322.)

Welch eine Hast und Unruhe.

Nora muß sich in fliegender Eile ankleiden, frühstücken, sich verabschieden.

Die ganze Pension gibt ihr das Geleit zum Bahnhof.

Arm in Arm schreitet sie mit Otty, und wenn sie in das blasse Gesichtchen sieht, das sichtlich vermeidet, die Augen zu ihr aufzuschlagen, so überkommt sie tiefste Rührung und Mitleid. Wie schwer, wie unendlich schwer fällt dem armen Kind der Abschied!

Der letzte Kuß — die letzte Umarmung, — da hebt Otty plötzlich das Köpfchen und blickt der Freundin mit seltsam flehendem, beinahe zwingendem Blick in das Antlitz.

„Ich besuche dich, Nora — ich muß dich besuchen! Ich sterbe vor Sehnsucht!“ stößt sie hervor.

„Ei, du liebes Närrchen, das ist doch selbstverständlich!“ lächelt Fräulein von Rastatt: „Das haben wir doch längst ausgemacht! Du meintest nur, vor dem Herbst werde es dir nicht recht möglich sein — —“

„Doch! Doch!“ nickt Otty aufgeregt, „ich komme schon bald — sehr bald —! Schreib mir nur alles, sehr, sehr ausführlich . . .“

„Bitte einsteigen! einsteigen!“ klingt die Stimme des Schaffners neben ihnen, die Pensionsmutter schließt ihren Zögling noch einmal in die Arme — man trennt sich.

Einsilbig und voll düsterer Träumerei — oder ganz unmotiviert ausgelassen und übermütig ist Otty Florenzius.

Man nennt es Heimweh nach Nora und beklagt sie im stillen.

Schon der zweitfolgende Tag bringt ihr einen Brief von der Freundin.

Nora schreibt ganz unglücklich und verzweifelt. In dem Reisetrubel hat sie Brief und Bild verloren. „Hat es sich vielleicht in unserm Zimmer gefunden? Ach, Otty, ich weine mir die Augen danach aus, es kommt mir vor wie ein böses, trauriges Omen . . .“

Nein, weder Bild noch Brief hatte sich gefunden! Otty schrieb in sehr überschwenglichen Worten ihr Bedauern darüber. „Und sollte es ein böses Omen sein, mein Liebling, — so nimm es dir ja nicht zu Herzen! Du weißt, daß Ehen im Himmel (oder in der Hölle!!) geschlossen werden, und manch aufgelöste Verlobung hat sich schon als großes Glück erwiesen!“ —

Nora antwortete bald. „Daß du kleine Schmetterlingsseele dich bald über eine gelöste Verlobung trösten würdest, glaube ich wohl! Du weißt aber, wie verschieden wir beanlagt sind. Raouls Liebe verlieren bedeutet für mich den moralischen Tod. — Mein Leben würde von solchem Augenblick an ausgelebt sein, denn ohne ihn kein Glück! — Gott sei Lob und Dank brauche ich solch ein namenloses Unglück aber wohl nicht zu befürchten. Eben meldet

sich Raoul an. In acht Tagen ist er bei uns. Ich habe ihn gebeten, erst das Bild seiner Ingeborg zu vollenden und dann von meinen Eltern das Jawort zu erbitten, — sehen sie, welch ein Künstler er ist, entschließen sie sich wohl eher, denn noch trägt Vater mancherlei Bedenken, da weder Raoul noch ich über große Mittel verfügen . . ."

Ottys hübsches, pikantes Gesichtchen mit den unruhig flackernden Augen hatte sich zuerst verdüstert, bei den letzten Zeilen aber blitzte es wie eitel Genugtuung darüber hin.

„In acht Tagen! Vortrefflich, daß der Doktor sich plötzlich so besorgt wegen meiner Lunge zeigt, sie wird den Vorwand abgeben, daß ich Luftveränderung brauche und reisen kann." Ja, Otty hustete mehr denn je und die Röte auf ihren Wangen vertiefte sich. Das stand ihr vortrefflich, und die großen, glänzenden Augen waren fesselnder und eigenartiger als zuvor.

Ja, Luftveränderung!

Der Arzt und die Pensionsmutter konferierten längere Zeit und sahen beide recht besorgt aus. „Die Mutter ist auch an der Schwindsucht gestorben, es liegt in der Familie! Man muß sofort etwas dafür tun."

Otty hatte an ihren Vater geschrieben, und der sehr ängstliche alte Herr wünschte die sofortige Heimkehr der Tochter, um mit ihr in ein heilsames Bad abreisen zu können.

Das junge Mädchen nickte sehr befriedigt vor sich hin und packte voll stürmischen Eifers die Koffer. Zuvor aber machte sie die weitestgehenden Einkäufe, Toiletten, Hüte, Mäntel und Matinees, alles so elegant und kostbar wie möglich.

„Ich reise ja zuvor zu Nora Rastatt, — da muß ich doch anständig aussehen, sonst hält man mich für ein armes Aschenbrödel!“ sagte sie mit wunderlichem Blick.

Und sie reiste zu Nora ab.

Welch ein Jubel des Wiedersehens!

Fräulein von Rastatt war von derselben ruhigen, tiefsinnigen Herzlichkeit wie stets, ihr schönes Antlitz war verklärt von einem Hauch stillen Glückes, das machte sie älter und gereifter aussehend noch als früher.

Ottys überschwengliche Zärtlichkeit wirkte beinahe etwas unnatürlich.

Es hatte den Anschein, als suche sie gewaltsam mit schönen Worten über ein gewisses Etwas hinweg zu täuschen, was sich entfremdend zwischen sie und die Freundin geschoben. In dem Hause des pensionierten Oberstleutnants ging es schlicht und still zu, und so war es plötzlich, als sei mit dem eleganten kleinen Fräulein Otty ein ganz neuer Hauch unter das Dach geweht.

Welch ein Unterschied zwischen den beiden jungen Mädchen!

Nora, die stets tätige, wirtschaftliche, schritt in ihren schmucklosen Hauskleidern und praktischen Schürzen wie die verkörperte Prosa neben der Freundin her, welche in weißgestickten Kleidern, spitzenbesetzt und von farbigen Schleifen umflattert, wie ein reizendes Sommerwölkchen durch Haus und Garten schwebte.

Alles war Grazie, kecke, sprühende Laune an ihr, ihre zarte, wohl allzuzarte Gestalt stach sylphenhaft ab gegen die stolze, germanische Schönheit der kraftvoll blühenden Nora, die so gar nicht neben der pikanten Anmut des brünetten Sprühteufelchens zur Geltung kam.

Jede Schönheit und Eigenart wirkt auf das Auge eines Künstlers, und Raoul, dessen Malerauge besonders empfänglich für neue und anmutige Motive war, erblickte voll ehrlichen Entzückens in Otty die Quelle manch eines neuen, anregenden Gedankens. Ihre geschmackvollen, eleganten Toiletten gefielen ihm, sie stachen für den Künstler so vorteilhaft ab gegen die graue Einfachheit der Geliebten, auch amüsierte ihn das lebhafte, amüsante Wesen Ottys, ihr schelmisches Kokettieren, ihre fieberische, irrlichtartige Unruhe.

Nora lag kein Gedanke ferner, als der der Eifersucht, und als Raoul den Wunsch aussprach, Otty skizzieren zu dürfen, — er gebrauche noch lichte Geister für sein geplantes Gemälde „Im Reiche der Proserpina“, und die umschatteten, so übernatürlich glänzenden Augen

des Fräulein Florenzius paßten unbeschreiblich gut in die bläulich leuchtende Grotte des Orkus — da war es Nora selber, welche voll freudigen Eifers diese Idee aufgriff und den Vorschlag machte, während der „großen Waschwoche" sollten die Sitzungen für Ingeborg unterbrochen und Otty im Schleier der Euridice skizziert werden. —

Wo die Bäume des Gartens ihr grüngedämpftes Licht verbreiteten, malte Raoul sein neues Modell.

Nora wohnte den ersten Sitzungen bei, und ihr treues, redliches Auge weilte voll Entzücken auf dem Köpfchen der Freundin, das mit geisterhaft großen Augen aus dem bleichen Schleiergewebe hervorträumte.

Ein paarmal überkam es sie wie ein leichtes Grauen. Es lag so etwas Überirdisches, Schattenhaftes in diesem Geistergesichtchen — und wenn sie hustete . . .

Raoul lachte über ihre Befürchtungen. „Fräulein Otty ist kerngesund! Zart und ätherisch, vielleicht ein bißchen bleichsüchtig . . . das wird sich alles schnell geben, wenn sie sich auf der Badereise erholen und pflegen kann. Ihr Vater ist ja ein schwerreicher Mann, der kann wohl alles tun, um seiner Einzigen eine kleine Erkältung wegzuschaffen!"

Die nächsten Tage war Nora viel im Hause beschäftigt, und wenn sie einmal einen flüchtigen Blick in das „Reich der Proserpina" warf, so war sie meist so eilig, daß ihr

die eigentümlich beklommene Stimmung, die wortkarge Verlegenheit der beiden kaum auffiel.

Sie fand auch keine Gelegenheit, viel mit Raoul zu plaudern oder einen Blick und Händedruck mit ihm zu wechseln, es schien, als ob er selber jede Gelegenheit dazu vermeide! Sein Wesen war plötzlich zerstreut, nervös und unruhig, und dabei klagte er über Muskelschmerzen im Arm, die ihm das Malen zurzeit sehr erschwerten

Er glaubte, es sei wohl besser, eine Pause zu machen.

Das „Ingeborgbild" sei ja nicht so eilig, er könne fürerst noch eine kleine Studienreise machen und es später vollenden.

Auch Otty überraschte die Freundin mit dem Entschluß, daß sie sich unbedingt schon in den nächsten Tagen mit ihrem Vater treffen müsse; er sei jetzt am besten daheim abkömmlich, und die Badereise dürfe aus diesem Grunde nicht länger hinausgeschoben werden! —

Da Otty zuvor stets versichert hatte, sie sei an keinerlei Zeit gebunden, wunderte sich Nora wohl über die plötzliche Eile; da sie aber annahm, daß der Gutsbesitzer in der Tat mit den Tagen rechnen mußte, so nahm sie voll unverändert großer Herzlichkeit Abschied von ihrem kleinen Liebling.

Otty schien wieder sehr unter der Trennung zu leiden, sie sah ganz verstört aus, war einsilbig oder von einer ganz unmotiviert überschwenglichen Zärtlichkeit, weinte sogar und sagte den Eltern ihrer Freundin in so über=



stürzter Weise Lebewohl, daß sie wie ein helles Sommer=wölkchen davongeflattert war, ehe man recht zum Be=wußtsein dessen gekommen war.

Noras Blicken wich sie beharrlich aus.

„Schreibst du bald?" bat Fräulein von Rastatt mit treuem Händedruck.

Da grub Otty die spitzen Zähnchen in die Lippe und nickte hastig: „Du wirst bald von mir hören, — Gutes, viel Gutes!“ — Und dann warf sie sich noch einmal jählings an die Brust der Freundin und lachte hell auf: „Nicht wahr, Nora, die Mädchen, die an gebrochenem Herzen sterben, sind Närrinnen? — Um Gottes willen nicht hinter einem Manne hertrauern —! Es gibt ein so hübsches Lied — kennst du es:

Ich hab mir Rosmarin gepflanzt,
Er wollte nicht treiben, —
Ich hab mit einem Bursch getanzt —
Der wollte nicht bleiben!
Die Straße ist frei!
Und mag er mich nicht — —
So läßt er's bleiben!

Nicht wahr, Nora, so vernünftig muß man sein? Und Gott sei Dank, du bist ja so ein gutes, vernünftiges Mädchen!“

Überrascht starrte Nora die Sprecherin an. Sie wußte nicht, was Ottys frivole Worte bedeuten sollten, aber ehe sie fragen konnte, setzten sich die Räder des Zuges in Bewegung, und wie eine Vision entschwand ihr das aufgeregte Gesichtchen ihrer so sehr geliebten Gefährtin, die heißgeröteten Wangen und die fieberisch glänzenden Augen.

„Wie schön sah sie doch aus, die kleine Seele aus dem Reich der Proserpina!“ lächelte Nora tief in

Gedanken und schritt langsam nach Hause zurück, wo es plötzlich so still und einsam geworden war.

Jetzt erst, wo auch Otty gegangen, empfand sie voll und ganz das Wehe, welches ihr der Abschied des Geliebten geschaffen.

Über acht Tage waren vergangen, da traf ein dicker Brief aus Wiesbaden ein.

Er trug die Schriftzüge Raouls.

Wie hatte sie voll Sehnsucht und Herzeleid auf Nachricht von ihm gewartet!

Nun jauchzte ihr Herz auf! Mit bebenden Fingern erbrach sie den Umschlag. Ein kurzer Brief von ihm — ein steifes Kartonpapier mit Goldrand — —

Erstaunt starrt Nora es an, — neigt sich näher und liest . . .

Ein leiser Weheschrei, — ein Blick namenlosen Entsetzens — — der Rittergutsbesitzer Florenzius zeigt die Verlobung seiner einzigen Tochter Ottilie mit Herrn Raoul von Glärnisch an! Träumt sie? Ist sie bei Sinnen? Quält sie nicht ein entsetzlicher Fieberwahn?

Otty und Raoul verlobt! — Sie, die beiden Menschen, die sie so unsagbar liebt, denen sie vertraut hat — an deren Treue sie geglaubt wie an sich selbst — sie haben ihr Leben vergiftet und sie betrogen? O, so erbärmlich — so schnöde verraten und hintergangen! —

Ihr Blick irrt über Raouls Zeilen.

Sie enthalten die alten Phrasen von Übereilung, von nicht-zusammenpassen und -harmonieren, sie flehen um Nachsicht und großmütiges Entsagen: „Ich lernte mich selbst und mein Herz erst verstehen, seit ich Otty begegnete. Wie ein Rausch des Entzückens, wie ein Traum der Leidenschaft kam es über mich. — Glaube mir, Nora, ich habe dagegen angekämpft wie ein Held, mit dem ehernen Willen und der Verzweiflung eines Mannes, der fest entschlossen ist, seiner Ehre und Pflicht zu genügen. Aber die Liebe war stärker als ich. Vergib mir, Nora! Ich weiß, wie unrecht ich handle, und dieses Bewußtsein ist der Gifttropfen in dem Becher des Glückes, ich werde es nie verwinden. Und dennoch sündige ich gegen dich und dein treues Herz! Ist das zu verstehen? Nur wer liebt, kann es begreifen, denn die Liebe ist eine Krankheit, ein Wahnsinn, welcher uns zu willenlosen Spiel bällen unserer Gefühle macht!" —

Tränen stürzten aus Noras Augen.

„Nein, das ist die Liebe nicht!" schrie es in ihrem Herzen auf: „Die wahre und echte Liebe ist weder Krankheit noch Wahnsinn — und das, was dich an Otty fesselt, hat nichts mit diesem heiligen Gefühl gemein! — Wehe der Liebe, wenn sie so hilflos in der Sünde Sold stände!" — — Und hier am Schluß noch ein paar Worte von Otty: ‚Verzeih mir, Nora, — ich konnte nicht anders! Ich liebe ihn! — Mehr als alles, mehr selbst als dich! — Und wenn du mir fluchst und zürnst in

Ewigkeit — ich kann nicht anders, ich sterbe ohne ihn!" —

Mit einem Ausdruck des Ekels schleuderte Nora den Brief von sich, schlug die Hände vor das leichenblasse Antlitz und verharrte regungslos.

Anfänglich hatte der unverhoffte, namenlose Schmerz sie völlig gebeugt.

Tagelang wankte sie schattenhaft bleich, stumm und tränenlos durch das stille Haus, den einsamen Garten.

Ihre Eltern befanden sich auf einer kleinen Reise, sie war ganz allein, ganz verlassen in dem unaussprechlichen Weh, an welchem ihr Herz tropfenweise verblutete.

Eine grenzenlose Verachtung für die beiden Verräter erfüllte sie, und dieses Gefühl der herbsten Nichtachtung gegen Menschen, die man früher über alles geliebt, quälte sie mehr als der Gedanke an ihr gemordetes Glück, an ihre einsame, trostlose Zukunft.

Allmählich begann sie ruhiger zu denken. Die Erbitterung wich einem tiefen, schmerzlichen Mitleid.

Können zwei Menschen, die ihr Glück auf Verrat und Treubruch, auf dem vernichteten Dasein einer anderen erbauten, können die jemals glücklich sein?

Gewiß nicht.

Das, was sie zusammenführte, war keine Liebe, sondern ein kurzer Rausch, eine Verblendung, die über kurz oder lang ihre Macht verlieren muß.

Dann werden die Augen, die zuvor mit Blindheit geschlagen, sehend werden, und was sie erblicken, wird Elend sein!

Jede Weihe, jede hohe und heilige Lauterkeit fehlt einer Liebe, die von der Leidenschaft in den Staub gezerrt wurde. —

Und wo Gott nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen. —

Otty und Raoul werden sich heiraten, und es wird eine unglückliche Ehe mehr auf der Welt geben.

Hat der junge Maler aus Egoismus gewählt? Hat ihn das Gold der reichen Erbin geblendet? O nein! — Nora wies diesen Gedanken weit von sich.

Raoul konnte wohl in leidenschaftlicher Aufwallung eine Kette zerbrechen, die fürerst nur lose und leicht aus Rosen geschlungen war, aber niedrig und gemein konnte er nicht handeln, das wußte Nora, und trotz allen Herzeleids hielt sie die Erinnerung an jene beiden Menschen in ihrem Herzen wert und treu, immer noch entschuldigend und begütigend, wenn ihr Gerechtigkeitsgefühl sie anklagen wollte. —

Und je mehr sie sich klar wurde, daß man jene armen, fried- und ruhelosen Seelen mehr beklagen, als ihnen zürnen müßte, um so friedlicher und stiller ward es in ihrem Innern; sie gedachte der Verlorenen, wie man an Verstorbene denkt, — die man liebt und denen man die

gelobte Treue hält, gleichviel, ob das Grab seinen dunklen Abgrund zwischen uns und ihnen aufgerichtet.

Ist die Liebe wirklich eine Krankheit, ein Wahnsinn? —

O gewiß nicht. Noras großes, edles Herz wußte es besser. Ihre Liebe glich derjenigen, welche zum leuchtenden Vorbild jedweder Liebe geworden, — sie trägt alles, sie glaubt und duldet alles — die Liebe hört nimmer auf!"

Oft flogen ihre Gedanken wie weiße Tauben über Berg und Tal.

Ach, daß sie einmal — nur einmal noch Nachricht von Otty bekäme!

Haben sie schon geheiratet? Wo leben sie? Ist ihr Rausch schon verflogen, oder sind sie dennoch, trotz allem und allem, glücklich geworden, so wie Noras Gebet es ihnen in letzter Zeit so oft erflehte? —

Keine Antwort auf alle diese brennenden Fragen. Der Herbst zieht in das Land, der Winter kommt und breitet sein weißes Bahrtuch über die Erde.

„Nun sollst du tanzen und dich amüsieren, Nora!" hat ihr Vater fröhlich ausgerufen. „Zuvor machen wir eine Reise nach Berlin! Ich habe fleißig gespart und denke, es sollen herrliche Tage dort werden. Du mußt einmal heraus und die große Welt kennen lernen, Kind! Hier in der kleinen Stadt versauerst du mir, das sehe

ich alle Tage an deinen blassen Wangen und den müden, traurigen Augen!"

Diese traurigen Augen leuchteten hell auf. „Nach Berlin!" — wie lange war dies schon ihr sehnlichster Wunsch gewesen! Eine gute Oper — erlesene Konzerte hören, — wahrlich, diese genußreiche Abwechslung wird Balsam für ihr krankes Herz sein!

Voll Entzücken lebte sich Nora in diesen lockenden Gedanken ein, bereitete alles für die schöne Zeit vor und sehnte den Tag der Abreise herbei, — endlich sollte ihr armes, verkümmertes Leben einmal bunte, heitere Blüten tragen.

Da kam ein Brief.

Nora starrte mit bebenden Lippen auf die zittrige matte Schrift hernieder. Von Otty! Ein Brief von Otty! Aus Montreux in der Schweiz geschrieben!

Mit bebenden Fingern, kaum fähig sich zu beherrschen, erbricht sie ihn.

Die Zeilen sind kurz mit Bleistift geschrieben.

„Meine Nora! Ich weiß, ich habe kein Recht mehr, an Dich zu schreiben, geschweige Deine Barmherzigkeit und Deine alte Liebe zu mir anzurufen; dennoch tue ich es. Was ich auch gegen Dich gefehlt — der Tod ist ein großer Versöhner — und ich bin eine Sterbende. Ja, eine Sterbende, die doch nicht sterben kann, ehe sie noch einmal Deine Hand gehalten, ehe sie Deine Vergebung erfleht hat. Nora, sei noch einmal der gute Engel, der Du

mir stets gewesen, — ach, komm noch einmal zu mir! Komm, ehe es zu spät wird! Ich möchte schlafen, Nora, so wie ehemals, wenn ich zu aufgeregt war und keine Ruhe fand, bis Du an meinem Bette saßest! Bring mir Ruhe und Frieden, Nora — laß mich noch einmal in deinem Arm entschlummern, zum letztenmal!"

— — — —

Tränen stürzten aus den Augen der Lesenden, sie war nicht mehr imstande, die Worte zu lesen, die Ottys Vater den Zeilen beigefügt, sie bedeckte das Antlitz mit den Händen und schluchzte voll tiefsten Wehs.

Otty eine Sterbende! —

Da war alles vergessen, was zwischen dem Jetzt und Ehemals lag, all das Falsch, die Untreue, die bittere Kränkung, — Noras edles, großes Herz hatte es nie verlernt, zu lieben und die Treue zu halten, und so entsetzt ihre Eltern auch waren, daß sie die ganze lockende

Lust und Freude der Berliner Reise aufgeben und an ein Totenlager eilen wollte, — Nora flehte so inständig, bis sie die Erlaubnis erwirkt hatte.

Eine Depesche verständigte Herrn Florenzius von ihrem Kommen, und einige Tage später trat Fräulein von Rastatt in das Hotelzimmer, in welchem ihre unglückliche, junge Freundin bleich und sterbensmatt auf einer Chaiselongue lag. Voll zitternden Schrecks neigte sich Nora über die Kranke. Wie sah das ehedem so reizende, lebhafte und kecke Mädchen aus! Wahrlich, ein geisterhafter Schatten aus dem Reiche der Proserpina.

Die großen, dunklen Augen glänzten noch wie ehemals voll fieberischer Glut aus dem fleischlosen Gesichtchen, das so weiß und durchsichtig wie das spitzenbesetzte Morgenkleid in den stützenden Kissen ruhte.

„Nora! Nora!“ flüsterte sie mit verklärtem Blick, eine dunkle Blutwelle ergoß sich über die Wangen, und die abgezehrten kleinen Hände umklammerten die Hand der Freundin. „Gott segne dich, daß du kommst!“

Die Balkontür stand weit geöffnet, — drunten blitzte und flimmerte der Genfer See im Sonnengold, und die weißbeschneiten Alpen grüßten voll stummer Majestät herüber.

Da saß Nora neben der Sterbenden und scheuchte voll zärtlicher Liebe alle Todesschatten noch einmal zurück, — Otty aber flüsterte, ohne sich das anstrengende Sprechen verbieten zu lassen: „Nun laß mich beichten,

Herzliebe, — meine Zeit ist knapp. Sieh, Nora, als ich dir einst in der Pension — in der letzten Mondnacht am Fenster — Treue gelobte, da sagte ich: ‚Gott soll mich strafen, wenn ich sie breche!‘ Ich habe sie gebrochen, und Gott strafte mich, wie ich es verdiene! Unterbrich mich nicht — sage kein Wort der Anklage gegen Raoul, — wehe mir, wollte ich meine Schuld auf ihn wälzen! Ich bin die Verräterin — ich habe ihn mit allen erdenklichen Koketterien und Verführungskünsten an mich gezogen! O wie tapfer hat er sich dagegen gewehrt, aber er war ein Mann — ein Künstler — er wurde schließlich doch schwach — — ach Nora — nicht diesen düstern Blick, du ahnst nicht, wie sehr ich ihn betörte! Und das kam nicht plötzlich — o nein, ich liebte ihn seit dem Augenblick, wo ich sein Bild sah, wo ich es dir noch in derselben Nacht aus der Tasche stahl — da schon ward ich zur Verräterin an dir und schwor mir zu, daß ich Raoul zu eigen gewinnen wolle um jeden Preis! — Nora — schauderst du nicht? Weichst du nicht voll Abscheu zurück von mir? — Du läßt mir deine Hand und lächelst mir unter Tränen zu! — O du Engel voll himmlischer Güte! Gott segne dich dafür. — Hör weiter, Nora! Ich betörte Raoul, und in einem jähen Rausch, einer flüchtig aufwallenden Empfindung für mich, verließ er dich und verlobte sich mit mir. — Nun glaubte ich die Höhe alles Erdenglücks erreicht zu haben. Ich irrte mich. — Ach schon bald, sehr bald verflog der

schöne Wahn. Ich liebte Raoul zu namenlos, um es nicht voll Entsetzen zu empfinden, daß er mich nicht liebte, daß die Erinnerung an dich ihn nicht verließ, daß wahnsinnige Reue und Sehnsucht ihn quälten. Ich litt bei dieser Erkenntnis Folterqualen der Eifersucht — ich bot alles auf, seine erkaltende Leidenschaft für mich neu zu entflammen, umsonst, er blieb kühl, gleichgültig — wir entfremdeten uns von Tag zu Tag mehr. Bei meinen verzweifelten Bemühungen, ihn an mich zu fesseln, mutete ich mir Anstrengungen zu, denen ich nicht gewachsen war. Bei einem Gartenfest erkältete ich mich auf den Tod. — Diese schwere Erkrankung war wohl der Grund, welcher Raoul hinderte, seine Verlobung mit mir wieder aufzulösen; nur sein Mitleid mit der Sterbenden läßt ihn noch zarte Rücksichten üben! Da sieh — jene Blumen kamen von ihm — so weiß und duftlos wie seine Liebe zu mir, — nur Scheidegrüße, keine Flamme der Liebe mehr! — Ja, Raoul ist unglücklich, so namenlos unglücklich, wie du es bist, Nora, — ihr beide so elend durch meine Schuld! — Welch ein schweres, schweres Sterben ist das! Die Last der Anklage erdrückt mich, sie läßt mich nicht zum Himmel empor! O Nora — ich kann keine Ruhe finden, ehe ich nicht gesühnt habe, was ich an euch verbrochen!" Die Kranke hatte mit großer Anstrengung gesprochen, leise und abgerissen, oft von qualvollen Hustenanfällen unterbrochen, jetzt streckte sie der Freundin voll flehender Angst beide Hände

entgegen und flüsterte: „Nora — vergib ihm um meinetwillen! Hab ihn wieder lieb wie früher — gelobe dich ihm von neuem an . . .“

Bisher hatte Fräulein von Rastatt voll innigster Liebe und Barmherzigkeit die Sterbende im Arm gehalten, ihr süße Worte des Trostes gesagt und sie ihrer vollen Vergebung versichert — jetzt schrak sie empor, löste jählings ihre Hände aus denen der Kranken und trat mit flammenden Wangen abseits.

„Still, still, Otty, kein Wort davon!“ stieß sie mit beinah heiserer Stimme hervor, „davon kann nie — nie wieder die Rede sein! Ich zürne Raoul nicht mehr — ich habe ihm um meines Herrn und Heilands willen vergeben, — aber ihm wieder angehören — ihn lieben wie früher — — nie!“ —

„Nora!“ Wie angstvoll und flehend klang das von den farblosen Lippen.

Da trat Nora an die geöffnete Balkontür, zu der die blühenden Rosen hereinnickten, strich mit der Hand über die duftenden Kelche und sagte ernst und ruhig: „Laß dies deine geringste Sorge sein, Otty. Ein Mann, der seine Braut so leicht und schnell, so ohne jeden Seelenkampf verläßt, ist nicht danach angetan, um an gebrochenem Herzen zu sterben. Ich glaube nicht mehr an Raouls Liebe, und einen Mann heiraten, dem man nicht vertrauen und glauben kann, ist kein Glück, sondern ein

unaussprechliches Elend, viel größer als die Vereinsamung und das ewige Scheiden und Meiden!" —

„Du wirst deinen Glauben an ihn zurückgewinnen, Nora, wenn du siehst, wie sehr er gelitten und gebüßt, wie sehr er dich noch liebt und ohne dich seines guten Geistes beraubt ist!"

Nora schüttelte ernst den Kopf. „Tote Liebe erblüht nicht neu, ebensowenig wie jemals der Schnee blühende Rosen deckt! — Und so wenig wie sich dieses Wunder je ereignen kann — so wenig wie ich diese duftenden Kelche hier je von dem Leichentuch des Schnees bedeckt sehe, ohne daß er sie zu Tode friert — so wenig wird auch meine und seine Liebe wieder in alter Maienfrische erstehen!" — Nora wandte sich wieder zurück, neigte sich über die Kranke und küßte sie liebevoll auf die Stirn. „Es gibt keine Wunder mehr, Otty, und ohne Wunder und Zeichen glauben unsere armen, toten Herzen nicht mehr. — Laß das Vergangene vergessen sein, mein Liebling —! Sieh, da kommt deine Wärterin, um dich für die Nacht zu betten. Ich sitze wieder bei dir und halte deine Hand, — und du schläfst so süß und ruhig ein, wie ehemals in der Pension, wenn draußen der Mond leuchtete und die Nachtigallen im Garten sangen!"

Otty antwortete nicht, ein neuer Hustenanfall erschütterte ihre schwache Brust, und die Wärterin und Herr Florenzius walteten voll Angst und Sorge ihres schweren Amtes.

Die Kranke umklammerte mit fieberheißen Händen die Rechte der Freundin, aber sie fand dennoch keine Ruhe, so zärtlich Nora auch für sie sorgte. —

„Es gibt keine Wunder mehr? — O lieber Herrgott, laß ein Wunder geschehen!" murmelte sie wieder und immer wieder, leise, unverständlich, qualvoll — bis die Wärterin das beruhigende Pulver mischte und Nora mit flehender Geste aus dem Zimmer schob. —

Todmüde legte sich Fräulein von Rastatt zur Ruhe. Die Anstrengung der weiten Reise und die große seelische Erregung forderten ihr Recht. —

Ein lautes, starkes Klopfen an der Tür weckte sie.

Erschrocken richtete sie sich auf.

Der Tag leuchtete hell in das Zimmer, die Uhr zeigte schon eine vorgerückte Stunde.

„Gnädiges Fräulein! Ach bitte, kommen Sie so schnell wie möglich einmal zu Fräulein Otty in den Salon!" klang die angstvolle Stimme der Wärterin vor der Tür.

„Sofort! Um Himmels willen, steht es schlechter mit ihr?!"

„Sehr, sehr schlecht! Bitte, eilen Sie sich, gnädiges Fräulein!"

Mit zitternden Händen, in fliegender Hast kleidete sich Nora an.

Dann eilte sie voll banger Sorge in den Salon.

Noch hatte sie sich keine Zeit genommen, die Gardinen aufzuziehen und einen Blick in den Garten hinaus=

zuwerfen, um so überraschter war sie, als sie in das Zimmer trat.

Otty lag in ihrem Krankenstuhl, der dicht neben die großen Spiegelscheiben der Balkontür geschoben war.

Gestern standen diese weit offen, heute hatte man sie geschlossen.

Mit weit offenem, starrem Blick, in welchem sich die tödliche Fieberglut spiegelte, schaute Otty der Freundin entgegen, eine große, lebhafte Spannung, eine beinahe überirdische Verklärung lag auf den hageren Zügen.

„Nora!“ flüsterte sie mit einem Versuch zu sprechen und streckte ihr beide Hände entgegen —: „Das Wunder, Nora . . .“

Sie konnte nicht vollenden, ihre Stimme erstickte — mit verzweifelter Anstrengung richtete sie sich in den Kissen auf und deutete mit der abgezehrten Hand auf den Balkon hinaus. „Siehst du es?“ fragte ihr leuchtender Blick.

Fassungslos vor Staunen schaute Nora auf das Wunder, das sich ihren Augen bot. Wahrlich ein Wunder!

Da lag auf den frisch blühenden Rosen des Balkons der Schnee, — wirklicher, echter Schnee, über welchen die Sonnenstrahlen flimmerten, ihn voll zärtlicher Hast von den zarten Blüten fortzutrinken! Eine Schneewehe, die von den Alpen herabgestäubt war, deckte für kürzeste Frist das sonnige Tal!

Rosen unter dem Schnee!

Und sie sahen so frisch und herrlich aus, so gar nicht geknickt und zu Tode gefroren, sondern richteten sich nur



blühender und kraftvoller empor, wenn der feine Lufthauch die starre Winterlast von ihrem Haupte schüttelte.

Rosen unter dem Schnee!

Nein, sie waren dem Eiseshauch nicht erlegen, sie lächelten so wundersam durch die Scheiben herein, als sprächen sie aus stummen Kelchen dennoch eine gar heilige, beredte Sprache —: Die Liebe und wir Rosen gleichen einander! Denn die wahre, echte, heilige Liebe glaubt alles — und duldet alles — und verzeiht alles — die Liebe höret nimmer auf!

„Nora!" klang es wie ein leiser, flehender Hauch von den Lippen der Sterbenden.

Da rang sich ein lautes Aufschluchzen aus der Brust des schlanken, blonden Mädchens neben ihr, Fräulein von Rastatt sank wortlos neben der Freundin nieder und drückte die Lippen auf die bebende kleine Hand. —

„Nora, verzeihst du ihm und mir?" —

„Ja, Otty ich habe verziehen —! In diesem Augenblick weiß ich es mehr denn je, daß auch der Winterschnee herbsten Leides meine Liebe nicht zu Tode frieren konnte!"

Ein selig erstrahlender Blick aus brechenden Augen. Otty gab ein schwaches Zeichen mit der Hand — und ihr Vater öffnete mit tränenfeuchten Wangen die Tür eines Nebenzimmers.

Raoul stand auf der Schwelle und trat hastig näher. Sein Blick suchte voll banger Frage die verlassene Braut. —

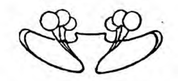
Nora erbebte. — Alles Blut wich ihr zum Herzen,

— aber ihr Auge ruhte liebevoll, voll ernsten Friedens auf dem Geliebten.

Da tastete Otty nach beider Hände und fügte sie mit flehendem Blick zusammen, — und als sie sah, daß sie sich gefunden in dem festen Druck eines ewigen Gelöbnisses, da ging es wie ein seliges Aufleuchten über ihr Antlitz, auf welchem schon die Schatten des Todes lagen, — noch einmal richtete sie sich empor und wollte sprechen . . . umsonst, der leise Hauch erstarb auf den Lippen, ein Lächeln verklärte ihren Blick —

Nora öffnete vorsichtig die Balkontür, pflückte die blühenden Rosen und legte sie in die Hand der Sterbenden. —

Da tauten die weißen Schneesternchen und rieselten wie Tränen über die gefalteten Finger — die rosigen Kelche aber schauten wie tröstende Hoffnung empor zu der Scheidenden, die wohl gefehlt, aber auch gesühnt hatte, und ihr Duft trug seliges Bekenntnis, „Die Liebe glaubt alles — duldet alles und erträgt alles, — die Liebe höret nimmer auf!“ —



Diana.



Und wenn der gnädige Herr Vater sich auch noch so sehr erzürnen, ich beharre bei meinem Grundsatze, niemals zu heiraten, am allerwenigsten den Herrn Pfalzgrafen Max Theodor!"

Das Schwert des regierenden Grafen Ernst zu X. klirrte, so heftig stieß es der alte Herr auf das Parkett.

„Narretei! Sottise!“ polterte er. „Prinzeß Tochter wird eine blamable Liaison im Kopf haben und weist um dieser Liebelei willen den hochfürstlichen Freier ab! Weiß sie auch, Diana, daß Wir durchaus kein Federlesens machen, sondern sie mit dem Herrn Pfalzgrafen kopulieren werden, einfach als affaire d'Etat?“

„Sagen Sie lieber affaire de chasse,“ spottete Prinzeßchen und dehnte sich gelassen auf dem brokatseidenen Ruhebett, „weil Monseigneur Max Theodor die ergiebigsten Jagdgründe des ganzen Deutschen Reiches besitzt, soll ich seine Gemahlin werden, damit der gnädige Herr Vater und der künftige Prinzgemahl keine Grenze mehr bei den Parforcejagden zu estimieren brauchen! Göttin Diana soll die ewigen Reibereien und Zwistigkeiten mit dem Brautschleier zudecken — voilà les affaires d'Etat!“

Graf Ernst wandte sich etwas betroffen zur Seite, warf sich auf einen Sessel nieder und streichelte eifrig den Kopf des gewaltigen Hatzhundes, welcher nie von der Seite seines Herrn wich. —

„Sie hat sich dumme Flausen in den Kopf setzen lassen, Diana! Sie hat albernem Höflingsgeschwätz geglaubt! Jagd hin! Jagd her! Wem soll mein Land verbleiben, wenn der liebe Herrgott Halali bläst? Hab' nächst dem künftigen Gemahl für dich auch zugleich den

Reichserben zu choisieren, und da ist's wohl der einfachste Handel, wenn zwischen uns und dem Pfalzgrafentum die Grenzlinie gelöscht wird!"

Prinzeß Diana blinzelte wie ein Kätzchen, welches in die Sonne sieht, und rollte gelassen die goldenen Locken um die Finger. „Einfach wäre der Handel allerdings, nur behagt es mir nicht sonderlich, daß ich bei demselben den Kaufschilling abgeben soll! Der Herr Vater hat noch drei weitere Grenznachbarn, warum richten Sie Ihr Augenmerk nicht auf die? Und warum soll unser Ländlein nicht Enklave werden, so es mir konvenieret, einem entfernten Freier die Hand zu reichen?"

Der alte Herr überhörte die Frage: „Will die Jungfer Naseweis mir zuvor sagen, was sie an dem erlauchten Pfalzgrafen auszusetzen hat? Ist er nicht der reckenhafteste, ritterlichste Herr, stark, kühn, heiteren Temperaments und ein Jägersmann . . . ein exzellenter Reiter . . ."

„Was ich an Monseigneur Max Theodor zu tadeln habe?" Diana stützte das Köpfchen in die Hand und warf spöttisch die Lippen auf: „Daß er krumme Beine hat, cher papa! So krumm, wie ein Brückenbogen, wie ein Faßreifen! Hat die ridiküle Idee, solchen Makel verheimlichen zu wollen, deshalb spielt er sich auf den rauhen Reitersmann hinaus, der niemals anders geschaut wird, als in den weitstulpigen Radstiefeln, wie sie ehemals der Feldherr Wallenstein getragen!"

Graf Ernst starrte sein Töchterlein sprachlos vor Überraschung an: „Ist mir erstaunlich und fatal, wie sie eine solche Wissenschaft erlangt hat, Diana!" stotterte er. „Wird wohl irgendein malhonneter Schwätzer aus einer Mücke einen Elefanten gemacht haben! Jedweder Chevalier, der mehr im Sattel, denn im Sessel sitzet, hat runde Beine, bei diesem mehr, bei jenem weniger remarquable!"

„So werde ich nie einen Chevalier heiraten!" Das klang sehr kühl, sehr bestimmt und sehr ironisch.

„Hab' aber den Herrn Pfalzgrafen eingeladen, mein Gast zu sein!"

„Das steht dem Herrn Vater allezeit frei!"

„Hab' ihm die Permission gegeben, um sie zu werben!"

„Nur die Permission zu werben? Dem steht nichts im Wege."

Graf Ernst stampfte heftig das Parkett. „Sehe sie sich den Prinzen erst zu Pferd an, ehe sie urteilt!"

„Wann?" Die reizendste aller Fürstentöchter dehnte mit heimlichem Gähnen die schneeweißen Arme. „Der Herr Vater weiß, daß ich tagsüber schlafe, und in dunkler Nacht vermag ich nicht zu observieren, wie ein Mann sein Roß tummelt! Möge es der Herr Vater abermals von mir hören: Daß Monseigneur Max Theodor hierher kommt, kann ich ihm nicht wehren, daß ich aber seine Gemahlin werden soll, das wehr' ich ihm, und ich

nehme den Kampf auf gegen die Herren Federfuchser, welche solche mariage als Staatsaktion stempeln wollen."

Der regierende Graf schüttelte unbehaglich den Kopf halb im Ärger, halb in Besorgnis. „Sie ist ein starrköpfig Kind, Diana, die ich durch allzuviel Milde verzogen habe! Denke sie an die Komödianten, die letzthin im Schlosse spielten; war ein lehrreich Stück von einer Widerspenstigen, so gezähmet ward durch ihren starken Meister! Wollen's abwarten, ob nicht der Ihre schon vor der Türe steht!"

Sprach's und schritt sporenklirrend davon.

Prinzeß Diana aber lehnte das Köpfchen so behaglich in die seidenen Kissen zurück, als habe sie nie im Leben ein Wort über den Pfalzgrafen Max Theodor vernommen. Über ihrem Ruhebett spielten lächelnd die goldenen Amoretten, purpurfarbene Seidenvorhänge dämpften das Tageslicht, und im Nebengemach schlug ein Hoffräulein die Harfe zu zärtlichen Liebesliedern. Da zog die Prinzessin ein kleines Pastellbildchen an güldner Kette aus den Busenfalten ihres kurztailligen Gewandes und drückte es leidenschaftlich an die Lippen. „Wer dich zu Roß geschaut hat, du königlicher Aar, der trägt nach keinem andern Reitersmann Verlangen, und wem die Sonne deiner liebenden Nähe strahlt, der flieht das Tagesgestirn, weil es ja dennoch neben dir erbleichen würde!"

Die Kammerfrau huschte über die Schwelle und kniete angstvoll neben der jungen Fürstin nieder:

„O, Prinzessin! Ist es Wahrheit, daß der Herr Pfalzgraf zum Schloß einreiten wird?"

„Gewiß, Ursel!"

„Und Durchlaucht zittern nicht?"

Leises, silberhelles Lachen: „Zittern? Wenn wir etliche Nächte in eitel Lustbarkeit verleben? Die letzte Zeit war langweilig zum Sterben, nun werden wir Monseigneur zu Ehren tanzen und pokulieren!"

„Ist's eine Freude, mit dem Herrn Pfalzgrafen zu tanzen?"

„Wie närrisch du fragst, Ursel! Was kümmert uns der Gast? Er wird sich müde ins Bett legen, wenn wir erwachen, und dieweil er sich im Sonnenschein einsam wärmt, liegen wir in guter Ruh'. Schließ die Fensterläden, Alte, draußen erwacht die Welt, darum fallen mir die Augen zu!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

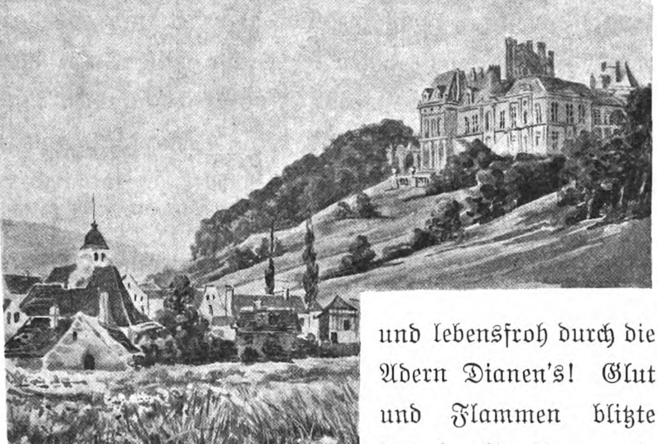
Die Grafschaft X. war eines der anmutigst und gesegnetest gelegenen Ländchen des deutschen Reiches, und der Chronist schrieb eitel Wahrheit, wenn er von dem Lustschloß des Grafen Ernst berichtet: „Gar üppig und munter war es anzuschauen, lag auf einer mäßigen Höhe über dem Städtlein, wie eine Glucke, so ihre junge Brut unter die Flügelein bergen will. Im Schloßhof sprang ein Born künstlich empor, des Wasser ergeußte

sich in den Lustgarten, allwo es Bassins und Kaskaden bildete. Luftige Säle und Gemächer, ein Säulenhof und liebliche Altane verzierten das Gebäu, und abseits im Hirschgraben hielt der Herr Graf Ernestus mancherlei absonderlich Getier zu seiner Lustbarkeit, wie man wissen will sogar einen Leu, so aber nun mit Tode abgegangen. Selber Herr Graf Ernestus, durchlauchtige Gnaden, war ein fürnehmer Jägersmann, der seine Tage im Wald und auf der Pirsch verbrachte; er starb ohne männliche Leibeserben am Sonntage Trinitatis umb das Jahr 1780 und hinterließ die verwaisete Grafschaft seiner Tochter Diana, Prinzessin, durchlauchtige Gnaden, mit welcher sie durch Heirat an das Königliche Haus von ††† verfiel."

Nicht allein der Chronist berichtete seinerzeit über die Hofhaltung des Grafen Ernst, sondern auch Frau Fama setzte eine liebliche Flöte an die Lippen und blies es weit in die Lande hinaus, was für seltsame Dinge sie im Schloß erschaut. Als dem leidenschaftlichen Jäger mit der Grafenkrone sein einzig Töchterlein geboren ward, nannte er es in fröhlicher Weidmannslaune „Diana", und die kleine Prinzeß wuchs heran zu der eigenartigsten, zauberhaftesten Schönheit.

Aber nicht die Göttin Diana mit Bogen und Speer hatte an ihrer Wiege gestanden, sondern Luna, die keusche Göttin des Mondes, deren Reich die stille Nacht, deren Königsmantel der gestirnte Himmel ist.

Absonderliche Marotte der reizenden Prinzessin! Sie schlief tagsüber in ihren kühlen, hohen Gemächern und begann erst zu leben, wenn die Lichter an den Kronleuchtern aufflammten, wenn die Sterne den Hofstaat der Frau Luna bildeten. Dann strömte das Blut heiß



und lebensfroh durch die Adern Dianen's! Glut und Flammen blitzte das dunkle Auge, wie flüssiges Gold wogte die niemals gepuderte Lockenpracht über Schultern und Rücken, und der Halbmond von Diamanten strahlte über ihrer Stirn, wie ein zauberisch Feuer, welches Herz und Seele des Schauenden verzehrt. Was fragte Prinzeßchen danach, wie man in Paris die Mode ausgeschrieben? Sie trug ihre eigene, seltsam schöne Kleidung: schneeweiße Seide, lang und faltenreich am Körper nieder-

fließend, hoch unter der Brust mit goldenem Gürtel gehalten, den schleppenden Saum mit griechischer Kante und Sternen gestickt, just so, wie ihr der Magister die Bildnisse der Göttin Diana beschrieben.

Wunderlich und eigenartig klang die Kunde von der Prinzessin in die Lande hinaus; die fürstlichen Freier klopften an die Schloßtore, und das geheimnisvolle Reich der Diana berauschte ihnen die Sinne, wie dem Knaben im Hörselberg. Aber wehe! Aus den Flammen ihrer Augen wehte es dennoch wie kühle Schneeluft, und so wonnesam der rote Mund auch lächelte, er sprach dennoch kein holdselig Wort von süßer Liebe, sondern war des übermütigen Scherzes voll, wie ein Bächlein, welches silberhell klingend dahin eilt und den Dürstenden dennoch durch steile Ufer wehrt, die Lippen zu der labenden Flut zu neigen.

Den Pfalzgrafen Max Theodor verdroß es, daß keiner der Freier energisch genug war, einer Weiberlaune das Ziel zu setzen und die Spröde zum verhaßten Ehebund zu zwingen. Sein rüdes, gewalttätiges Wesen kannte keine Galanterie und keinen Respekt vor den Frauen; er war es gewohnt, mit der Reitpeitsche zu kommandieren, und ebenso wie er seine bäumenden Rosse mit rauher Hand bändigte und zwang, so sollte alles, was sich ihm entgegen stellte, sich rücksichtslos seinem Willen beugen.

„Die Mondscheinprinzessin will so apart tun,“ lachte

er hinter vollem Humpen, „und will sich zieren und sperren, wenn ein achtbarer Freier um ihre Hand wirbt? Tod und Teufel, sie soll mal sehen, wie ich meine milchweiße Araberstute fein zahm und gefüge mache, und soll dann noch ihr stolzes Hälschen heben und auftrumpfen: ‚Ich mag den Pfalzgrafen nicht!‘ — Haha! Die Zuleika soll ihr ein Vorbild sein! Wie die anitzt jedem Pfiff und Zungenschlag folgt, so soll übers Jahr die Frau Pfalzgräfin Diana nach ihres Eheherrn Pfeife tanzen!“

Mit diesem stolzen Vorsatz ritt er zum Schloß seines Grenznachbarn ein, und die Leute im Städtchen steckten die Köpfe zum Fenster heraus und blickten scheel und unmutig hinter dem Gaste drein.

Des Pfalzgrafen harte Hand wahr ihnen allzubekannt, als daß sie sich dieselbe sonderlich zur Führung gewünscht hätten, und sein Regiment war ihnen zu verhaßt, um sich dasselbe im eigenen Lande zu wünschen! Auch hatten sie mit Jubel und Begeisterung verlauten hören, daß ihr reizendes, zauberhaftes Prinzeßchen sich energisch gegen diesen Freier verwahre und der Gedanke, daß Graf Ernst sein Töchterlein zu der unwillkommenen Ehe zwingen könne, war das aufregende Thema, welches gleich leidenschaftlich am Spinnrad wie am Biertisch besprochen wurde.

Prinzessin Diana, die Wunderholde, Eigenartige, war der Liebling des ganzen Ländchens, und mit Stolz blickten

die Bürger auf ihre künftige Herrin, deren Ruf weit in alle Lande gedrungen und um deren Hand die edelsten Prinzen vergeblich warben.

Der Pfalzgraf Max Theodor ward nicht mit sonderlich viel Sympathie begrüßt, weder im Schloß noch in der Stadt; nur Graf Ernsts Auge leuchtete sehr wohlgefällig auf, als ihm der künftige Eidam gar erstaunliche Dinge von dem Wildstand in seinen Jagdgründen berichtete. Da wallte das Blut in seinen Adern, und es hielt ihn nicht länger in den engen Mauern.

Die Hörner schmetterten, und die Herren ritten zum Tann hinab. Pfalzgraf Max Theodor schaute zu den Fenstern des Schlosses empor, als er sich in den Sattel schwang.

„Wo stecket denn Göttin Diana, auf daß sie uns ein Weidmannsheil bietet?“ fragte er spöttisch.

Der Graf runzelte die Stirn. „Sie schläft.“

„Haha, geruhsame Träume!“ lachte der Freier mit rauher Stimme, aber er wandte doch noch den Kopf, um rückwärts zu spähen.

Da das Jagdgebiet heute ebenso unbegrenzt war, wie die Passion des Gastgebers, so kehrte die Gesellschaft erst sehr spät und sehr hungrig zum Schlosse zurück. Die Araberstute Zuleika hatte wunderliche Marotten bekommen, seit sie den ersten Hafer im Marstall der Prinzessin Diana gekostet; sie verweigerte dreimal den Ge-

horsam und brachte den Pfalzgrafen dadurch um die beste Jagdbeute.

Übellaunig setzte er sich zu Tisch. „Ihr gebt den Platz an meiner Seite einem Höfling? Wo bleibt denn die durchlauchtige Wirtin?“

Der Graf setzte den Humpen hastig an die Lippen. „Sie schläft!“ stieß er hervor.

Ein kurzes, zorniges Gelächter. „Um so besser! Man ißt ungenierter, wenn keine zimperlichen Weiber neben einem fasten!“ — Sprach's, und aß und trank für dreie. Das machte ihn müde. „Wann steht denn la princesse marmotte auf?“ gähnte er.

„Sobald die Lichter brennen.“

„Verrückte Wirtschaft! Dürfte nicht meine Tochter sein!“

Der Graf zuckte die Achseln. „Wollt Ihr Schach spielen oder würfeln, Monseigneur?“

„Meinetwegen! Will ein ‚Schach der Königin‘ versuchen!“

Die Augen fielen ihm halb zu, nur mühsam hielt er sich aufrecht. Noch immer füllte der Mundschenk die Becher. Das Schachbrett verschwamm vor den Blicken des Freiers. — —

„Mit Verlaub, Eurer Liebden, Ihr habt das Spiel verloren! Die Königin schlägt das Pferdlein!“ klang plötzlich eine spottende Stimme hinter dem Sessel des Grafen; ein schneeweißes Händchen griff ihm über die

Schulter und führte den schnellen Zug auf dem Schachbrett aus.

Überrascht riß der Pfalzgraf die verglasten Augen auf und starrte die Sprecherin an, welche in blendender Schönheit, siegesstolz ihm gegenüber stand und mit feinem, ironischem Lächeln die schlummertrunkene Gestalt des Freiers musterte.

Er erhob sich unsicher und begrüßte sie mit derber Schmeichelei, und dieweil er sie anstarrte wie eine überirdische Erscheinung, tastete er abermals nach dem Humpen, der Schloßherrin Wohl zu trinken. Lichter erstrahlten, die Saaltüren öffneten sich, und eine festliche Menschenmenge wogte vor den erstaunten Blicken der Schachspieler.

„Was bedeutet das? — Hat sie eine Festivität arrangiert, Diana?"

Die Prinzessin lächelte graziös, der Übermut blitzte aus ihren Augen. „Parfaitement, cher papa! Ich erlaube mir, den Herrn Pfalzgrafen mit Spiel und Tanz als unseren Gast zu feiern! Wollet mir die Hand zum Rundgang reichen, Monseigneur!"

Die Musik schmetterte, und der Pfalzgraf stützte sich schwer auf den Sessel. „Ihr seht mich nicht kapabel, Prinzessin, hab' schwere Reiterstiefeln an den Füßen. Blitz und Knall, Eure fête überrascht mich!"

Diana lächelte abermals und verneigte sich voll Anmut. „So wechselt Ihr wohl Euer Habit, Monseigneur, und gestattet, daß mich derweil ein anderer Kavalier

zum Tanze führt?“ — Und ohne die Antwort abzuwarten, winkte Prinzessin Diana dem jungen Grafen von Dietz und reichte ihm huldvoll die Hand.



Wie silbernes Mondlicht leuchtete ihr weißseidenes Gewand, als sie mit schelmischem Lächeln zum Saale schritt, rechts und links neigten sich Kavaliere und Damen und mit umwölkter Stirn schob Graf Ernst den Arm in den seines Gastes und folgte mit ihm dem eigenwilligen Töchterchen.

Mit müden Augen starrte der Pfalzgraf in das bunte Gewirr. Musik und Tanz wirkten noch einschläfernder auf ihn. Prinzessin Diana blendete ihm den Blick. Da stöhnte er endlich schwer auf und flüsterte Graf Ernst

etliche Worte zu; nach wenig Minuten waren die beiden fürstlichen Herren aus dem Saal verschwunden.

Droben in seinem prunkenden Gastbett lag Max Theodor und schnarchte in tiefem Traum, und drunten, im flimmernden Kerzenglanz, tanzte Prinzessin Diana ihm zu Ehren mit übermütig blitzenden Augen! — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Pfalzgraf am anderen Morgen erwachte, hatte er trotz der ärgerlichen Erinnerungen an den vergangenen Abend doch ein Gefühl unbekannten Entzückens, wenn er an die zauberhafte Lichtgestalt der Prinzessin dachte. Er ließ sich hastig ankleiden und betrat die blühenden Laubengänge, in derem ersten Pavillon Graf Ernst den Gast zum Frühmahl erwartete.

„Sind wir abermals allein? Speisen wir wieder ohne Euer Liebden Töchterlein?“

Der hohe Herr nickte gelassen. „Ihr wißt es ja, lieber Freund, daß Diana tagsüber schläft.“

Ein unterdrückter Kernfluch: „Warum duldet Ihr derartige Narrenspossen?“

„Weil man gegen die Natur eines Menschen nicht ankämpfen kann.“

„Natur! Haha! Frauenzimmer haben keine Natur, sondern nur Launen und Eigensinn! Ihr solltet einmal drohen und strafen, dann würde das absonderliche Prinzeßchen sich bald ebenso gebahren, wie andere vernünftige Christenmenschen auch!“

„Strafen? Ihr rauher Hagestolz redet wie ein Blinder von der Farbe! Die Diana ist mein einzig Kind, mein einzig liebes Wesen auf der Welt; sie hat ihren freien Willen. Nun aber sprecht dem Wein und Braten tüchtig zu, mein Prinz, ich denke, wir holen heut den Sechzehnender heim!"

Verdrießlich schaute Max Theodor nach den fest geschlossenen Fenstern des Schlosses, tat dem Imbiß alle Ehre und schwang sich schweigsam auf sein Jagdroß.

Diesen Abend wollte er weniger trinken und den Platz zur Seite der Erkorenen behaupten.

Und die Sonne sank — Mond und Sterne blitzten am Himmel.

Da traten zwei Pagen in das Gemach des Pfalzgrafen, welcher sich nach der Tafel zur Ruhe gelegt hatte, um am Abend desto munterer zu sein.

Die blondlockigen Bürschlein verneigten sich tief und legten ein köstlich seidenes Gewand vor dem Gaste nieder: „Die allergnädigste Prinzessin haben dem Herrn Pfalzgrafen, Durchlauchtige Gnaden zu Ehren ein Schäferspiel im Lustgarten des Schlosses befohlen und senden dem gnädigsten Herrn selbes Maskenkleid, ohne welches keinem Teilnehmer der Eintritt zu den Rosengängen gestattet ist. Wollen der Herr Pfalzgraf sich desselben bedienen und Kavalier der liebwertesten Prinzessin sein?" —

Keine Antwort abwartend, zogen sich die Boten hastig wieder zurück und Max Theodor starrte verblüfft auf

den absonderlichen Staat nieder. Ein zierlich Hütlein mit einem Rosenkranz umwunden, ein rosenfarbener, seidener, ziemlich kurzer Rock, himmelblaue Kniestrümpfe und Rosettenschuhe, dazu der goldene Hirtenstab mit Strauß und Bändern.

„Verfluchte Geschichte!“ schäumte der Freier. „Kniestrümpfe soll ich anziehen? Ich? Und darin gar im Schäferspiel springen und Kapriolen machen? Der Satan soll es holen! Wäre meine Rolle ja in diesem Schloß sofort ausgespielt!“ Er nahm ingrimmig den Rosenkranz und probierte ihn auf. Unbeschreiblich lächerlich schaute ihm sein Bild entgegen, just als habe man eine Bulldogge zum Mummenschanz geputzt.

Nein, unmöglich konnte er sich zu einer derart possenhaften Figur herausputzen, und ebensowenig konnte er der Prinzessin solch ein Zugeständnis machen!

Mit einem grimmen Fluche warf der kernige Reitersmann den Tand von sich, rief seinen Kammerdiener und sandte ihn zu der Schloßherrin: „Der Herr Pfalzgraf lasse gehorsamst für heute abend um Urlaub bitten, er sei von der Jagd ermüdet und gewohnt, wie jeder rechtliche und vernünftige Mensch, während der Nacht zu schlafen.“

Dann stand er mit kochendem Grimm im Herzen am Fenster, und schaute hinab, wie die Prinzessin zwischen Rosen und flimmernden Lichtlein ihr märchenhaftes Fest feierte, wie sie lachend und scherzend den Reigen mit

den schlanken Edelherren führte, denen Rosenkranz und Kniestrumpf weit besser kleideten, wie ihr männlich Rittergewand.

So verging auch der nächste Tag, ohne daß Max Theodor Gelegenheit gefunden hätte, sich der erwählten Braut zu nähern, geschweige ihr zu imponieren oder ihren spröden Sinn zu ändern.

Sehr erstaunt vernahmen die beiden fürstlichen Herren, daß die Prinzessin am nächstfolgenden Abend „zu der Frau von Roschlitz" über Land gefahren sei; sie habe zur Belustigung für den Herrn Pfalzgrafen eine Musik-unterhaltung bestellt, da aber Monseigneur gewohnt sei, die Nacht zu schlafen, so habe sie dieselbe auf das Schloß der Frau von Roschlitz befohlen, damit die Ruhe des erlauchten Hern nicht derangiert werde.

Was war da zu machen?

„Also geht das Ding nicht weiter!" polterte Graf Ernst, und der Pfalzgraf sprach: „Hat seltsame Belustigungen für mich, die gnädige Prinzessin! Tod und Teufel, ich bin ein Soldat, ein Jäger und Reitersmann! All die Festivitäten mit Spiel und Tanz sind mir in der Seele zuwider!"

„So soll heute abend im Hof ein altritterlich Spiel aufgeführt werden!"

„Laßt uns Füchse prellen, damit die Prinzessin meine Gewandtheit und Kraft einmal bewundern kann!"

„Parbleu! Hab einen ganzen Zwinger voll von diesem roten Ungeziefer!"

„So wollen wir anitzt der Durchlauchtigen die Invitation zu einer Lustbarkeit senden!"

„Nur nicht allzu frühzeitig die Stunde nennen, denn wie Ihr wißt, schläft Diana, bis die Nacht anbricht, und ihr Trotzköpflein möchte leicht die Einladung refüsieren, falls dieselbe sie inkommodiert!"

Pfalzgraf Max Theodor murmelte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen und schlug mit der Hand dröhnend auf die eichene Tafelplatte: „Können wir etwa die Langschwänze in der Dunkelheit prellen?"

„Unbesorgt, Euer Liebden! Es gibt genugsam Windlichter in meinem Schloß, um den ganzen Hof taghell zu illuminieren!"

„Das ist ein ander Ding!" Der fürstliche Freier rieb sich schmunzelnd die Hände: „Kann ein rechtes Gaudium werden, und soll mich der liebwerten Diana in gutem Ansehn präsentieren! Wolltet nur bald die Vorbereitungen treffen lassen, durchlauchtiger Herr; zum Jagen aber reite ich heute nicht, denn solch ein Pläsier schafft Durst und Euer Wein fällt mir wie Blei auf die Augenlider!"

„Wie Ihr wünscht, Herr Pfalzgraf; beurlaubt mich, daß ich meine Befehle geben kann." — —

In den Zimmern der Prinzessin herrschte ein geheimnisvoll reges Treiben.

Ursel, die vertraute alte Kammerfrau, flüsterte hinter dem Türvorhang eifrig mit einem Hoffräulein und dem jungen Herrn von Heldern, welcher der besonders wohlgelittene und ausgezeichnete Page Dianas war.

„Die Durchlauchtigste haben befohlen, daß ich alles Absonderliche, was sich in der Schloßhege ereignet, sofort berichten soll, und die Fuchshatz heute abend geschieht zu ganz besonderen Zwecken, meiner Seel!“

„Wecke sie nur getrost die Herrin, Ursel, und berichte sie den Vorfall!“

Die Kammerfrau seufzte: „Du lieber Herrgott! Wenn unser Prinzeßchen nur nicht das Spiel verliert! Bisher ist alles so schön geglückt!“

„Ganz vortrefflich geglückt! Fürchte aber auch, es wird ein solches Intrigenspiel auf die Dauer nicht durchzuführen sein!“

„Und warum nicht, Freifräulein?“ Der Page warf sich mit blitzenden Augen in die Brust: „Stehen wir nicht alle, das gesamte Volk, zu unsrer gnädigen Prinzessin? Möchte traun den Freier sehen, der bei ihr reüssieren würde, so wir nicht alle Ja und Amen dazu sagen! Gehe sie nur flink, Ursel, und melde sie mich. Im Hof hängt man schon die Windlichter auf!“

Wenige Minuten später führte die Kammerfrau das Freifräulein von Usadel und den Pagen in das Gemach der Prinzessin. Leises, lustiges Flüstern; ein schneller

Kriegsrat, und dann stürmte Heldern mit glühenden Wangen davon, die Befehle auszuführen.

Auf erhöhtem Sitz über der Zwingermauer saß die Prinzessin mit ihren Damen und schaute über den Rand ihres runden Spiegelfächers in den dämmrigen Raum hernieder.

Drunten standen die Kavaliere mit den Prelltüchern und steckten ironisch flüsternd die Köpfe zusammen, dieweil der Pfalzgraf den Boden stampfte und auf die jämmerliche Beleuchtung schimpfte.

„Ihr habt da ein paar hundert Windlichter aufgehängt, und dennoch sieht man kaum drei Schritte weit!“ wetterte auch Graf Ernst den Haushofmeister und die Lakaien an. „Warum brennen nicht die sämtlichen Lichter?“

„Halten zu Gnaden, durchlauchtiger Herr, der Wind löscht die Flammen aus, wenn wir sie kaum entzündet haben!“

„Der Wind? Es regt sich ja kein Lüftchen!“

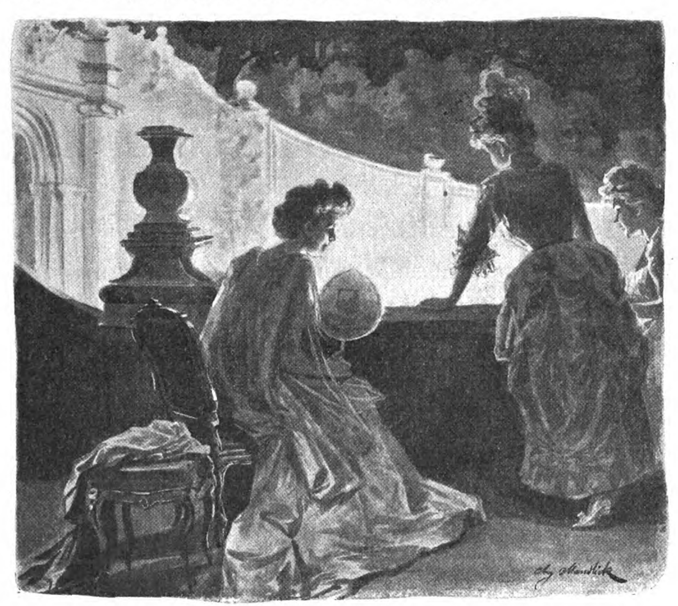
Der Hofmarschall zuckte alteriert die Achseln: „Ja, es ist unbegreiflich! Dann mag es wohl an den Lichtern selbst liegen — —“

„Halunkenzeug! Lasse er Lakaien umherlaufen, die stets neu anzünden, was erlischt!“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht!“

Hin und her schwirrten die Bedienten, aber es schien, als ob sie mehr Lichter auslöschten, als neu ansteckten.

Wie jämmerliche, kleine Fünkchen brannten sie im Kreise, und da alle Mühe vergeblich war, den Platz besser zu erhellen, rief der Pfalzgraf zornbebend: „Laßt die elenden Glühwürmlein zum Teufel sein! Wir sehen genug zu unserm Spiel, drum wollen wir beginnen!“



Die Musik setzte ein, eine klägliche, langweilige Weise, und die Zwingertüren öffneten sich, um die armen Füchslein in wilder Hast hervorstürmen zu lassen.

Mit blinder Aufregung beteiligte sich der Pfalzgraf an dem nunmehr beginnenden Treiben, und je wilder drunten im Zwinger die Langschwänzlein mit Halliho und Hussa geprellt wurden, desto dunkler ward es, so

dunkel, daß die Füchse entschlüpften, man wußte gar nicht wie!

Lampe um Lampe verlöschte, ein Freund Reinecke nach dem andern entwischte, und Graf Ernst rief wütend: „Wohin verkriecht sich das Halunkenzeug? Ist etwa ein Loch im Gatter?"

Die Jägerburschen eilten nach den beiden hohen Holzgittertoren. „Welch ein Unverstand! Wer hat die Netze herniedergetreten? Da schaut, hier kann jeglicher Fuchs bequem passieren!"

Die Herren wetterten und ärgerten sich zum Schlagrühren, und dieweil man hin und her schrie und tobte, hauchten droben die letzten Lämplein qualmend ihre Seele aus.

Die Lustbarkeit war zu Ende.

Der Pfalzgraf trat spornklirrend zu Prinzessin Diana heran. „Der Satan hat seine Hand im Spiel gehabt, drum ist der Scherz verunglückt. Habet Ihr trotz der miserablen Beleuchtung genugsam sehen können? Ich stand just vor Euch und spielte Euch zu Ehren mit dem Rotrock!"

Prinzeßchen sah unendlich gelangweilt aus. Sie unterdrückte ein Gähnen und sprach: „Ich habe weder Euch noch Euer Gebaren erblicken können, Monseigneur, denn es war zu dunkel im Zwinger. Außerdem sind derlei grausame Ergötzlichkeiten nicht nach meinem Behagen."

Er runzelte zornig die Brauen: „Wenn Ihr nicht den Tag verschlafen, sondern solch ein ritterlich oder weidmännisch Spiel am Tage observieren wolltet, würde es Euch schon gar wohl gefallen, liebwerte Durchlaucht! Seht, man rühmt mich als besten Reiter im deutschen Lande, lasset mich Euch eine Probe geben! Hebt Euch einmal beizeiten vom Lager und schauet es im Sonnenscheine an, wie meine Kavaliere und ich eine Quadrille und viele artige Kunststücklein reiten, dann werden Eure Augen gewiß recht gnädig auf mir ruhen."

„Solch eine Verheißung ist sehr verlockend, durchlauchtigster Herr, aber ich bin trostlos, Eurer Invite nicht folgen zu können! Seht, meine Augen sind ganz absonderlicher Art, ich kann sie nicht aufhalten, wenn der Tag scheint und ich muß schlafen, ob ich will oder nicht!"

„Narretei!" rief er heftig. „Wollet Ihr mir Undinge vorreden, Prinzessin? Weiß ich nicht, daß Ihr früher gelebt habt wie alle anderen Menschen auch? Weshalb führet Ihr plötzlich solch ein töricht Possenspiel auf?"

Mit ironischem Lächeln sah sie in sein brutales, zorngerötetes Gesicht. „Car tel est notre bon plaisir, mon prince!" spottete sie. „Habe bisher nicht nötig gehabt, die Meinung der Leute zu questionieren, wenn ich tat, was mir beliebte."

„Ihr werdet aber meine Quadrille anschauen!"

„So Ihr sie am Tage reitet, schwerlich."

„Wäre schlimm, wenn Ihr Recht behalten solltet!"

„Haha! Ihr wollt mich zwingen?"

„So sicher, wie ich mein Lebenlang allen Trotz und Widerstand brach! Wisset wohl, warum ich hier bin. Ist zwar absonderliche Zeit und Manier, Euch anitzt von meiner Werbung zu sprechen, da aber die Spatzen auf dem Dach von selbem Histörlein bereits pfeifen, so braucht's keiner Umschweife mehr. Zum Weibe begehr ich Euch und freie um die Prinzessin Diana, so wie sie sein sollte, demütig, artig, höflich und wohlverständig, so aber, wie die Prinzessin anitzt ist, kann ich sie nicht zu meiner Hausfrau machen, und darum soll sie den Mann und Herrn in mir erkennen lernen, dem das Weib gehorcht, wann er befiehlt. Bin kein Laffe, der sich von Weiberlaune kujonieren läßt! Merket es wohl, Prinzeßlein, ich will Euch lehren, das Sonnenlicht und meine Quadrille zu schauen, so wahr ich mein ritterlich Wort verpfände!"

„Wohlan, Herr Pfalzgraf, ich greife den Handschuh auf, welchen Ihr mir hinwerft. Seht, ob Ihr Euer Wort lösen könnt, doch wisset zuvor, daß immer der am besten lacht, welcher zuletzt lacht." — Sprach's, neigte kaum merklich das Nasenspitzchen und schritt, gefolgt von ihren sehr bestürzten Damen, in ihre Gemächer zurück.

Graf Ernst hatte die wunderliche Werbung seines künftigen Eidams mit angehört. Seine Mißstimmung gegen Diana war groß, denn er hatte es gar wohl durchschaut, daß die verlöschenden Lampen und niedergetretenen Netze eine Intrige waren, welche das eigenwillige Töchterlein geschickt in Szene gesetzt hatte. Sie hatte aber dadurch nicht allein dem Pfalzgrafen, sondern auch ihm das Vergnügen zerstört, und darum ärgerte er sich und lieh den aufreizenden Worten seines künftigen Eidams ein willigeres Ohr, als er sonst bei ruhigem Blut getan haben würde.

Beim Wein saßen sie zusammen und besprachen, wie der Starrsinn der Prinzessin wohl zu beugen sei.

„Mein Wort muß ich einlösen!“ rief Max Theodor gereizt. „Gleichviel auf welche Weise. Dadurch setze ich mich bei der durchlauchtigen Dame in Respekt und beginne damit allsogleich meine Edukation, welche sie zu einem raisonablen Frauenzimmer machen soll!“

„Besser gesagt, wie getan!“

„Lasset mich nur machen, und gebt mir Vollmacht, schalten und walten zu dürfen, wie es mir konvenieret!“

„Die sollt Ihr haben, Euer Liebden, doch bitte ich Euch, zu bedenken, daß die Waffe, mit welcher Ihr kämpfet, ein zweischneidig Schwert ist!“ — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Ursel trat atemlos zu ihrer Gebieterin. „O, gnädige Prinzessin, es ereignen sich im geheimen gar

erschreckliche Dinge im Schloß, weswegen der treue Heldern sehr pressieret ist, Euer durchlauchtigen Gnaden eine Meldung zu machen!"

„Führe ihn allsogleich zu mir!"

Wenige Augenblicke später neigte der Page sein von langen, goldblonden Locken umwalltes Haupt vor seiner Gebieterin; sein Auge blitzte, die Wange brannte wie Purpur. Aufgeregt flüsterte er der Prinzessin und Fräulein von Usadel eine Mitteilung zu. Alles Blut wich aus den Wangen der Fürstin.

„Max Theodor ist ein wüster Gesell! Solch eine Malice und Ungehörigkeit ist ihm zuzutrauen. Wie sollen wir solch eine Gewalttätigkeit abwenden, liebe Freunde?"

„Wollet Ihr mich in Gnaden anhören, liebwerte Herrin?" bat Heldern und neigte demütig das Knie vor der angebeteten Dame.

„Sprich, mein Freund, und so du guten Rat weißt, lasse ihn verlauten!"

Da gab's abermals ein leises Flüstern, und plötzlich lachte die Prinzessin silberhell auf, legte die weiße Hand auf den Kopf des Sprechers und rief jubelnd: „Das ist magnifique! Das ist köstlich! So deine List glückt, Heldern, will ich dich fürstlich lohnen!"

Welch ein übermütiges, kicherndes Durcheinander in den Gemächern der Prinzessin! Man lachte, tuschelte, jauchzte, lief geschäftig hin und her — und

dann ward es plötzlich totenstill. Prinzessin Diana lag auf ihrem Ruhebett und schlief, und die alte Ursel saß neben ihr in einem Sessel und schlummerte noch tiefer und fester, wie ihre junge Herrin.

Drunten im Schloßhof aber ward in lautloser Hast ein Quadrillenreiten vorbereitet.

Kopf an Kopf drängte sich das Schloßgesinde, die Damen und Herren des Hofes und die Bürger des Städtchens in dem geräumigen Schloßhof zusammen. Die Herren hatten bereits ihre Pferde bestiegen, nur der Pfalzgraf stand noch in seinen mächtigen Stulpstiefeln an der Schloßtür und zwirbelte mit verbissenem Lächeln den Schnurrbart. „Wo schläft die Prinzessin?“ flüsterte er.

„Es trifft sich alles sehr günstig, gnädiger Herr!“ gab sein Hofmeister leise zurück. „Die durchlauchtige Herrin hat sich, des heißen Wetters wegen, hier in dem nächsten Saal des Erdgeschosses betten lassen; wir werden wenig oder gar keine Mühe haben, den Befehl Eurer Gnaden zu erfüllen, wenn der Herr Pfalzgraf nur voran schreiten wollen!“

„Folgt mir.“

Max Theodor und vier kraftvolle Lakaien traten in das Schloß. „Durch den ersten Saal zur Rechten!“ flüsterte der Hofmeister.

Vortrefflich, keine Tür ist abgeschlossen. Lautlos treten die Männer ein. „Nun leise, hier schläft sie!“

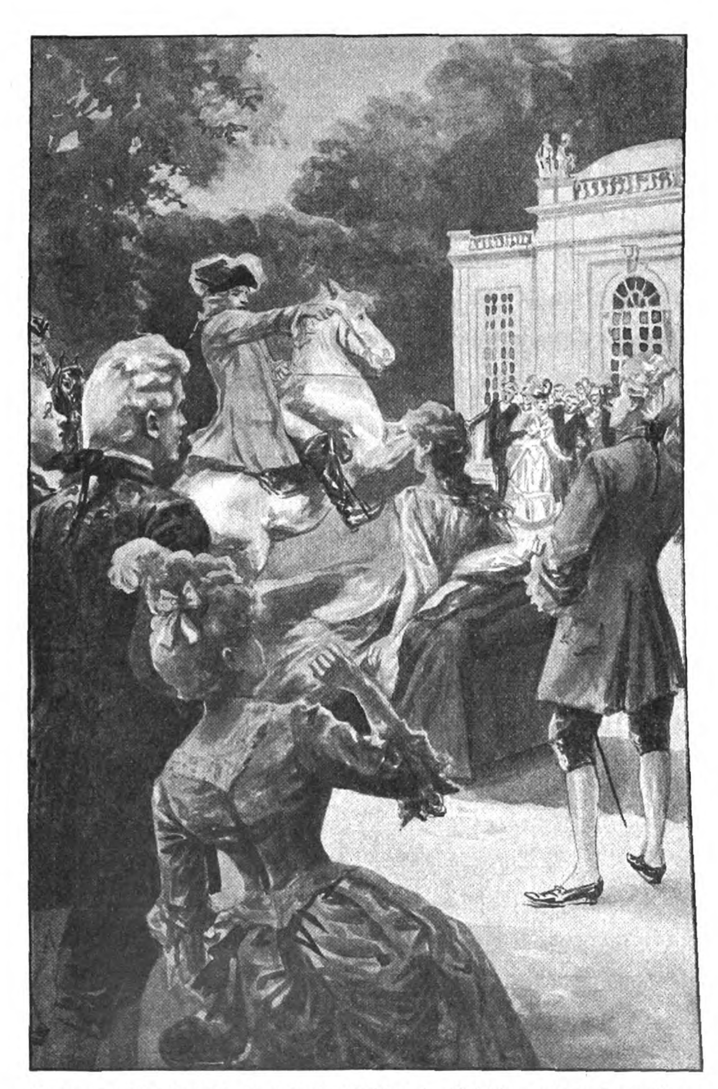
Max Theodor schiebt den Türvorhang beiseite. O, welch eine Chance, auch die Kammerfrau ist eingeschlafen! Lautlos nähert sich die kleine Schar auf schwellendem Teppich. Hier, unter schaukelnden Blattzweigen, Ranken und Pfauenfächern steht Dianen's Lager. Weißseidene Decken umhüllen die schlanke Gestalt, über Arme und Brust ist ein köstlicher sternengestickter Schal gebreitet, und — wahrscheinlich um den Fliegen zu wehren — liegt ein dichter weißer Schleier um Haupt und Antlitz geschlungen, nur ein paar goldene Locken leuchten über der Stirn. Ein triumphierendes Lächeln verzieht das gerötete Gesicht des Pfalzgrafen. Ein Wink seiner Hand, und die vier Lakaien heben lautlos das Ruhebett und tragen es behutsam aus dem Zimmer.

Totenstille herrscht im Schloßhof, starr vor Staunen sind aller Augen auf das weißverhängte Lager gerichtet, welches im Portal erscheint. Im Geschwindschritt tragen es die Lakaien inmitten des Hofes.

„Die Prinzessin! Es ist die Prinzessin!" geht es wie ein Ruf der Empörung durch die Zuschauermenge.

Max Theodor ist auf sein Roß gesprungen und reitet dicht an das Ruhebett heran.

„Prinzessin Diana!" ruft er mit rüder Stimme. „Ich löse mein Wort ein, und freue mich, daß Ihr im hellen Sonnenschein zugegen seid, meine Quadrille anzuschauen! Holla! Die Lustbarkeit beginnt!"



Er spornt wild sein Roß, ein gellendes Geschrei im Publikum und im hohen Bogen saust Zuleika über das Lager hinweg. (S. 378.)

Ein leiser, heller Aufschrei. Die verschleierte Gestalt macht eine jähe Bewegung, aber sie drückt das Antlitz tief in den Schal und zieht den Schleier fester um sich her.

„Los geritten!" kommandiert der Pfalzgraf mit schallendem Gelächter.

Und die Quadrille beginnt. Der wunderliche Freier leistet die verwegensten Bravourstücklein, aber sein Antlitz färbt sich glühend rot vor Zorn, denn die Prinzessin Diana sieht sie nicht; regungslos liegt sie mit verhülltem Angesicht.

„Prinzessin, schauet auf!" donnert er.

Tiefer noch verbirgt sie ihr Köpfchen unter dem Schleier.

Da schäumt sein trotziges, gewalttätiges Blut. Er spornt wild sein Roß, ein gellendes Geschrei im Publikum und im hohen Bogen saust Zuleika über das Lager hinweg.

Das wirkt. Die verschleierte Gestalt schnellt empor und hebt entsetzt die Arme.

„Nun? Habt Ihr endlich aufgeschaut?" triumphiert spottend der Reiter. „Mit Verlaub, Prinzessin, wollte Euch ja nur zeigen, wie wacker mein Rößlein springen kann!"

Atemlose Stille. Da sinkt der Schleier, mit schnellem Sprung wirft die Gestalt die Decken von sich

und steht auf den Füßen — Heldern, der Page der Prinzessin.

Wie versteinert starrt das Publikum diese Überraschung an, und Max Theodor reißt die Augen auf, als sähe er ein Gespenst.

Heldern aber verneigt sich höflich und zieht aus dem Gürtel einen Brief. „Prinzessin Diana, meine allergnädigste Herrin, läßt den Herrn Pfalzgrafen durch selbes Skriptum ihr Bedauern vermelden, dem Wunsche des durchlauchtigen Herrn nicht nachkommen zu können, da dieselbe keine Ausnahme in ihren Lebensgewohnheiten zu machen pflegt und sich keinem fremden Willen, auch dem Euern, weder heut noch sonsten zu fügen gedenkt!“

Ein lautes, donnerndes Gelächter erschüttert rings die Luft, Pfalzgraf Max Theodor aber knäult in zitternder Wut den Brief zusammen, schleudert ihn von sich und spornt sein Roß an. Ohne rechts und links zu blicken, saust er wie das böse Wetter über den Hof und die Brücke seinem Heimatschloß entgegen. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Obwohl der junge Heldern den Anschlag des Pfalzgrafen zunichte gemacht und denselben in eine Blamage für ihn selber umgewandelt hatte, war Prinzessin Diana dennoch empört über die wenig zarte Weise, in welcher der fürstliche Petrucchio seine Widerspenstige zähmen gewollt. Sie schwor ihm erbitterte Rache, um so mehr,

als Graf Ernst gleich ihr das Vorgehen Max Theodors wenig nach seinem Geschmack fand. Einen derartigen Streich hatte er denn doch nicht von ihm erwartet, und wenn er auch aus Klugheit und um etwaige Händel mit seinem stärkeren Grenznachbar zu vermeiden, kein Wort darüber verlauten ließ, und sich nach wie vor den Werbungen des Pfalzgrafen günstig stellte, so fühlte er sich im Herzen dennoch schwer gekränkt und beobachtete es voll heimlicher Genugtuung, daß seine Tochter mehr denn je entschlossen war, den Kampf gegen den verhaßten Freier fortzuführen.

Dieser hatte zornbebend manch lauten Schwur getan, sich die spröde Landeserbin dennoch zur Gemahlin zu erzwingen, und so änderte er jählings sein Wesen und hoffte im Netz zu fangen, was nicht an der Angel beißen wollte.

Er sandte Boten mit kostbaren Geschenken und Briefen an die Prinzessin, in welchem er sich selber reuevoll und tief zerknirscht seines unziemlichen Benehmens anklagte, Diana die klügste und holdseligste Prinzessin nannte und sich von ihrem Geist und Witz besiegt erklärte. „Er habe anitzt vermerket, daß ihr Wille fester und respektabeler sei, denn der seine, und stehe nicht mehr an, sich demselben zu beugen. Ihr Sklave wolle er sein und ihr in Gehorsam und Treuen ritterlich dienen, so es die durchlauchtige Herrin gestatten wolle, daß er feierlich um sie werbe!“

Mit triumphierendem Lachen las er die Antwort Dianas. Sie schrieb milde und versöhnlich, ja sie betonte, daß sie viel Kurzweil durch seinen kecken Streich gehabt und sich freue, daß ihn die Liebesleidenschaft also verblendet habe, einen derartigen Anschlag auszuführen. Zum Schluß wehrt sie sich allerdings noch ein wenig gegen sein Kommen: „Wartet ab, bis man hierzulande vergessen hat, wie wacker Euer Rößlein springen kann!"

Aber der Pfalzgraf warb nur um so schmeichelhafter und stürmischer, und schließlich erhielt er den Bescheid: „Wollet immerhin tun, was Ihr nicht lassen könnt — das eine aber erfüllet nach meinem Willen! So Ihr um mich werben wollt, so sei es an meinem Namenstage in drei Wochen! Da soll ein großes, höfisches Fest im Schloßhof gefeiert werden, wo ich unter dem Baldachin vor allem Volk sitze. Um Euretwillen, und damit alles vordem Geschehene ausgeglichen werde, sollt Ihr mich im hellen Sonnenschein zu Eurem Empfang bereit finden."

Max Theodor frohlockte; nun hatte er gesiegt, nun war er glänzend rehabilitiert, wenn die Prinzessin ihm vor all jenen Leuten, welche damals seinen schmählichen Abzug geschaut, die Hand zum Bunde reichte.

Der bestimmte Tag nahte, und ein Bote ritt in des Pfalzgrafen Schloß ein, welcher vermeldete, daß ein königlicher Herr Einkehr beim Grafen Ernst ge-

halten, und das Fest dementsprechend feierlich hergerichtet werden müsse. So sei die höfische Modekleidung eine Hauptbedingung.

Max Theodor biß sich ärgerlich auf die Lippe. „Ich trage sehr ungern, fast niemals die verteufelte Kniehose!“ grollte er. „Und an diesem Tage möchte ich sie am allerwenigsten anlegen! Möcht' am liebsten daheim bleiben, wenn's mir nicht um die Verlobung wäre! Tod und Hölle! Warum hat der hohe Gast nicht eine andere Zeit zu seiner Visite gewählt!“

Der Hausmeister lächelte vertraulich. „Der gnädige Herr Pfalzgraf können getrost die Kniehose anlegen! Meine erlauchte Herrin ist genau unterrichtet, wie und warum dieselbe Euerer Durchlaucht unlieb ist, aber sie hält das Gerede für Narretei, da sie weiß, daß ein so trefflicher Reitersmann wie Euer Liebden, seine Füße im Bügel anders gewöhnt hat, wie andere Menschen.“

Max Theodor horchte hoch auf, ein mißtrauischer Blick fixierte den Sprecher. „Die Prinzessin wüßte wahrlich . . .?“ fragte er gedehnt.

„Alles, durchlauchtigster Herr, doch ist sie eine geistvolle und aufgeklärte Dame, welche beim Manne nicht auf das Äußere, sondern auf den inneren Wert blicket.“

„Vortrefflich! Außerdem . . . was nützt ein Verheimlichen? So mich die Gnädige freien will, mag sie mich auch nehmen, wie ich bin.“

Und er sagte sein Kommen in zuckersüßem Schreiben zu, denn seine Habgier, das Nachbarländlein zu gewinnen, und seine Herrschsucht, die spröde Feindin zu demütigen und zu überlisten, waren größer noch wie seine Eitelkeit.

In den Gemächern der Prinzessin Diana aber herrschte ein reges, geheimnisvolles, unendlich übermütiges Treiben, bei welchem der Page Heldern und das Schoßhündchen der Gebieterin die Hauptrollen spielten.

Die Prinzessin aber herzte und küßte mehr denn je das Pastellbildchen auf ihrer Brust und flüsterte glückselig: „Endlich nahst du mir, mein königlicher Aar, und du kommst zu mir, wie der Ritter Sankt Georg, in höchster Not, meinem armen, bedrängten Herzen ein Beschützer zu werden!"

Pauken und Trompeten schmetterten. Blütengewinde und flatternde Fahnen schmückten Schloß und Hof, und unter dem himmelblauen seidenen Baldachin, erhöht auf der Schloßterrasse, saß Prinzessin Diana zwischen ihrem Vater und dem nordischen Königssohn, welcher schön und stattlich, wie ein verkörperter Märchenprinz, an ihrer Seite stand. Sein Auge ruhte voll Entzücken auf der reizenden Schloßherrin, und er neigte sich und flüsterte ihr Worte in das Ohr, welche sie noch heißer erglühen ließen, wie die Purpurrosen an ihrer Brust.

In glänzenden Scharen erschienen die Gäste, sich vor der Prinzessin glückwünschend zu verneigen, und von den Tribünen herab jubelten die Bürger des Städtchens, dieweil sich die Dienstbaren auf Dach und Söller gedrängt hatten oder von den hohen Bäumen der Umgegend das glänzende Schauspiel überblickten.

Wieder verkündete Horngeschmetter das Nahen eines erlauchten Gastes, und vor dem Portal hielt die Reisekalesche des Pfalzgrafen.

„Ist's der?“ flüsterte der königliche Prinz an Dianen's Seite mit zornblitzendem Auge.

„Er ist es, Sire, und so Ihr mir die Permission gebet, räche ich mich anitzt für die mir angetane Schmach.“

Er nickte hastig Beifall und blickte finster dem ungebührlichen Freier entgegen, vor welchem sich eine Gasse in der Menge bildete, ihm freie Bahn zu geben.

Allein, von allen Augen mißgünstig angeschaut, schritt der Pfalzgraf, stolz aufgeplustert und gespreizt über den freien Platz, der Terrasse entgegen.

Ein heimliches Raunen des Spottes ging durch die Versammlung: „Seht seine Beine! Sie sind krumm und rund wie ein Faßreif, anitzt kann man es sonderlich erblicken!“

Langsam näherte sich Max Theodor dem Thronsessel der Prinzessin. Da richtete sich Diana plötzlich auf, klatschte mit ihrem Fächer in die Hand und rief

mit stolzer Stimme: „Aufgemerkt, Herr Pfalzgraf, ich löse mein Wort ein, wie ehemals Ihr das Eure einzulösen gedachtet, und begrüße Euch im hellen Sonnenschein! Hallo! Die Lustbarkeit beginne!“

Da schoß zwischen den Füßen des Pagen von Heldern der kleine Seidenspitz hervor. „Hopp, hopp!“ kommandierte der junge Edelmann, kaum hörbar anhetzend, und das Hündchen sprang schnell und glatt dem entsetzten Freier durch die Beine, hin und her, immer schneller, immer fröhlicher kläffend, wie man sonst einen Hund durch einen Reifen springen sieht.

Ein tobendes, donnerndes Gelächter erschütterte die Luft, während Max Theodor schäumend vor Wut den Degen zog, auf das boshafte Hündlein einzuschlagen. Prinzessin Diana aber hob die Hand, daß sich der Lärm einen Augenblick legte, und rief spottend: „Mit Verlaub, Herr Pfalzgraf, wollte

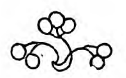
Euch ja nur zeigen, wie wacker mein Hündlein springen kann."

Da ward dem Gefoppten klar, warum er in Kniehosen zu diesem Fest befohlen war. Die Prinzessin hatte ihn mit den eigenen Waffen geschlagen, sie war gerächt.

Ohne ein Wort der Entgegnung stieß er den Degen in die Scheide zurück, wandte sich und schritt zu seiner Kalesche.

Am Tage, da die Prinzessin Hochzeit gemacht, so berichtet der Chronist, ist der Pfalzgraf ingrimmen Herzens davon gefahren, den viel gepriesenen Wein im Land Italia zu schmecken, doch hat man schon um den Tage der heiligen drei Könige die übele Kunde gebracht, daß er in der Stadt Ravenna eines jähen Todes verstorben sei, was alle Leute im Lande entsetzet hat.

Prinzessin Diana ist für lange Jahre von der Heimat getrennt worden, hernachen aber als Wittib heimgekehrt, wo sie ein stilles, Gott wohlgefälliges Leben in tiefer Frömmigkeit geführet.



Frühlings-Orakel.

„Du böser, alter Winter, nun ist dein Herrschen aus!“ sangen die Kinder, und doch hatten sie recht wenig von der Herrschaft des alten Herrn gemerkt! „Solche Winter, wie zu unserer Zeit, gibt's heutzutage gar nicht mehr!“ sagten die Großeltern kopfschüttelnd, „solch echte, rechte Winter, voll ellenhohen Schnees, — mit Eisflächen, so dick und gewaltig, daß schwere Lastwagen über Fluß und See rollten! Die heutige Jugend weiß gar nicht mehr, was ‚frieren‘ heißt, rotgefrorene Nasen und verschneite Dörfer, in welchen die Sturmglocken um Hilfe läuten, gibt es nicht mehr! Der Winter ist eben auch alt und abständig geworden, ebenso wie wir alten Leute; er hat keine Energie und Kraft mehr, die Schnee- und Eismassen zu türmen, und darum tanzt ihm der freche Schlingel, der Frühling, auf der Nase herum und wirft zur lieben Weihnachtszeit die Primeln in die Gärten und die warmen, lachenden Sonnenstrahlen im Januar über grüne Wiesen! Das Gott erbarm'! Die Eispächter machen

das beste Geschäft, sie brauchen nämlich keine Steuern mehr zu zahlen, und das letzte Schlittschuhpaar wird bald als Rarität in dem Museum hängen!"

So klagten die alten Leute und waren doch im Grunde genommen froh, daß sie bei dem milden Winterwetter so schön und viel an teuren Kohlen gespart hatten, — und die jungen Leute räsonnierten auch über die unnatürliche Witterung und den absoluten Mangel an Schlittenpartien und Eisfesten, aber so ganz bitterer Ernst war es ihnen doch nicht mit dem Groll, denn der Karneval hatte wenig danach gefragt, ob es draußen Stein und Bein friere, — er hielt sich an den Buchstaben, an den Kalender, und ließ sich sein Recht nicht verkümmern! Geigen und Flöten hatten die langen Nächte hindurch geklungen, und Amorchen, welches sonst der grimmen Kälte wegen recht oft von der besorgten Mama auf dem Olymp zurückbehalten wurde, — schwirrte bei diesem milden Wetter desto übermütiger und tatendurstiger auf der Welt herum, und richtete mehr Schaden an, denn je zuvor!

Wie soll man auch mit Muffe und Pelzhandschuhen so sicher den Bogen führen!

Da fliegt mancher Pfeil nebenbei — und mancher hinterläßt nur eine kleine Schramme, aus welcher die Blutstropfen in Form von lyrischen Gedichten träufeln, die manch armem Redakteur mehr Schmerz bereiten, wie dem Verwundeten selbst! — Amorchen aber haucht zornig

in die starren Händchen und trampelt mit den rosigen Füßchen im Schnee — und jammert über seine schlechten Geschäfte! —

Hei, wie anders war das in diesem warmen, milden Winter! Da fand jeder goldene Pfeil das Zentrum im roten, flammenden Menschenherzen, und die Goldarbeiter schmiedeten die goldenen Ringe gleich im Dutzend, und die Zeitungen ließen Extrablätter erscheinen, um die Verlobungsanzeigen bewältigen zu können!

Selbstverständlich hatten sich auch Fräulein Friedchen und Herr Richard einem hochverehrten Publikum als Brautpaar empfohlen, und wenn sie sich eingebildet hatten, die Leute dadurch bis zur Mundsperre zu überraschen, so irrten sie sich.

Man weiß es ja unter den guten Bekannten stets eine beträchtliche Spanne Zeit früher wie das betreffende Paar, daß dasselbe sich dann und dann rettungslos verloben werde!

Und bei Friedchen und Richard hatte man es schon im letztvergangenen Winter fest und sicher erwartet, daß sie ihr Schicksal ereilen werde. Es war ja so selbstverständlich, lag so auf der Hand! —

Sie kannten sich seit Kindesbeinen an, — das reizende, schelmisch graziöse Friedchen hatte schon in der Tanzstunde den Primaner Richard bis zu Selbstmordsgedanken begeistert, und wenn er das Referendarexamen nicht ganz so schlankweg bestanden hatte, wie es der

Stolz seiner zärtlichen Eltern erhofft, so war lediglich Friedchen daran schuld. —

Man erzählte sich, er habe von dem römischen Rechte gerade nur so viel gewußt, wie für eine königlich preußische Eheschließung notwendig sei!! —

Friedchen legte auf Rang und Würden noch wenig Wert und lächelte den durchgefallenen Richard ebenso herzbetörend an, wie sie später dem „mit Glanz bestandenen" glückstrahlend die kleinen Hände zur Gratulation entgegenstreckte, und diese „Bombentreue" rührte den zukünftigen Minister am meisten und riß ihn zu dem feierlichen Schwure hin: diese — oder keine! —

Es ward gottlob „diese"! wenn auch erst etliche Jahre später, und zwar fiel das erlösende Wort, als der neugebackene Assessor die Langgeliebte nach einem Tanzkränzchen heimgeleiten durfte. O, dieser wonnige, milde Winter, welcher es ermöglicht, daß man zu Fuß nach Hause gehen kann!

Bei fünfzehn Grad Kälte hätte natürlich die ominöse Droschke bereitgestanden, welche Richards Glück erbarmungslos verschlungen hätte, — aber in der milden, warmen, mondhellen Winternacht, als er mit Friedchen so still und wonnetraum-verloren hinter den Eltern herschritt, als er in ihr süßes Gesichtchen sah, dessen Näschen weder blaugefroren, noch dessen Augensterne durch kalte Tränen verschleiert waren . . . da — na, Amor zielte und traf — und die Wirkung des Schusses war so groß-

artig, daß er — zeitgemäß wie immer, nur einen triumphierenden Vergleich dafür wußte: „Det Jeschäft is richtig!“ Und es war's auch.

Man kaufte zwei güldene Ringe, einen großen und einen kleinen, feierte bei Rehrücken, Gänseleberpastete und Sekt das frohe Ereignis und war für die nächsten zwei Tage Stadtgespräch. — Dann explodierte die überraschende Scheidung eines jungen Ehepaares -- und da der Skandal stets interessanter ist, wie die naive, gottwohlgefällige Freude, so wurden Friedchen und Richard ad acta gelegt und freuten sich abseits vom Marktgewühl des Lebens ihres jungen, bräutlichen Glückes. —

Der Frühling war da! Das heißt, das Wetter ward noch lenzesschöner, als wie es schon gewesen war.

Der grüne Rasen schmückte sich mit weißen und gelben Blumen, — die Krokus und Fürwitzchen spielten „Guckguck!“ aus vorjährigem Herbstlaub heraus, und der Himmel war so blau, als ob der liebe Herrgott den Meister Böcklin gebeten hätte, ihn einmal frisch anzustreichen und aufzulackieren!

So, wie es die „Modernen“ wollen und die Farben mischen, kann es der liebe Gott ja sowieso nicht mehr, — lila Gras und orangegelbe Bäume mit türkisfarbenen Blättern kann er beim besten Willen nicht wachsen lassen, und so wird er wohl bald ein Abkommen mit den Ganzmodernen treffen, daß sie die alte Welt in neues Freilicht

tauchen und mal verbessernd mit den dicken Pinseln drüber hinwischen! —

Fürerst aber prangte die weite Gottesherrlichkeit ringsum noch nach altem Muster, mit grünem Gras und grünen Bäumen, mit blauem Himmel und goldigem Sonnenschein, und das war schön, so unbeschreiblich schön und wonnesam, daß Friedchen und Richard sich auf die kleine Bank am Ende des Stadtparkes niedersetzten und sich so unersättlich küßten, als ob sie zeitlebens im Kloster gehungert hätten!

Einmal sah die junge Dame zufällig aber doch auf, und ein leiser Jubellaut rang sich über ihre Lippen.

„Sieh' doch, Richard — Schwalben! Die ersten Schwalben, ah! und zwei — wirklich zwei zugleich!"

Der Assessor blickt flüchtig nach einer ganz andern Richtung und sagte gerührt: „Wirklich, die ersten Schwalben!" — denn schon der Gedanke an diese Frühlingsboten pflegt glückliche Menschen weich zu stimmen.

„Zwei Schwalben! zwei fliegen zusammen!" jubelte Friedchen mit viel Betonung —: „Sieh' doch, Richard, zwei!"

„Ah so — das deucht dir eine noch bessere Garantie, weil eine Schwalbe in der Regel noch keinen Sommer macht?" — lachte er.

Sie schüttelte hastig das Köpfchen, ihre blauen Augen blicken beinahe vorwurfsvoll zu ihm auf.

„Aber Richard!“ Weißt du nicht, was das bedeutet?“

„Nein!“

„Nein? — O, du Barbar! Wenn man die ersten Schwalben sieht, und sie fliegen zu zweien, so heißt das: ‚man heiratet in diesem Jahr!‘“



„Ah — brillant! Welch ein kluges Orakel! Bauen wir nicht wirklich in drei Monaten unser eigenes Nest?“ —

„O und da — siehst du, da oben fliegt auch der erste Storch!“

Diesmal blickte Richard bedeutend interessierter und eifriger auf. Seine Schnurrbartspitzen zitterten ganz absonderlich.

„Bedeutet das auch etwas?“ fragte er schnell.

„Natürlich — ach — ich sah ihn ja fliegen, — nicht sitzen!" jammert das Bräutchen und sieht plötzlich höchst niedergeschlagen aus: „und wenn man den ersten Storch fliegend sieht, so heißt das, daß man in diesem Jahr den Wohnort wechselt! — O Richard — es wäre schrecklich, wenn du nach G. versetzt würdest, aber gib acht, — ganz bestimmt — du wirst versetzt!"

„Unsinn, Liebling! Es ist kein Gedanke daran, ein müßiges Geschwätz der Leute!"

„Aber der Storch flog! Und die Frühlingsorakel sagen immer wahr!" beharrt sie mit trostlosem Blick: „Ach, wenn ich so weit von Mama fort sollte!"

Richard macht eine ungeduldige Bewegung.

„Aber liebstes Herz! Ich glaube wirklich, du bist abergläubisch?"

„Gewiß! Ist das eine Sünde?" Sie erhebt sich und schreitet den Wiesenpfad entlang.

„Eine Sünde? Je nun, das gerade nicht, aber ... nimm es mir nicht übel — am fin de siècle noch ernstlich an solchen Unsinn glauben — das ..."

„Unsinn?" Sie macht ein ganz empfindliches Gesichtchen und gräbt die weißen Zähnchen in die Lippe: „O sag' es nur gleich ehrlich heraus, daß du mich sehr töricht, sehr dumm findest!"

Er lacht hell auf und legt zärtlich den Arm um sie. „Nein, Liebchen, ich finde es einzig dumm, wenn zwei Menschen sich um Kaisers Bart streiten, anstatt voll

Wonne und Entzücken solch ein Wandeln durch sonnenhelle Maienluft zu genießen! Da, sieh' mal, wie smaragdgrün der Rasen leuchtet, — wie idyllisch das kleine Mädel seine Gänse am Rain hütet, — wahrlich, kleine Güssel sind auch dabei, — das echte, rechte Frühlingsbild!" — Er hielt sie zärtlich umschlungen und küßte ihr Gesichtchen, welches wieder wie eitel Sonnenschein zu ihm auflachte; bei seinen letzten Worten aber richtete sie sich hoch auf und blickte mit strahlenden Augen nach der Richtung, welche seine Hand angegeben.

„Kleine Güssel! Wahrlich, kleine Gänschen, die ersten vom Jahr!" jubelte sie, riß sich los und stürmte leichtfüßig wie ein Reh über die blumige Wiese, dem Gänsestilleben entgegen.

Hastig griff sie eines der gelbflaumigen, seidenweichen Vögelchen und strich damit — trotz des wütenden Gezisches der Gänsemama — über ihre rosigen Wangen. Richard war ebenfalls im Sturmschritt dem Bräutchen gefolgt, — er stand und blickte höchlichst überrascht auf ihr Beginnen.

„Aber Liebchen! — Du hältst das Güsselchen wohl für einen Badeschwamm, daß du dir so lebhaft das Gesicht damit abreibst?"

Sie setzte das piepsende Tierchen lachend wieder zur Erde und schüttelte die verwirrten Löckchen aus der Stirn.

„Ein Badeschwamm! Aber Richard, weißt du denn nicht, daß man das ganze Jahr über einen klaren, schö-

nen Teint hat, wenn man mit dem ersten jungen Gänschen, welches man sieht, über die Wangen streicht?!"

— „Ah — also wieder ein Aberglauben!" sagte er gedehnt.

„Ja, wieder ein Aberglauben! O, es gibt deren gar viele — und auch solche — welche es begreifen lassen, daß die Männer ihnen nicht sonderlich gewogen sind!"

„So? Ei, da wäre ich doch begierig!"

Ihr Blick blitzte zu ihm auf, mit einem ganz wunderlichen kleinen Lächeln neigte sie sich und brach eine Gänseblume aus dem Gras.

„Die erste, welche ich in diesem Jahre pflücke — sie sagt also ganz sicher und bestimmt lautere Wahrheit!"

„Wirklich? Nimmst du Gift darauf?" spöttelte er neckend.

„Ja; ich glaube daran. Also laß sehen, wie du mich liebst!" — — —

Er griff ärgerlich nach der Blume. „Welch ein Unsinn! Mit solchen Dingen treibt man keinen Scherz!"

Sie flüchtete einen Schritt zurück. „Hast du ein schlechtes Gewissen?" lachte sie etwas gewaltsam. „Nun frage ich erst recht!"

Er zuckte die Achseln und kreuzte gelassen die Arme. „Wenn dir ein paar Blumenblätter maßgebender sind, wie meine Worte und Blicke — so frag'!"

Mit eigensinnig verzogenem Mündchen zupfte sie die Blättchen ab. „Er liebt mich — von Herzen — mit



„O, mein Kleid! mein neues Kleid!“ ruft sie und blickt an ihrem Ärmel, welchen ein schwarzer Streifen zeichnet, nieder. (S. 400.)

Schmerzen — ganz heimlich — klein wenig — fast gar nicht — er liebt mich . . .“ und sie flüsterte hastig weiter, bis sie mit einem leisen, beinahe zornigen Weheschrei das letzte Blättchen hob —: „klein wenig! — O, ich sage es ja — nur ein klein wenig!“

Er zog die Brauen zusammen. „Und das glaubst du, weil dein törichter Aberglaube es einer Wiesenblume als Orakel in die Blätter schreibt?“

„Ja, ich glaube es!“ trotzte sie heiß erglühend —: „in diesem Augenblicke mehr denn je!“ —

„Sehr schmeichelhaft für mich!“ —

„So strafe doch die Blume Lügen . . .“

„Womit? Gegen . . . Aberglauben streiten selbst die Götter vergebens!“ —

„Schweigen heißt zugeben!“

Er zuckte die Achseln.

„Es ist wahr — du liebst mich nicht!“ —

„Wenn es die Blume behauptet . . .“

„Ja — sie behauptet es! — und ich bin auch felsenfest davon überzeugt! Oder . . . oder . . . hast du mir wirklich gar nichts zu versichern?“

„Nein! — Wozu unnütze Worte machen? Die Gänseblumen und Schwalben und Störche — sie alle sind ja viel zuverlässiger wie ich.“ —

„Wohl möglich.“ Sie faßte aufs tiefste beleidigt ihr lichtblaues Kleid zusammen, wandte sich brüsk um und

schritt nach Hause zurück. Er folgte schweigend, und die Breite des Weges lag trennend zwischen ihnen.

Wie trübe schien plötzlich die Sonne! Wie grau verschleiert sah die ehedem so blühende Frühlingswelt aus, wie jäh verstummt war das Jubilieren und Zwitschern ringsum, — wie duftlos starrten die Blumen am Wege! — —

Schweigend, finster, die Augen voll ungeweinter Tränen und die Herzen voll Groll und Erbitterung schritten sie dahin, — als sei es ein Traum, ein leerer Wahn — daß sie vor kaum fünf Minuten Arm in Arm, herzend und küssend, als ein Herz und eine Seele diesen selben Pfad gewandelt seien! —

Und beide fühlten sich nach dem Himmelhochjauchzen zu Tode betrübt. —

Was soll aus diesem Streite werden? Wer soll den ersten Schritt zur Versöhnung tun? Das erste Wort der Erlösung sprechen?

Ach, wie viel Menschenglück ist schon an trotzigen Herzen — an winzigen Sandkörnlein zerschellt!

Ein schwarzer Schatten fällt auf den Weg. Aus dem Waldespfad tritt ein Schornsteinfeger in vollem Rüstzeug und eilt ihnen leichtfüßig entgegen.

Friedchen starrt mit umflorten Blicken gradaus, sie weicht nicht zur Seite — und der rußige Besen des Mannes streift sie.

Ein leiser Laut der Überraschung. „O, mein Kleid! mein neues Kleid!" ruft sie und blickt an ihrem Ärmel, welchen ein schwarzer Streifen zeichnet, nieder. Schon steht Richard an ihrer Seite.

„O weh, dieser Tölpel! Wie hat er dich zugerichtet!"

„Der Fleck geht nie wieder heraus! Das Kleid ist verloren!"

„Und gerade dieses stand dir so entzückend!" Er wischt eifrig mit dem Taschentuch an dem Fleck herum: „ich freute mich so besonders, als du es heute anlegtest!" —

„Ich wußte ja, daß du die blaue Farbe so liebst —"

„Ich liebe dich ja in einer jeden . . . jeden!" —

„Du bist so gut!" . . .

„Mein süßes Herzensfriedchen!" . . .

„Mein lieber, lieber Richard!" — Und sie lagen sich in den Armen und küßten sich, und lachten und küßten sich wieder, — noch viel, viel inniger und glückseliger, wie zuvor!

„Sag Friedchen — bedeutet es nicht jedesmal Glück, einem Schornsteinfeger zu begegnen?" —

„Ja — aber . . . o, das ist ja ein dummer Aberglaube!"

„Bewahre! Gar nicht dumm! Hat der schwarze Bursche uns nicht tatsächlich Glück gebracht, indem er uns törichte Menschenkinder wieder zusammenführte?"

„Das wohl, Schatz, aber — das war ein Zufall!"

„Gewiß nicht! Es scheint doch eine eigene Bewandtnis mit dem Aberglauben zu haben! ... Nur die Gänseblume — die hat gelogen!"

Sie kichert schelmisch auf: „Doch nicht! Ich wollte dich ja nur etwas necken und auf die Probe stellen! ‚Über alle Maßen!' lautete das letzte Blättchen, du sahst ja aber gar nicht auf meine Finger, und da kam mir die Lust, dich zum Widerspruch zu reizen! Ach, Richard, ich höre es ja so unaussprechlich gern, wenn du mich deiner Liebe versicherst!"

„O, du herziger Schelm! So hast du mir mitgespielt? Ja, über alle Maßen! Wahrlich, es gibt kein besseres Orakel, als deine Gänseblume!"

Den Parkweg entlang kam Friedchens jüngster Bruder gesprungen. „Schwager Richard! Eine Depesche für dich!"

„Eine Depesche?" — Das Papier knisterte, und dann ein Jubelschrei: „Friedchen, ich bin als besoldeter Assessor nach G. versetzt!"

„Hurra! hurra!"

Sie entzog sich seinen stürmischen Liebkosungen und machte ein sehr ernstes Gesicht! „Siehst du? Der Storch f l o g ja! Herzliebster, glaubst du nun daran?"

Er küßte sie wie in einem Wonnerausch: „O, du seliges, wonniges Frühlingsorakel! Wer glaubte nicht an dich!" — — — — — — — — — — — — —



Lieblos!

Er genoß wenig — oder gar keine Sympathien in der Stadt.

Man nannte ihn ein Original, einen herzlosen, verknöcherten Egoisten und Geizhals.

Freunde hat er nie besessen; so lange man zurückdenken kann, stand er allein, ein finsterer, mürrischer Mensch, der niemals Anschluß an eine gleichfühlende Seele suchte noch fand.

Die Mutter war früh gestorben; der Vater als Kaufmann viel auf Reisen, bis auch er kränkelte und seinem Weibe frühzeitig in das Grab folgte.

So wuchs Karl Martin bei der alten Magd auf, welche so lange Jahre schon treu und redlich im Hause gedient hatte, daß ihr Brotherr ihr testamentarisch die Erziehung und Pflege des heranwachsenden Knaben übertragen hatte.

Zwar wohnten etliche Verwandte in der kleinen Stadt, aber sie kümmerten sich anfänglich nicht um das

vereinsamte Kind, und als Karl heranwuchs und eine annehmbare Partie für das rothaarige, putzsüchtige Cousinchen schien und man demzufolge plötzlich alle verwandtschaftlichen Beziehungen hervorsuchen wollte, da war er es, welcher jeden Verkehr schroff ablehnte.

Und noch später, als man begann, mit dem alten Hagestolz als Erbonkel zu rechnen, ihm zu Neujahr und Weihnachten die lieben Kleinen mit schönsten Glückwünschen, Seiflappen, gestickten Morgenkäppchen und mit Perlen benähten Pantoffeln zuschickte, — da schlug er die Tür ingrimmig vor den teuern Gratulanten zu — so dröhnend und mächtig schimpfend, daß die erschreckten Kindlein wie die scheuen Vögel davonflatterten und so bald nicht wiederkamen.

An Heiraten hatte der alte Sonderling wohl nie im Leben gedacht.

„Du liebe Zeit! Der und freien!“ lachten die Leute. „Wie sollten dem wohl jemals zärtliche Gedanken kommen! Der ist ohne Herz geboren! Einen Stein trägt er in der Brust, und der erwärmt sich nicht beim Anblick eines holden Weibes!“

Es schien in der Tat, als hätten die bösen Zungen wahr gesprochen.

Karl Martin hatte nie einen Ball, nie ein Fest besucht, er hatte wohl nie mit einem jungen Mädchen getanzt, gescherzt, sie durch die mindeste Aufmerksamkeit ausgezeichnet.

Im Gegenteil, schon in der Schule behandelte er die kleinen Genossinnen voll ausgesuchter Unfreundlichkeit.

Namentlich die allerliebste Martha, die Tochter seines späteren Prinzipals, verfolgte er mit einem schier unerklärlichen Haß.

Das kecke, blonde Lockenköpfchen hatte es wohl ganz und gar mit ihm verdorben, denn sie spottete oft über die Häßlichkeit und Tolpatschigkeit des großen Jungen, welcher in allen Dingen so viel dümmer war wie sie, so scheu und langweilig — ein rechter Stockfisch!

Da tat er ihr zum Ärger an, was er nur konnte, und er lauerte ihr auf, wenn sie mit Walter Bach, ihrem bildhübschen, lustigen Vetter, zum Schlittschuhlaufen ging, und warf sie mit Schneebällen, so roh und rücksichtslos, daß einmal ihr ganzes Näschen hoch aufgeschwollen war.

Walter warf sich zornmutig auf den Angreifer, aber der blasse, lang aufgeschossene Karl hatte überraschend viel Kräfte, er prügelte Walter, daß er Reißaus nahm, — und zum erstenmal im Leben hatte man den finstern Knaben bei diesem Anblick laut auflachen hören.

Die Lehrer legten sich ins Mittel, — man drohte und strafte, und bald kam die Zeit, wo Marthchen die Schule verließ, wo auch Karl eingesegnet ward und ein paar Lehr- und Wanderjahre ihn in die Welt hinaustrieben.

Als er heimkehrte, traf es sich seltsamerweise, daß er just bei Marthchens Vater als Buchhalter ins Geschäft eintrat, — auf zwei Jahre, und dann trat bereits seine

Schrullenhaftigkeit offen zutage, — er zog sich finster und menschenfeindlich in sein altes Haus zurück, spekulierte mit seinem Geld und begann in schier unsinniger Weise Altertümer zu sammeln. —

Da war er tot für die Außenwelt, und alles, was man sich von ihm erzählte, waren nur Wunderdinge über seine Herzlosigkeit, seine Habgier, seine Unbarmherzigkeit.

Lene, die alte Magd, lebte immer noch und sorgte, so gut es ging, für ihren Herrn.

Jeden Sonnabend kam eine Scheuerfrau, welche Flur und Stiegen scheuern mußte.

Sie erzählte den hochinteressierten Freunden und Nachbarn die fabelhaftesten Dinge aus dem grauen Hause.

Wie der Zauberer Doktor Faustus hause Karl Martin in diesem öden Bau.

Nur einmal habe sie einen schnellen Blick in seine Stube werfen können, die größte im ganzen Hause.

Du liebe Zeit, wie sah's da aus! Just wie bei einem Trödler. Nun wisse sie, warum der Trödler so oft bei dem Martin aus- und eingehe. — Welch ein alter Kram! An zwanzig Uhren klingelten, spielten, rasselten und bimmelten bei jedem Glockenschlag durcheinander. Heidnische alte Waffen, ausgestopfte Tiere, zerschlagene Vasen und Teller und Steinbilder . . . es sei gar nicht Zeit genug gewesen, das alles zu überschauen.

So erzählte die Scheuerfrau jedem, der es hören wollte, und die Leute schüttelten die Köpfe und sprachen: „Über so einen sündhaften Geizhals! Wenn der mal ans Sterben kommt, rettet er nicht seine arme Seele, sondern nur seine Goldstücke und die Kostbarkeiten! Die Armen läßt er verhungern, lieb hat er keinen Menschen auf der Welt und ein Herz hat er nie besessen!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Welch ein Wetter!

Der Schnee lag bereits fußhoch und dennoch wirbelten noch ununterbrochen die Flocken in wildem Schwarm hernieder, von dem scharfen Nordwind gepeitscht.

„Herr Martin! Bei dem Wetter wollen Sie ausgehen?!“ rief die alte Lene entsetzt und schlug die Hände zusammen. „Wo Sie es schon auf der Brust haben und den Wind nicht vertragen können? Es friert Stein und Bein draußen, daß man keinen Hund hinausjagen möchte!“

Der hagere kleine Herr in dem dicken Pelzrock, welcher beinahe noch älter und verschrumpfter aussah, wie sein Träger — obwohl beide der Jahre noch nicht allzu viele zählten — schüttelte trübselig den Kopf.

„Es ist Sylvester heute, Lene!“ sagte er leise und wichtig, als sei es ein großes Geheimnis, „und du weißt, da hält's mich nicht zu Hause.“

„Gott sei's geklagt! Sie werden sich was Schönes holen!“

Sein schmales, pergamentfarbiges Gesicht lächelte beinahe wehmütig.

„Erinnerungen hole ich ein, Lene . . . lasse die Jahre noch einmal an mir vorüberziehen, wie ein Kaufmann am Ultimo noch mal die Bücher aufschlägt. Halt' mir den Kaffee heiß — vor zwei Stunden bin ich wohl nicht zurück."

Auf der Treppe blieb er noch einmal stehen. „Es riecht so seltsam im Haus," dachte er, „die Alte hat gewiß wieder die Milch überkochen lassen!"

Und dann schloß er die altmodische, runde Haustür, neben welcher noch der grünspanige Löwenkopf mit dem verwitterten Klopfer gähnte, auf, und schlurfte langsam in das Schneegestöber hinaus.

Sylvester! —

Schon sank die Dämmerung herab, in den Häusern hallte es von Jubel und Gesang.

Karl Martin senkt das Haupt tief zur Brust und schreitet langsam, einsam, weltvergessen dahin.

Ein paar Mägde sehen ihn kommen und weichen ihm aus.

„Na, ans Herz kann der nicht frieren!" lacht die eine verächtlich. „Er hat ja man bloß einen Stein in der Brust!"

Der alternde Mann hört es nicht, wie ein Traum hält es ihn befangen — mechanisch, wie seit Jahren gewohnt,

verläßt er die Straßen und biegt in die Lindenallee ein, welche nach dem Stadtwall führt.

Der Schnee macht das Gehen mühselig — Karl Martin merkt es nicht. Ihm ist es plötzlich, als sei etwas Bleiernes, Steifes, Schweres von ihm abgefallen, er ist plötzlich wieder ein Knabe, leichtfüßig und heißblütig, der stürmt den alten, bekannten Schulweg dahin wie vor langen Jahren.

Hier an der Ecke hat er so manches Mal heimlich gestanden und den Gartenweg hinabgeblickt, bis fern an der Hecke ein helles Kleidchen schimmerte, bis die goldenen Zöpfe in der Sonne leuchteten und Marthchen keck und zierlich daherschritt, wie ein rosiges Püppchen anzuschauen.

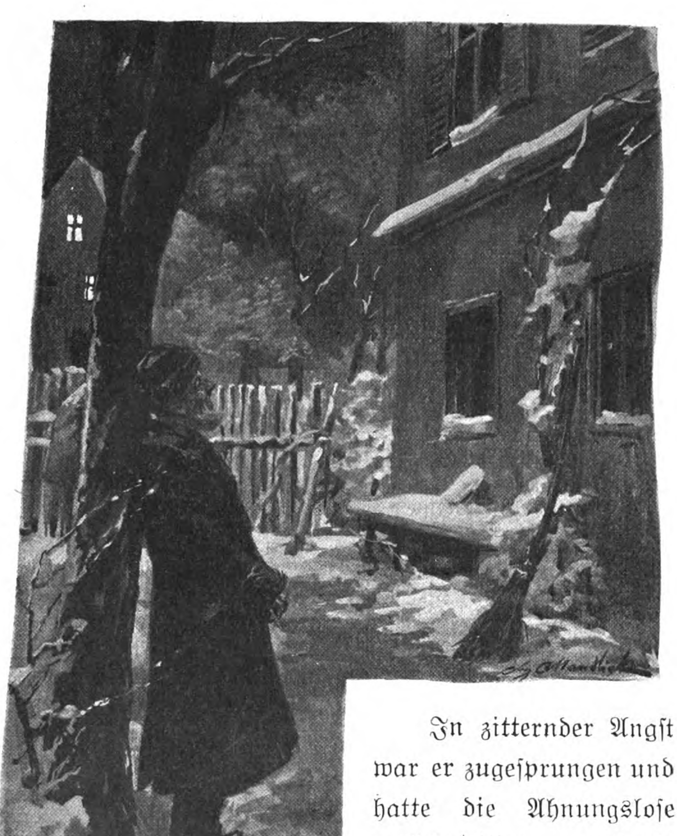
Ein paar Minuten hatte er sie hinter seinem Busch angestarrt, atemlos, mit hochklopfendem Herzen, und dann ist er davongestürmt, wie einer, der gemordet und gestohlen hat.

Wie hätte Marthchen ahnen dürfen, daß er nur um ihretwillen hier gestanden?

Da hinten liegt das Armenhaus, ehemals war es ihre Schule.

Der Blick des einsamen Junggesellen fliegt empor nach dem Fenster . . . dem sechsten in der Reihe.

Er weiß es noch so genau, wie Marthchen sich eines Tages zu weit hinauslehnte . . . so weit, daß sie rettungslos stürzen und drunten zerschmettern mußte.



In zitternder Angst war er zugesprungen und hatte die Ahnungslose zurückgerissen ... und als er sah, daß sie gerettet war, hatte er ihr voll Scham und Verlegenheit die Fäuste um die Ohren tanzen lassen.

Marthchen aber hatte voll Zorn und Grimm geweint und ihn bei dem Lehrer verklagt, daß Karl

sie ohne Grund vom Fenster gerissen und entsetzlich geschlagen habe.

Da mußte er eine Stunde nachsitzen und bekam einen Tadel in das Klassenbuch, — die Kinder aber sagten alle: „Warum er nur das Marthchen nicht leiden mag?“

Daß er ihr das Leben gerettet, ahnte keiner, denn was hätte er nicht eher getan, als darüber zu sprechen?

Der alte Mann im Schneesturm lächelt, grüßt noch einmal mit den Blicken hinauf und schreitet langsam weiter.

Hier der schmale Heckenweg!

Marthchens Bruder lief an ihm vorüber und sagte: „Die Martha ging heimlich mit den andern auf den Stadtgraben zum Schlittschuhlaufen, und ist eingebrochen und naß bis an die Knie — und will doch nicht heim!“

Da erzitterte sein Herz vor Angst und Sorge, und er lief hin, wo sie mit Walter Bach, ihrem Vetter, stand und trotzig begehrte, weiterzulaufen. Da raffte Karl den Schnee auf und schleuderte die festen Bälle gegen sie — schnell und hastig, einen nach dem andern, — bis er gut getroffen und Marthchens reizendes Gesicht wie Feuer glühte. Walter warf sich wütend dem Angreifer entgegen, Martha aber stürzte außer sich nach Hause, der Mutter unter bittern Klagen die geschwollene Nase zu zeigen . . . und dabei sah man, wie naß sie war, zog sie schnell aus und legte sie zu Bett.

Die zornige Erregung und der schnelle Lauf nach Hause hatten sie vor schwerer Krankheit behütet, Karl Martin aber, der nichtswürdige Junge, welcher wie ein Räuber aus dem Hinterhalt stürzt und die ahnungslose, harmlose Kleine halbtot schneeballt — der wurde in der Schule tüchtig bestraft und von der nächsten Schlittenpartie ausgeschlossen, und jeder sagte kopfschüttelnd: „Was hat ihm nur das arme Marthchen getan!"

Und wieder lächelt der einsame Wanderer und ein leiser Seufzer ringt sich über seine Lippen. — Wenn die Menschen gewußt hätten! — Aber sie sollten nichts wissen — er wäre ja gestorben vor Scham und trotziger Verlegenheit.

Fernhin dehnen sich die Gärten vor dem Wald.

Karl Martin kämpft mühselig gegen den eisigen Sturm an, wenigstens die niedere Mauer mit dem altmodischen Gartenhäuschen zu erreichen.

Wie oft ist er ehemals diesen Weg in Hitze und Kälte, bei Regen und Sonnenschein gewandert!

Als Knabe, als Jüngling, als Mann.

Noch sieht er sich im schwarzen Konfirmandenrock, als er am duftigen Ostermittag hierher zu dem Gartenhäuschen stürmte, mit seinem Glück allein zu sein. Welch ein Glück! —

Marthchen war mit ihm konfirmiert, sie hatten vor dem Altar gekniet — und zum erstenmal im Leben sahen

sie einander freundlich in die Augen und gaben sich die Hand.

„Nun wollen wir Frieden halten, Karl!“ hatte sie alsdann leise zu ihm gesagt. „Laß den alten Groll schwinden und sei mein Freund!“

Er hatte die Zähne zusammengebissen, nur kurz genickt und war davongeeilt — hierher, um das Gesicht in die Hände zu drücken und Tränen unaussprechlicher Aufregung zu weinen.

Und dann kam wieder ein Tag, da ging das junge Volk hinaus in den Wald, zu Spiel und Tanz und Maienluft, und Karl Martin hatte sogar eine Blume in das Knopfloch gesteckt und wartete vor dem Tor — auf Marthchen.

Er wollte sich ein Herz fassen, die dumme törichte Scheu überwinden und fragen: „Darf ich dich heut geleiten, Martha?“

Wie klopfte sein Herz in der Brust — wie sah er noch finsterer aus denn sonst, weil er im Kampf gegen seine Bangigkeit die Stirn runzelte!

Endlich sah er sie kommen — an Walters Seite. Lachend, glücklich — Aug' in Aug' mit dem Vetter. Da fielen die Blumen aus Karls Knopfloch und starben im Staub. Er selber aber schritt langsam, auf stillen, einsamen Wiesenpfaden heim. —

„Warum er sich nur immer und immer von der Jugend zurückzieht!“ sagten die Leute. „Welch eine Un-

natur für einen Mann in seinen Jahren, wo doch ein jeder gern mit tanzt und springt und lustig ist! Aber so war er stets! — Kein Herz hat er im Leibe, das wird immer klarer!“ —

Karl Martin aber wollte sehen, ob wohl das Pochen und Hämmern in seiner Brust sich legen würde, wenn er in die Welt ging, weit fort, wo ihn nichts an das blonde Marthchen mahnen kann.

Und er reiste ab, ohne von irgendeiner Menschenseele Abschied zu nehmen. Daß er die Nacht zuvor auf der stillen Gasse vor Marthchens Fenster stand, und gleich dem Heineschen Doppelgänger die Hände vor Schmerzensgewalt rang, das hatte niemand gesehen. Ach, daß er draußen die Ruhe gefunden hätte!

Aber es bebte und zitterte Tag und Nacht in qualvoller Sehnsucht, das arme, kranke Herz, an welches die Leute nicht glauben wollten, und zog ihn hinein in die kleine Stadt, wo ein rosiges Mädchengesicht hinter den Blumentöpfen am Fenster lachte.

Ganz genau weiß er noch, wie er in jener Nacht, da er heimkehrte, hier unter den Kastanien stehen blieb und die Arme jauchzend ausbreitete nach dem Glück! Auch jetzt bleibt der alte Mann stehen und streicht über die feuchten Augen. Der eisige Sturm zaust ihn und wirft ihm die Hagelkörner ins Gesicht — er achtet es nicht, sein Blick schweift verklärt hinüber nach dem spitzen Giebelhaus, in welchem damals seine Martha wohnte.

Wie oft ging er da aus und ein, seit er als Buchhalter bei ihrem Vater tätig war.

Er sträubte sich zwar stets, wenn der liebenswürdige Herr ihn, den Einsamen, am Sonntag in seine Familie einlud, aber er ging doch, still, ernst, mit gesenkten Augen und einem Gefühl, als schnüre ihm die Aufregung die Kehle zusammen.

Wie freundlich, wie gut war Marthchen zu ihm! Nicht mehr so keck und trotzig wie früher, nein, mild, sanft, beinahe traurig, daß er kaum noch wagte, ihr in die wehmütigen Augen zu sehen.

Aber gerade dieses veränderte Wesen machte ihm Mut. Er kam öfters — ja, er hielt sogar ein paarmal ihre Hand länger in der seinen und brachte sogar seine Geige mit, um ihr vorzuspielen. Zu Hause gab's nur zwei Melodien für ihn: „Ach wie fromm, ach wie traut, — hat mein Auge sie erschaut" — und „Martha, Martha, du entschwandest und mein Glück nahmst du mit dir!" — — Wenn er aber vor dieser, seiner Martha stand, dann spielte er mit dunkelrotem Kopf und zitternden Händen ganz gleichgültige Stücklein, welche nichts von Liebe und Sehnen wußten.

Wo war Walter Bach? —

Er hätte es gern gewußt, aber er mochte nicht fragen. Da erzählte es ihm einmal der Hausdiener aus freien Stücken: „Zur See sei er gegangen." —

Fort zur See! — Karl Martin atmet auf wie erlöst. Sylvester! Abermals hatte ihn sein Prinzipal aufgefordert, das neue Jahr im Kreise der Seinen zu erwarten, und er ging, das Herz voll kühner Pläne, voll heißer, wagemutiger Liebe. Er wollte, — er mußte heut zu ihr sprechen, heut am Sylvester.

Aber es war keine Gelegenheit, und die elfte Stunde kam und das Blei schmolz in dem Löffel.

Große jubelnde Aufregung! Marthchen hat sich einen Kranz gegossen, und die Buben lärmen: „Nun wirst du in diesem Jahre Braut!“ —

Sie erglüht und reicht den Löffel an ihn: „Nun versuchen Sie Ihr Glück, Freund Karl!“ —

Wie rote Feuerflammen wogt's vor seinen Augen, er faßt mit unsicherer Hand zu und gießt. Alles neigt sich näher und schaut.

„Ein Herz! Er hat ein Herz gegossen!“ schreien die jüngeren Geschwister Marthchens, und einer der Knaben sagt naseweis: „Na, endlich hat er eins! Es war auch Zeit, daß er eins bekam!“

Wirklich ein Herz! Ein deutliches Herz.

Marthchen neigt das reizende Gesichtchen neugierig vor und fischt es aus dem Wasser. „Wir wollen's am Schatten sehen!“ sagt sie, — und als sie es zwischen die Fingerchen nimmt, da biegt sich das dünne Metall und bricht auseinander. „Aber Martha! Nun hast du sein Herz gebrochen!“ klagt das kleine Lieschen vorwurfsvoll,

und das junge Mädchen lacht harmlos auf und scherzt: „Das löten wir wieder zusammen, nicht wahr, Karl? Solch ein bleiernes Herz läßt sich eher kurieren, wie eins von Fleisch und Blut!"

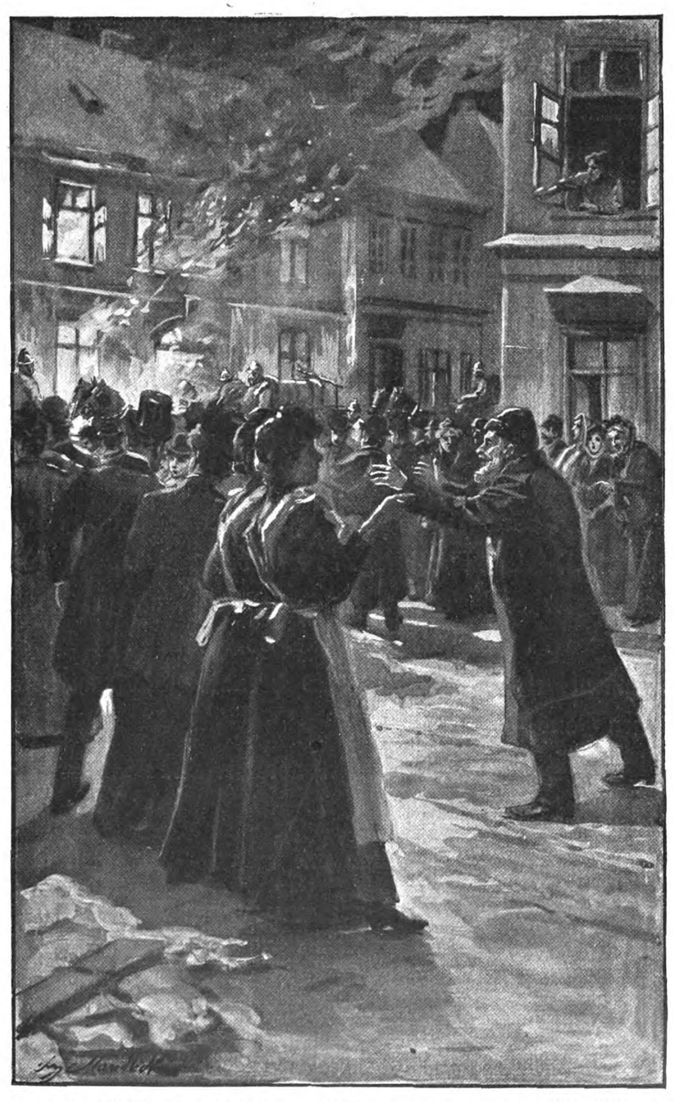
Er will antworten, da gibt's laute Stimmen auf dem Flur, die Tür fliegt auf, mit ungestümen Schritten eilt ein junger Seemann in das Zimmer: Walter Bach! — Und er breitet voll glühender Zärtlichkeit die Arme aus und jubelt: „Marthchen, mein Marthchen — nun hast du mich wieder!" —

Sie liegt an seiner Brust . . . sie küssen sich in alles vergessender Seligkeit, und die Buben schreien: „Hurra! Nun ist der Kranz schon wahr geworden!"

Karl Martin steht abseits am offenen Fenster. Seine Hand krampft sich um das Stücklein Blei, welches sein Herz bedeutet.

Wie ein scharfer, weher Riß geht es ihm durch Leib und Seele, wie ein qualvoller Aufschrei banger Todesnot möchte es sich von seinen Lippen ringen. Da — er fühlt es — in diesem Augenblick hat Marthchen sein Herz gebrochen . . .

Auch jetzt ringt es sich wie ein keuchender Schmerzenslaut von den Lippen des einsamen Mannes. Er steht vor dem dunklen Haus und starrt nach dem Fenster empor, an welchem er damals stand, — ihm ist's, als ob die Sylvesterglocken noch immer in seinen Ohren gellten.



Flammen schlagen ihm entgegen — Flammen aus seinem alten Vaterhaus am Marktplatz. (S. 418.)

Dunkel ... öd' und leer da oben — gestorben und verdorben, und nichts zur Erinnerung von ihr zurückgeblieben, wie daheim in seinem Schreibtisch das kleine, zerdrückte Bleistückchen, sein armes, gemordetes Herz, welches sie einst in der Hand gehalten, welches der Hauch ihres süßen Mundes geheiligt.

Wie es den alten Mann plötzlich friert ... Er schauert zusammen und sein Blick weilt noch einmal, wie zu langem, langem Abschied auf dem teuren Haus. Dann geht es weiter durch den Schnee, nach der stillen dämmrigen Allee, an welcher der Kirchhof liegt. Wie langsam es plötzlich vorwärts geht ... wie dunkel es wird ... und horch ... Glocken plötzlich ... was bedeutet das? Schon jetzt Sylvesterglocken? Nein, das ist ein anderer Klang — schrill ... angstvoll ... und dort hinter den kahlen Bäumen? Feuerschein! — Es brennt! Vielleicht sein eigen Haus! —

Hu, wie der Wind braust! Wie der alte Mann atemlos gegen ihn ankeucht! ... —

Flammen schlagen ihm entgegen — Flammen aus seinem alten Vaterhaus am Marktplatz. — Die Leute stehen, gaffen, schreien — alles stürmt zu Hauf ... Die Feuerwehr rasselt heran.

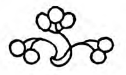
„Platz, Platz, da kommt Herr Martin selbst!"

Wie ein Verzweifelter bricht er sich Bahn, man will ihn zurückreißen, umsonst, er stößt die Menschen zur Seite

— er stürmt wie ein Rasender durch Rauch und Qualm in das brennende Gebäude.

„Laßt ihn," hohnlacht ein Weib — „er muß ja seine Schätze retten! Was wäre dem Herzlosen sonst noch lieb?" —

Eine kurze Stille höchster Spannung. Wird es ihm glücken, noch etwas in Sicherheit zu bringen? — Die Feuerwehrmänner dringen dem Tollkühnen nach . . . da . . . ein leiser, heiserer Schrei . . . er taumelt die Stiege herab — sein Rock, sein Pelz brennt . . . man wirft sich über ihn und löscht . . . — — Starr, regungslos liegt der alte Mann im Schnee, die Aufregung, die Überanstrengung, Qualm und Brand haben ihn getötet. Seine Hand umkrampft eine kleine Schachtel, seine Lippen lächeln wie verklärt. Was enthält die Schachtel? — Edelsteine? — Perlen? — Wunderlich! Nur ein zerdrücktes Stückchen Blei, wie ein Herz geformt. Hatte er dennoch eins besessen? Sein Testament setzte die Armen der Stadt zu seinen Erben ein.



Regenwetter.

„Pfui Deiwel!“ sagte er, blieb momentan unter den duftenden Tannen stehen und schüttelte das Wasser von dem braunen Lodenmantel ab, wie ein Pudel, welcher ein unfreiwilliges Bad genommen. „Pfui Deiwel! Kommt der Mensch darum nach Tegernsee, um als verkörperter Gießbach einherzuwandeln? — Scheußlich! Das sollen nun Berge sein! Grau in Grau, wie Frau Sorge, wenn sie sich in ihre Schleier hüllt! — Das sollen nun fesche Deandeln, — schmucke Alpenfeen sein, diese triefenden, in Regenmäntel gewickelten Lebewesen, von welchen man nichts weiter sieht wie den Regenschirm und ein paar größere oder kleinere Gummischuhe! Und das soll nun eine Ferienreise, von welcher ich dem Chef ‚göttlich amüsante‘, ‚zum Entzücken nette‘ Feuilletons liefern soll! Als ob man bei Regenwetter in den Bergen überhaupt etwas erleben könnte — geschweige etwas Entzückendes!!“ Und mit einer geradezu grimmigen Gebärde hieb der junge Redakteur, Herr Doktor Erwin

Haller, das flotte Tiroler Hütchen durch die Luft, daß ein wahrer Sprühregen von Tropfen über das noch einzig trockene Plätzchen unter den schützenden Zweigen stäubte. Dann drückte er den Filz wieder auf die dunk-



len, lockig gescheitelten Haare und blickte aufseufzend nach dem idyllisch gelegenen Gehöft, welches vor ihm aus regengebadeten Wipfeln aufstieg. „Also das wäre der Pfliegelhof, der viel gepriesene, den der Mensch gesehen haben muß, will er sein Haupt daheim zum Winterschlaf niederlegen! Und hier in meiner Brusttasche die Depesche

vom Chef: ‚Brauche Feuilleton, — kurze, kleine Sache! Schicken Sie mir doch vom Pfliegelhof etwas recht Herzerfreuliches zum Druck!‘“

„Na — die Herzensfreude wird groß werden! Ich setze mich in die einsame stille Klause nieder und verfasse eine Elegie an Pluvius!!“ und Doktor Erwin schritt melancholisch über die duftigen Matten, trat nach wenig Augenblicken über die Schwelle des schmucken Hauses und beantwortete das fröhliche „Grüß Gott!“ der dralen Schenkin mit einem abermaligen mächtigen Spritzer von Hut und Mantel.

Ja, wenn er noch so ein Springinsfeld wäre, der mit jeder Frau Wirtin schön tun und mit jedem Schankmadel scharmieren kann!

Aber Doktor Erwin ist trotz seiner lachenden Augen und seinem studentenmäßig jungen Gesicht doch ein gar ernster Mann, welcher noch Ideale hat, und welchem der Glauben an das Ewig-Weibliche in der schwülen Großstadtluft noch nicht abhanden gekommen ist.

Wie leer, — wie dämmerig still, wie feuchtkühl ist es in dem Zimmer.

Der Doktor bestellt sich ein Essen, ein Glas Bier, rückt mißmutig in das äußerste dunkle Eckchen am Ofen und brütet Weltschmerz. Kein Mensch zu hören und zu sehen! Natürlich scheuen die zarten Dämchen nasse Füße und sitzen mit einem Romanbuch und einer Bonbonniere

daheim in Tegernsee, anstatt hierher zum Pfliegelhof zu gehen und ihm Stoff zu was „Gedrucktem“ zu liefern.

Gräßlich! Er kann die zimperlichen, wegfaulen Fräuleins nicht leiden, — er sehnt sich wahrhaft danach, einmal ein frisches, derbes Landkind auf die regennassen Wangen zu küssen . . . ja, wenn er nicht gar zu solide wäre! Ein Mann von seinen Grundsätzen küßt nur noch sie — die Einzige — die Herrlichste von allen! . . . Aber, du liebe Zeit, ein bayrisches Dirndel von der Alp kann er doch nicht zur Frau Doktorin machen, und die eleganten, hübschen Stadtdämchen lassen sich nicht den Regen über die gepuderten Gesichtchen laufen.

Gräßlich! Geradezu gräßlich!

O dieses Regenwetter! Kaum daß ihm das Essen schmeckt. — Er steckt die Zigarre in Brand, legt sein Taschenbuch vor sich auf den Tisch und spitzt trübsinnig den Bleistift.

Was soll er schreiben? Der Chef muß etwas zum Drucken haben, — aber was?!

Sein Schnurrbärtchen, welches sonst so flott und keck an den Wangen emporstrebt, hängt regenschlaff hernieder, so recht wie eine Trauerweide, und Doktor Haller empfindet nicht ein einzigesmal das unternehmende Kribbeln in den Fingerspitzen, es eroberungslustig emporzudrehen.

Horch . . . Was ist das?

Stimmen, — Gelächter . . . Ein frischer Jodler auf dem Wege draußen.

Touristen! Faktisch auch zwei Damen dabei! Doktor Haller äugt überrascht hinaus und traut seinen Augen nicht! Regenschirme haben die Holden wohl, aber sie machen einen merkwürdigen Gebrauch davon. Der Herr Papa scheint sein Schicksal herausgefordert zu haben, — er hat zuerst gespritzt, und nun verfolgen ihn die beiden lustigen Mädels — richten die Schirme gegen ihn, der sich verzweifelt hinter dem seinen zu decken sucht, und . . . auf — zu — auf — zu — ritsch — ratsch — hui, wie das spritzt und sprüht, und wie das lacht und jubelt und neckt!

Donnerwetter! Da liegt noch Leben drin! — Nun Stimmen auf dem Hausflur, — die Tür wird aufgestoßen — „Hurra, wir sind ganz allein hier! Das ist famos, Papa! Nun können wir alles aufessen, was in der Küche ist! Ach, du ewige Kümmernis — was habe ich für einen Mordshunger!" —

Der junge Redakteur drückt sich instinktiv noch fester in seine dämmerige Ecke und hält sein Tuch vors Gesicht, aber seine Blicke hängen wie gebannt an dem süßen, lachenden Mädchengesicht, welches ihm, frisch wie eine Rose im Tau, entgegenstrahlt.

Da hat er sie ja, die Regentropfen auf den rosigen Wangen!

Zwar reibt sie eben ohne Prüderie das Gesichtchen ab und trocknet die goldnen Löckchen mit dem Taschentuch, und die Schwester wirft sich auf einen Stuhl und lacht:. „Komm hierher, Hertha! Hier kann man so hübsch in die Berge sehen!"



Der joviale Papa bestellt Essen und verwickelt sich dabei in ein Gespräch, und die beiden Mädels stecken eifrig die Köpfe zusammen und kichern und lachen, — werfen wohl auch einen ganz gleichgültigen Blick nach der Ofenecke, wo ein sehr eifrig lesender braun-grauer Herr sitzt, und packen hastig ein rotes Buch aus ihrer Handtasche. „Wir sind ja ganz allein, Hertha! Laß es uns gleich mal auflegen!"

„Natürlich, Trude, darum habe ich das berühmte Horoskop ja mitgenommen! Bis zum Abend habe ich keine Geduld, mein Schicksal zu erfahren!"

„Wie famos, daß es uns der Postbote gerade noch vor Toresschluß gab!"

„Glaubst du wirklich an diese Wahrsagekarten?"

„An das Seni-Horoskop?*) Und ob! Ella schrieb doch, es sei alles bei ihr eingetroffen — alles!"

„Ach Trude — ich bin rasend gespannt!"

„Nimm du das Buch und lies, — ich lege die Karten auf!"

Doktor Haller äugte immer lebhafter und gespannter nach den jungen Damen hinüber, — es war ja köstbar, daß er das Schicksal der wonnigen, kleinen Hertha erlauschen konnte, — so sehr hatte ihn lange nichts interessiert, und je länger er das lachende, regenfrische Gesichtchen ansieht, desto schneller schlägt ihm das Herz und forscher streicht er plötzlich das Bärtchen in die Höhe.

Trude schlägt das rote Buch auf, entnimmt ihm ein Päckchen Karten, läßt Hertha mischen und breitet sie auf dem Tisch aus.

Voll Feuereifers neigen sich die Köpfchen darüber. „Hier! Hier schiebt sich ein Sternbild zusammen! Jetzt schlag auf: Sternbild des Wagens, Nr. 24, Lage 3: ‚Dein Unternehmungsgeist wird dich in die Welt hinaus-

*) Seni-Horoskop (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Paul List).

treiben und du wirst in der Ferne das erträumte Glück finden!'" — Trude jubelte hell auf: „Siehst du Hertha? Du hast Papa zu der Reise bestimmt! Gieb acht, sie bringt dir Glück!! —"

„Weiter! weiter!"

„Hier: Sternbild Herz Karls II., Lage 3: ‚Treue Liebe wird dir in nächster Zeit Herz und Hand zu Füßen legen und du wirst glücklich sein!' — Hertha! O, ich sage es ja!!"

„Sternbild des Schwans, Lage 1: ‚Du fällst durch Schönheit und Liebenswürdigkeit während deiner Reise auf und gewinnst dadurch das Herz einer hervorragenden Persönlichkeit!' — Hertha — das geht auf ihn!"

Das junge Mädchen ward dunkelrot, wie in schwärmerischem Entzücken drückte sie die Händchen gegen die Brust: „Ach, mein interessanter Unbekannter aus München und Nymphenburg! O Trude, ob ich ihn je im Leben wiedersehe? Ach, wo mag er hingereist sein, hierher nach Tegernsee doch sicher nicht!"

„Warum nicht? Wie er so in dem Kahn saß in Nymphenburg und schrieb, und wir ihn beobachteten, da sagte ich dir gleich — er ist ein Dichter — ein Schriftsteller . . ." Haller zuckte jählings zusammen. Im Kahn — auf dem Nymphenburger kleinen See — schreibend? . . . Das war er! — Bei allen Göttern — sie nannte ihn den interessanten Unbekannten — sie hatte ihn beobachtet!!

„Auf seiner Handtasche stand das Monogramm H. E. — oder E. H. . . .“

Erwin biß die Zähne zusammen, um nicht hell aufzujubeln. —

„Und du glaubtest zuerst, es sei Paul Heyse! — Ach, Trude — der sieht ja ganz anders aus! — Mein Fremder hatte ja nur einen kleinen Schnurrbart — ach und diese Augen — wenn er so sinnend emporblickte, — o, ich vergesse sie nie, nie wieder!“ —

Potz Wetter, dachte Haller — schrieb ich da ein Feuilleton über Nymphenburg oder rechnete ich meine letzte Hotelkreide nach? — Und ich Esel ahnte nicht, was für ein himmlisches Menschenkind mich beobachtete!

„Ich bin überzeugt, Hertha, daß wir ihn noch einmal sehen, ihn kennen lernen, daß er es ist, welchen dir die Karten verheißen!“ —

Blondköpfchen kichert mit strahlenden Augen in sich hinein: „Ich würde ihm sofort um den Hals fallen, ich würde ihm durch Sturm und Regen entgegenlaufen, wenn er jetzt den Weg da heraufkäme!“ —

„Renommier nicht so, Hertha! Du weißt genau, daß er nicht kommt! Du liebe Zeit, bei solchem Wetter sitzen die Dichter im Hotel hinter der Glasveranda — die reiten ihren Pegasus nicht bei Wind und Wetter, wie mein Schatz daheim vor seiner Schwadron . . .“

Aha, Fräulein Trude ist verlobt, denkt Doktor Haller und wagt kaum zu atmen in der Freude seines Herzens,

daß Hertha ihm sofort tausendmal besser gefiel. — Ach — er möchte aufspringen . . . möchte jenen Weg dort heraufkommen und selig die Arme nach seiner taufrischen Rose ausbreiten; kaum hält es ihn noch auf seinem Lauscherposten.

„Nun kommt bald das Essen! Schnell weiter, Trude!“ Und Trude liest abermals, was in den prophetischen Karten steht: „Nebenmond Dione, Lage 4: ‚Man schickt dir Blumen und hofft, daß du ihre Sprache verstehst!‘“

„O Trude! Blumen von ihm! — Wenn er mir einmal Blumen schickte! — Aber das ist ja Unsinn, ganz unmöglich! Die Karten lügen! Wie und wo sollte ich ihn jemals wiedersehen und kennen lernen?“ —

In der Ofenecke wird ein Stuhl gerückt und ein Herr erhebt sich, — die jungen Mädchen blicken kaum hin, aber sie sprechen plötzlich leiser und stecken die Köpfchen näher zusammen.

Doktor Haller winkt einem kleinen Buben, welcher soeben durch die Tür schaut, und flüstert ganz heimlich mit ihm, und der kleine Bursch mit den klugen, schwarzen Augen lacht, schießt eifrig davon und kehrt nach wenig Augenblicken wieder. In seiner braunen Hand leuchten die schönsten roten und weißen „Nagerln“, welche er vom Blumenstock auf der Galerie droben hat schneiden können.

Erwin blinzt ihm zu, und der Bub tritt keck an den Tisch, wirft Hertha den duftigen Gruß in den Schoß und

lacht übermütig: „Ein grüß di Gott von dein' Schatz! Er schickt's dir!"

Hertha tut einen leisen Schrei und Trude schlägt die Hände zusammen: — „Just stand's hier in den Karten!" ruft sie.

„Mein Schatz? Ich hab keinen Schatz!" lacht Hertha mit blutroten Wangen.

„Na — dann kriegst bald oan! Den da!" und der Junge weist mit einem Juchzer nach Doktor Haller und umklammert den Taler, welchen er von ihm erhalten, mit krampfhafter Zärtlichkeit: „Da schaut's 'n an! — der da!" wiederholt er, und dann schlägt die Tür hinter ihm ins Schloß.

„Infamer Bengel!" möchte Erwin rufen, denn so sollte er seinen Auftrag absolut nicht ausrichten, er springt empor, tritt ins helle Licht vor die jungen Damen und sagt . . .

Ja, was er eigentlich sagte, weiß niemand so recht, denn der leise, doppelstimmige Aufschrei der beiden Fräuleins, die überraschte Frage des Papas, welcher just herzutritt, — die grenzenlose Verlegenheit seiner Jüngsten, Hertha . . . ja, es ist ein großes Durcheinander, aber es löst sich in allgemeine Harmonie, und bald sitzt Doktor Haller neben dem reichen Fabrikbesitzer und seinen Töchtern und ißt abermals zu Mittag, und diesmal schmeckt es ihm herrlich.

Der Regen klatscht gegen die Fenster, das Wetter wird immer toller, an den Heimweg ist nicht zu denken. Warum auch? Es ist ja so gemütlich . . . so über alle Maßen reizend, dieses Regenwetter!

Doktor Haller versichert mit unendlich treuherzigem Gesicht, daß er nicht ein Wort von alledem verstanden habe, was die Damen aus den Karten lasen, und darum legt Trude sie ihm zur Belohnung auch; er bittet ja so sehr darum, und das Horoskop ist eine so entzückende Unterhaltung bei Regenwetter.

Du liebe Zeit! Schon in aller — allernächster Zeit soll sich der Doktor verloben! . . . Der lächelt und blickt in das heißerglühende Gesichtchen Herthas . . .

Gegen Abend hört es auf zu regnen, der Mond scheint und man wandert heim, voran Papa und Trude, etwas weiter zurück der Doktor und Hertha. Da fällt Erwin ein, daß er ja auf jeden Fall dem Chef etwas zum Drucken schicken muß. — Und er tut es auch noch an demselben Abend. — Den besten Beitrag, den er je geliefert: „Hertha Stegmann — Doktor Erwin Haller, — Verlobte.“ — Und er schrieb dazu an den Chefredakteur: — „Mehr wird es heute nicht, es regnet gar zu toll!!“

Trotzalledem fand derselbe solch ein „Feuilleton aus Tegernsee“ geradezu entzückend und göttlich amüsant. —

